Bibliothek der Unterhaltung und des Wissens

AUS
DER BIBLIOTHEK

Prospekt.

Mit vorliegendem Bande beginnt unsere „Bibliothek der Unterhaltung und des Wissens“ ihren zweiundzwanzigsten Jahrgang 1898. Die Neuerungen der letzten Jahre: das elegante äußere Gewand, die beträchtliche Vermehrung des Inhalts, vor allem die Beigabe

zahlreicher schöner Illustrationen

sind von großem Erfolge begleitet gewesen, sie haben uns viele Tausende neuer Leser zugeführt. Es soll uns dies ein Sporn sein, an der Aufrechterhaltung unseres Programms:

☛ den vielen Bücherliebhabern, denen dies wegen der
☛ damit verbundenen großen Kosten bisher nicht ver-
☛ gönnt gewesen war, Gelegenheit zur Anlegung einer
☛ wirklich gediegenen, Belehrung und Unter-
☛ haltung zugleich bietenden

Privatbibliothek

zu gewähren, mit allen Kräften fortzuarbeiten. In diesem Bestreben bitten wir uns durch recht zahlreiche Beteiligung an der Subskription unterstützen zu wollen.

Die „**Bibliothek der Unterhaltung und des Wissens**“ erscheint vollständig in 13 vierwöchentlichen, elegant in englische Leinwand gebundenen, reich illustrierten Bänden mit Goldrücken und Deckelpressung.

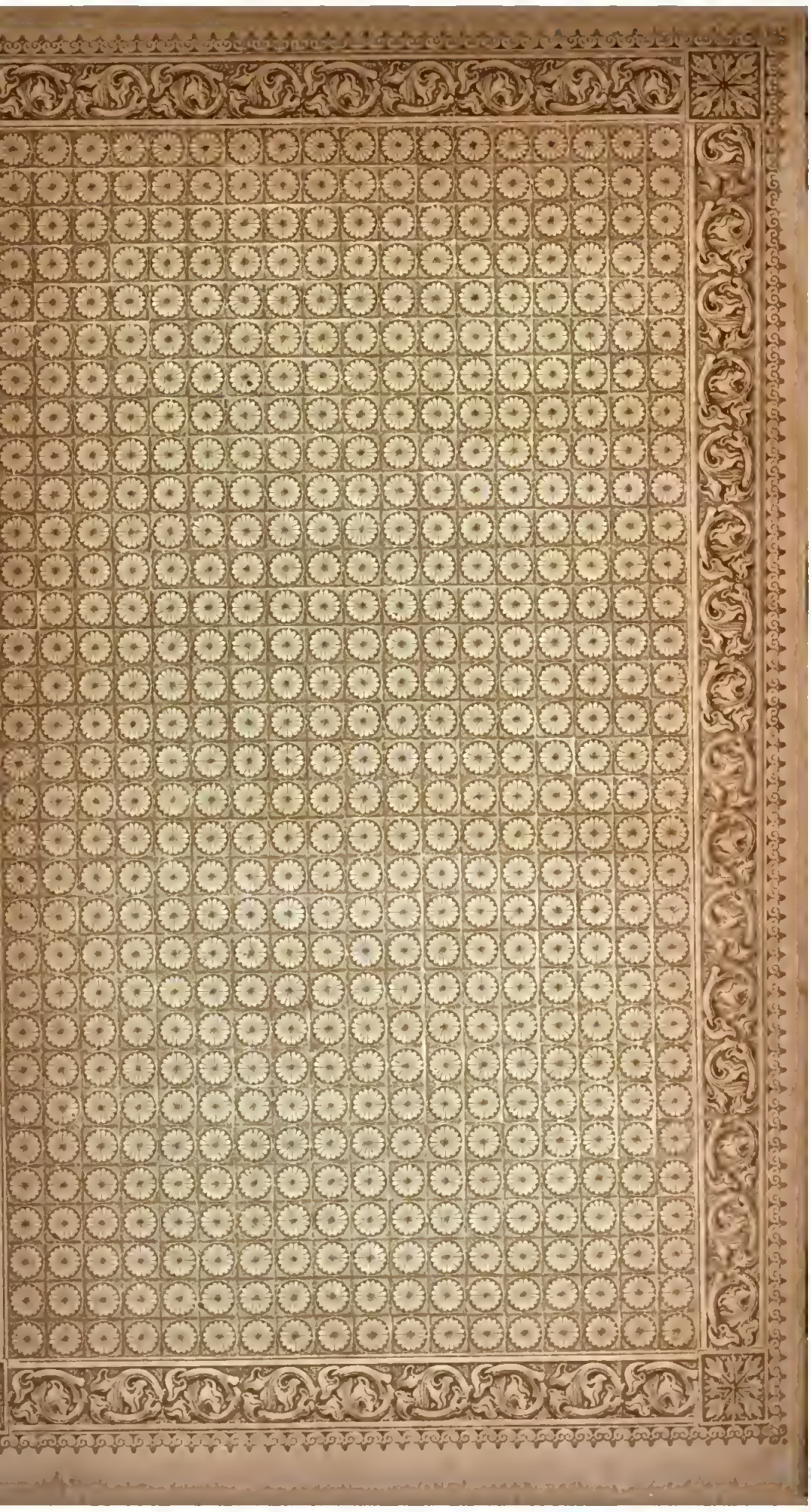
Um die Anschaffung auch weniger Bemittelten zu ermöglichen, beträgt der Abonnementspreis

nur 75 Pfennig für den Band,

ein Preis, zu welchem der Buchbinder im einzelnen noch nicht einmal **den bloßen Einband** zu liefern im stande wäre.

Stuttgart.

Die Redaktion
und Verlagsbuchhandlung.



Bibliothek

der

Unterhaltung und des Wissens.

Bibliothek
NFE

Zu der Erzählung „Chineſe Müller“ von Harry Sheff. (S. 84)
Originalzeichnung von E. Klein.

Bibliothek

der

Unterhaltung

und des

Wissens.

Mit Original-Beiträgen

der hervorragendsten Schriftsteller und Gelehrten,

sowie zahlreichen Illustrationen.

Jahrgang 1898.

Erster Band.

Stuttgart, Berlin, Leipzig.

Union Deutsche Verlagsgesellschaft.

Printed in Germany

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY
275453A
ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS
R 1926 L

Druck der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart.

Inhalts-Verzeichnis.

Seite

Auf stürzendem Thron. Roman von Woldemar Urban 7

Chinese Müller. Erzählung von Harry Sheff . . . 79
Mit Illustrationen von E. Klein.

Am Starnberger See. Wanderbilder von Max Haushofer 104
Mit 14 Illustrationen.

Burg Felseck. Eine heitere Hofgeschichte Von Hanns v. Spielberg 126

Elefanten bei der Arbeit. Skizze aus Hinterindien. Von R. Immann 188
Mit 13 Illustrationen.

In Feuersgluten Eine Schilderung berühmter Brandkatastrophen. Von A. Kreuzer 205
Mit 10 Illustrationen.

Mannigfaltiges:

Das Drama aus den Schloßkellern von Kleve . . 225

Neue Erfindungen:

I. Eine merkwürdige Eigenschaft der Röntgen-Strahlen 228
Mit Illustration.

II. Ein automatischer Haken 231
Mit Illustration.

Seite

Schmuggelabenteuer eines Miniſters 231
Der Staub der Großſtädte 233
Ritter Blaubart 234
Ediſons erſter Check 235
Vergnügtes Leben in der Baſtille 236
Die japaniſchen Rothſchilds 237
Eine Künſtlerehe 238
Geiſtesgegenwart 239
Eine glückliche Prophezeiung 239
Reporterfindigkeit 240

Auf stürzendem Thron.

Roman von **Woldemar Urban.**

1.

(Nachdruck verboten.)

An der Ecke der Piazza San Ferdinando in Neapel, wo es zu der verkehrsreichen Toledostraße *) ging, befand sich seiner Zeit der Laden eines Matratzenmachers Namens Gennaro Macchiavelli. Der Mann, der mit dem berühmten Verfasser des Buches „Vom Fürsten" weiter nichts gemein hatte, als eben den Familiennamen, gab sich mit seinem Geschäft redlich Mühe. Er war fleißig und nüchtern, ehrlich und strebsam, von früh bis abends darauf bedacht, seine zahlreiche Familie mit seiner Arbeit zu ernähren. Leider gelang ihm das aber trotzdem nicht.

Macchiavelli geriet mit seiner Familie von Jahr zu Jahr immer mehr und mehr in Armut und Mangel. Woran das lag, ließ sich nicht mit zwei Worten sagen. Die Verhältnisse, die unruhigen und unglücklichen Zeiten, die dem Sturz der bourbonischen Herrschaft in dem Königreiche beider Sizilien vorangingen, waren ihm nicht günstig. Man hätte sagen können — um kurz zu sein —: Macchia-

*) Jetzt Strada di Roma.

velli war zu ehrlich, denn mit der Ehrlichkeit kam man damals in Neapel — wie übrigens auch heute noch — nicht sehr weit.

Die durch die Fremdherrschaft verderbte Bevölkerung, die Polizeiwirtschaft, die Spionenriecherei, die Angeberei und das ganze Heer jener Uebel, die eine herzlose, nur auf eigene Bereicherung bedachte Staatsverwaltung im Gefolge hat, kam wohl listigen und verschlagenen Menschen, nicht aber ruhigen, pflichttreuen Arbeitern zu gute. Macchiavelli litt unter dem allgemeinen Unheil, unter dem Unglück des Landes.

Fremde Abenteurer, meist Franzosen, weggejagte Offiziere, verarmte Adelige oder auch geradezu fahrende Ritter der Landstraße schmeichelten sich zu Aemtern und Vertrauensstellungen empor. Ohne Herz für das Volk, ohne Verständnis für seine Wünsche, seine Eigentümlichkeiten, seine Lebensbedingungen, konnten und wollten diese Leute auch nichts für die Wohlfahrt des Landes und seiner Bewohner thun, sondern sahen in ihm nur die Beute, deren sie sich in habsüchtigster und gewaltthätigster Weise zu bemächtigen suchten. Glatte Höflinge, schmeichlerische Schmarotzer nach oben, waren sie für das Volk Diebe und Henker zugleich.

Don Gennaro Macchiavelli saß mit seiner Frau und zwei erwachsenen Töchtern vor seinem Laden auf dem Platz und zupfte Wolle, die er für seine Matratzen verarbeitete. Die übrigen Kinder waren noch zu klein, um sich an dieser Arbeit zu beteiligen.

Seine älteste Tochter, die hübsche Assunta, schien übrigens wenig Gefallen daran zu finden. Hin und wieder hob sie das runde, hübsche Köpfchen und blickte hinüber über den Platz.

Kaum zweihundert Schritt vom Laden Macchiavellis entfernt, lag der königliche Palast, vor dem sich Tag für

Tag ganze Scharen zerlumpter und hungriger Lazzaroni*) herumtrieben, auf einen Biſſen oder eine Kupfermünze, für die ſie ſich eine Schüſſel Maccaroni kaufen konnten, hoffend. Dieſe Lazzaroni waren auch ſo eine Giftpflanze aus dem bourboniſchen Sumpf. Nichtsnutziges, faules Geſindel, demoraliſiert, ohne Luſt und — allerdings auch ohne Gelegenheit — zu einer ehrlichen Erwerbsthätigkeit, waren ſie jederzeit bereit, für die ſchäbigen Küchenreſte, welche aus der königlichen Küche für ſie abfielen, Geſinnung und Ehre, Vaterland und Freunde zu verkaufen, zu verraten und den Bedrückern des Volkes, wenn ſie aus dem Wagen ſtiegen oder vor dem Palaſt auffuhren, ihre „Evvivas" zuzubrüllen.

Da ſich ſolche Scenen täglich, faſt ſtündlich vor dem Palaſt abſpielten, ſo hatten dieſe Lazzaroni für die unmittelbare Umgebung des Königs einen doppelten Zweck. Einmal repräſentierten ſie vor dem allerhöchſten Herrn und Gebieter, dem damals noch jungen, unerfahrenen Francesco II., das treuergebene, glückliche und zufriedene Volk von Neapel — alle die Tauſende, die man in den Gefängniſſen prügelte, peinigte und folterte, zeigte man ihm natürlich nicht — dann aber waren die Lazzaroni auch eine Abwehr gegen meuteriſche Ueberraſchungen, gegen revolutionäre Beſtrebungen und dienten außerdem als Polizeiſpitzel. Es kam daher den hochgeſtellten Herren, die auf der Taſche des Volkes lagen, auch nicht darauf an, dieſen getreuen Helfern von Zeit zu Zeit ein paar Biſſen zuzuwerfen.

Aſſunta ſchaute dem Treiben der Lazzaroni vor dem Palaſt zu. Das Wollezupfen war ihr läſtig und unangenehm. Die feinen Fäſerchen, der Staub, der ſich dabei loslöſte, ſtiegen ihr in die Naſe, fielen auf ihr ſeiden-

*) Der altherkömmliche Name für das neapolitaniſche Geſindel.

weiches, etwas welliges Haar, das in prachtvollem zierlichem Gelock Stirn und Schläfe umrahmte. Sie wußte, obgleich sie kaum erst siebzehn Jahre zählte, daß sie sehr hübsch war. Und wenn ihr auch der Spiegel nicht gesagt hätte, was für ein zierliches, anmutiges Persönchen sie sei, wie glutvoll ihre Augen, wie weich ihre Haut, wie entzückend ihr Wuchs, so fehlte es ja nicht an jungen Herren, die jederzeit bereit waren, ihr das in den schwärmerischesten Ausdrücken zu versichern. Assunta hörte das sehr gern. War das etwas Uebles? Es war jedenfalls viel schöner, wie das abscheuliche Wollezupfen.

Mit ihren siebzehn Jahren sah Assunta die Welt natürlich wesentlich anders an, wie etwa ihr Vater, der in der Sorge um sein täglich Brot, um seine und seiner Familie Zukunft zur Verbitterung, zu Haß und Mißtrauen neigte. Jedesmal, wenn die Equipagen über den Platz rollten und die geputzten, eleganten Herren am Palast ausstiegen, sah sie gespannt von ihrer Arbeit auf, um zu erforschen, ob der junge Herzog di San Valtosa sich darunter befand. Nicht als ob sie sich dabei persönlichen Hoffnungen hingegeben hätte, aber sie freute sich doch, wenn ein so vornehmer Kavalier ihr einen freundlichen Blick, einen verstohlenen Wink, ein Kußhändchen zuwarf. Das war doch keine Sünde!

„Assunta!" rief plötzlich ein junger Bursche hinter ihr.

Sie drehte sich überrascht um. Ein frohes, glückliches Lächeln zog unwillkürlich über ihre bräunlichen, sammetzarten Züge.

„Felice! Bist du auch wieder einmal in der Stadt? Wie geht's am Posilipo?"

Der junge Mann trat näher und reichte ihr die Hand. Er war ein schöner, kräftiger Bursche mit blitzenden Augen und dunkellockigem Haar, dessen Locken ihm in die Stirn hereinfielen. Sein Anzug war der eines Bauern aus der

Umgegend. Derbe Lederstiefel bis zum Knie, etwas verschossene, hellbraune Sammethosen und gleichfarbiger Rock, den er lässig über die Schulter geworfen hatte. Darunter trug er ein rotwollenes Hemd. Dieses letztere war eigentlich ein Leichtsinn. Wenn damals die Garibaldischen Rothemden auch noch nicht in Neapel erschienen waren, so bedeutete doch ein rotwollenes Hemd unter Umständen eine Herausforderung der bourbonischen Schergen, eine Unbotmäßigkeit, also ein Verbrechen.

„Wie soll's gehen, Assunta?" versetzte der junge Mann mißmutig, „gar nicht geht's. In jetziger Zeit mag der Teufel ein Weinbauer sein!"

Dann sich zum alten Macchiavelli wendend, fuhr er fort: „Und Ihr, Don Gennaro?"

„Schon wieder in der Stadt, Don Felice?" erwiderte dieser, ohne sich in seiner Arbeit stören zu lassen.

„Meint Ihr, ich käme zum Spaß in die Stadt? Himmlischer Vater, wie ruhig wollte ich auf meiner Erdscholle draußen sitzen bleiben, wenn man mich nur in Ruhe ließe. Aber da kommen sie mit ihren Steuern und Abgaben, mit ihren Revisionen und Schätzungen, ihren Kommissionen und Protokollen, daß es einem siedend heiß zu Kopfe steigt. Per bacco, bin ich nicht auf meinem eigenen Grund und Boden am Posilipo? Hat mein Vater oder mein Großvater ihn etwa gestohlen? Komme ich zu irgend jemand, um etwas zu holen? Warum also kommen sie zu mir?"

Der alte Don Gennaro zuckte verächtlich mit den Schultern und sagte: „Das ist noch gar nichts."

„Noch gar nichts, Don Gennaro?" fuhr der junge Mann hitzig auf, „wenn sie mir das Hemd vom Leibe und die Traube vom Stock fortnehmen? Hört zu, Don Gennaro, ich habe es ausgerechnet. Im Laufe der letzten zwanzig Jahre sind von meiner Vigna dreimal so viel Steuern geholt worden, als sie wert ist. Gehört mein

Beſitz alſo noch mir? Was hat mein Vater, was habe ich von meiner Arbeit? Nicht ſo viel, wie man von der Hand bläſt. Wenn das Jahr um iſt, habe ich nichts, nichts als Schulden. Ihr kennt mich. Ich halte das Meinige zuſammen. Aber es nützt alles nichts. An meine eigene Scholle gebunden, bin ich der Sklave für andere."

„Das iſt noch gar nichts," wiederholte Don Gennaro in ſeiner verbitterten, ſcharfen Art.

„Wie? Noch nichts?" fuhr der andere hitzig auf, „ſoll ich warten, bis mich die Sbirren von Haus und Hof treiben, weil ich die Steuern nicht mehr zuſammenſcharren kann?"

Don Gennaro ſah einen Augenblick auf und ſagte dann: „Habt Ihr Exekution draußen?"

„Seit heute morgen. Ich bin deshalb hier. Ich will mit dem Präfekten reden."

„Mit dem Präfekten Romano?"

„Ja. Er iſt ein Neapolitaner. Er kennt uns. Er wird mir helfen."

Don Gennaro lachte kurz und ſpöttiſch. „Euch davon helfen, wollt Ihr wohl ſagen, Don Felice. Der Romano jemand helfen? Das iſt gut."

„Ihr glaubt nicht, daß er uns hilft?"

„Glauben! Ich bin überzeugt, Don Felice, daß er oder irgend eine ſeiner Kreaturen ſchon auf den Augenblick lauert, wo ſie Euch aus Eurem Gut hinauswerfen können, weil Ihr die Steuern nicht bezahlen könnt, um ſich dann ſelbſt hineinzuſetzen. Ihr ſeid der erſte nicht, Don Felice. Und wer nicht freiwillig davonläuft, den holen ſie ſich, ſperren ihn ein, prozeſſieren ihn, bis dem armen Teufel Hören und Sehen vergeht und er froh iſt, einer jener Lazzaroni zu werden, die Ihr dort ſeht — zu unſerer Schande. Fragt ſie nur. Sie werden Euch Ge-

ſchichten erzählen von Liberio Romano und den anderen, daß Euch die Haare zu Berge ſtehen. Ja, ja — der Romano!"

Wieder kurz und höhniſch auflachend ſchloß der alte Mann und fuhr fort, im ſtummen Grimme ſeine Wolle zu zupfen, haſtig, zornig, als ob er ſtatt der Schafwolle einen der Gewalthaber unter den Fingern hätte.

Aſſunta ſagte nichts, ſie hatte auch wohl nicht beſonders geachtet auf das, was geſprochen wurde, aber ſie ſah ſehr ſcharf und aufmerkſam auf den jungen Mann. Don Felice Camboni, der draußen am Poſilipo einen Weinberg beſaß, oder wie die Sachen jetzt zu ſtehen ſchienen, beſeſſen hatte, war ein Vetter von ihr. Ihre Mütter waren Schweſtern geweſen. Eine gewiſſe Zuneigung zwiſchen ihnen war alſo ſelbſtverſtändlich. Unwillkürlich nahm Aſſunta Anteil an dem, was Felice betraf. Sie ſah es mit Kummer, wie er ſich jetzt vor Zorn nach Art der Neapolitaner in den Zeigefinger biß, mit dem Fuß auf das Pflaſter ſtieß und einen wilden, verzweifelten Fluch halblaut zwiſchen den Lippen hervorpreßte. Die Thränen, die in den wildblitzenden ſchwarzen Augen des jungen Mannes glitzerten, preßten auch ihr tiefe Seufzer aus. Sie litt mit ihm, aber unbewußt, unwillkürlich, ohne daß ſie ſich über ihre wirklichen Gefühle recht klar geworden wäre.

Nun, dachte ſie, würde der arme Felice auch um ſein Gut kommen, wie ſchon ſo viele andere vor ihm, er würde vielleicht ſogar ins Gefängnis geworfen werden und ſchließlich ein Lazzarone, ein Herumlungerer werden — wie ſo viele andere. Sie bedauerte ihn deshalb, wirklich und wahrhaftig, mit ganzer Aufrichtigkeit, aber das war auch alles, wozu ſich ihre noch halb kindliche, ſpielende und tändelnde Phantaſie aufraffte. Woher hätte ſie auch die Kraft und den Verſtand einer feſten Ent-

schiedenheit, einer energischen Stellungnahme haben sollen? Sie litt an einem natürlichen Egoismus der Jugend. Sie sagte sich, daß Felice in ihrer Zukunft keine Rolle mehr spielen könne, weil er nichts besaß, ihr nichts zu bieten habe. Sie ließ ihn sozusagen innerlich fallen und gab sich aufs neue phantastischen Träumereien über die Zukunft hin. Sie wollte ja nicht in alle Ewigkeit Wolle zupfen, Not und Elend erdulden.

Eine elegante Equipage fuhr vorüber. Sie kam den Toledo herunter und bog hart am Laden Machiavellis um die Ecke, um über den Platz hinweg nach dem Palast zu gelangen. In dem Wagen saß ein junger, etwa dreißigjähriger Offizier in der prahlerisch bunten Uniform der damaligen neapolitanischen Armee, eine glänzende Erscheinung.

Just, als der Wagen, kaum zehn Schritt entfernt, an der wollezupfenden Assunta vorbeifuhr, warf der Offizier eine Rose, die er in der Hand hielt, heraus nach der Stelle hin, wo Assunta saß. Sie sah, wie er ihr dabei grüßend zuwinkte und lächelte. Sie wurde feuerrot, ihr Atem ging plötzlich wild und aufgeregt. Sie wollte die Augen niederschlagen, vermochte es aber doch nicht; verstohlen blickte sie der glänzenden Equipage nach und lächelte dem Offizier zu.

Ihr Vater stand rasch von seinem Sitz auf und zertrat mit einem grimmigen Fluch die arme Rose.

Das alles war das Werk einer halben Minute, aber Don Felice hatte den Vorgang doch genau beobachtet. Mit der lebhaften Auffassung des Neapolitaners und mit der Eifersucht des Verliebten erriet er sofort den Zusammenhang.

„Wer war das?“ fragte er rasch.

„Der Herzog Ugo di San Valtosa,“ antwortete Assunta rasch.

„Der Herzog!“ ahmte ihr Don Gennaro spöttisch nach, „ein schöner Herzog. Sein Vater war Koch beim alten König, und sein ganzes Herzogtum waren damals ein Rührlöffel und ein paar kupferne Kasserollen. Pfui! Ein Lump in Großfolio.“

„Die Leute nennen ihn doch so,“ wagte Assunta einzuschalten.

„Halte den Schnabel, Naseweis. Willst du etwa Leute solchen Schlages noch verteidigen? Der Kerl heißt Hugo Menier, wie sein Vater, der Koch, und stammt aus Marseille oder aus Toulon. Jedenfalls ist er ein Franzose und hat so wenig mit den Herzögen von San Valtosa zu thun, wie ich mit dem Kaiser von China.“

„Wie kommt er denn zu dem Titel?“ fragte Don Felice finster.

„Wie kommen denn diese Halunken zu unseren Gütern, unseren Steuern und unseren Vermögen? Sie machen dem jungen König eben so lang Kratzfüße, Redensarten und kleine Späßchen vor, bis er glaubt, sie wären tüchtige Leute. Dieser da ist noch ein ganz besonderer Schurke. Sein Herzogtum kostet ihm eingestandenermaßen drei Scudi bar und jeden Freitag eine Schüssel Maccaroni. Dafür hat ihn der alte Herzog di San Valtosa adoptiert —“

„Was?“ fuhr Don Felice erstaunt auf.

„Ich erzähle keinen Witz, Don Felice; was ich sage, ist die reine Wahrheit, ist Thatsache. Die drei Scudi hat Hugo Menier für rückständige Steuern, die der Herzog nicht bezahlen konnte, erlegt, und die Platte Maccaroni, auf die der Herzog, solange er lebt, Freitags Anspruch hat, erhält er für die Adoption. Ich glaube wohl, daß es Länder giebt, deren Adel noch nicht so verkracht und heruntergekommen ist, wie bei uns in Neapel. Es ist auch nirgends so toll gewirtschaftet worden, wie bei uns. Sie haben erst unsere Großen gefressen, bald den, bald jenen,

und nun fängt man auch bei den Kleinen an, bei uns. Wer ſoll uns ſchützen, wer ſoll für die Rechte des Volkes einſtehen, wenn man einen alten Herzogstitel für drei Scudi und eine Platte Maccaroni kaufen kann?“

Don Felice trommelte ungeduldig mit dem Fuße auf dem Pflaſter, zupfte nervös an ſeinem dunklen Schnurrbart und griff dann nach der Schärpe, wo er nach einem harten Gegenſtand, einem Meſſergriff oder dergleichen, fühlte.

„Wer?“ fragte er verächtlich, „wer? — Wir, Don Gennaro!“

„Ach, Don Felice, ich bin ein alter Mann,“ verſetzte ſeufzend Gennaro.

„Um eine Dolchklinge zu heben, braucht es keinen Rieſen,“ antwortete der junge Bauer leiſe, aber ſchneidend ſcharf und zitternd vor Aufregung.

2.

Die Geſchichte von dem Herzogstitel des jungen Gardeoffiziers Hugo Menier war damals — im Frühjahr des Jahres 1860 — ein ſogenanntes öffentliches Geheimnis. Ueberall in Neapel flüſterte man ſich die näheren Umſtände dieſer eigentümlichen Rangerhöhung zu, ſpöttelte, lachte oder fluchte darüber. Auch jetzt, als der junge Herzog vor dem königlichen Palais ausſtieg, machten die ihm den Schlag öffnenden Diener wohl tiefe, reſpektvolle Verbeugungen vor ihm, hinter ihm her aber lachten ſie und machten faule Witze über ihn.

Der junge Herzog bemerkte es wohl, aber er regte ſich darüber nicht im mindeſten auf. Seine Mienen blieben kalt und ſtolz, als ob er ſich ſage: „Lacht hinter mir, ſoviel ihr wollt, wenn ihr euch nur vor mir bückt!“ Er war ein Mann von Grundſätzen und ließ ſich durch ſolche Kleinigkeiten nicht aus der Faſſung bringen. Sein lebhafter, kluger Geiſt ſtrebte von Jugend auf über die Küchen-

schürze und den Rührlöffel seines Vaters hinaus, und schon früh hatte er erkannt, daß Rang und Titel ein wunderbares Trittbrett für eine gute Laufbahn abgeben. Als Sohn seines Vaters würde er es im Palast nie im Leben zu etwas Besonderem gebracht haben; dem „Herzog Ugo di San Valtosa" öffneten sich alle Thüren, die dem Küchenjungen wohl auf immer verschlossen geblieben wären. Er war vom König anerkannt worden. Weshalb denn nicht? Er galt für einen tüchtigen Offizier bei allen denen, die nichts von der Sache verstanden, und diese bildeten am Hofe die überwiegende Mehrzahl.

So war aus Hugo Menier, den in Neapel auch der fremde, französische Name genierte, der Herzog di San Valtosa und ein Kapitän der königlichen Garde geworden, und so wollte er ferner auch noch zu einem Vermögen gelangen, das einem so hohen Range und Titel entspräche. Denn in diesem Punkte haperte es noch gewaltig. Aber er wußte, daß ihm auf Grund seines Programms auch dies gelingen mußte, nur war er sich noch nicht klar darüber, ob es durch eine reiche Heirat mit irgend einer titelsüchtigen Närrin geschehen solle, oder ob seine noch zu erwartenden „Aemter" ihm so viel abwerfen würden, wie er brauchte oder — richtiger gesagt — wie er beanspruchte....

Als Herzog Ugo in das von starken Eisengittern umgebene Vestibül des Palastes trat, standen dort außer den gewöhnlichen Palastwachen noch einige andere Personen, teils in Uniform, teils in Zivil, die sich mit halblauter Stimme unterhielten und durch die Gitter hindurch über den Platz schauten. Flüchtig überblickte sie der Herzog, dann trat er rasch auf einen Mann zu, der etwas abseits stand und sich lässig mit seiner kurzen Tabakspfeife zu schaffen machte.

„Don Taddeo!" rief der Herzog ihn an.

Sofort kam der Mann näher, verbeugte sich höflich, fast kriechend und sagte gedämpft: „Was befehlen Sie, Herr Herzog?"

„Sehen Sie dort hinüber, wo der schmutzige Kerl mit seiner Familie sitzt und Wolle zupft. Wie heißt er doch?"

„Macchiavelli, Herr Herzog, Don Gennaro Macchiavelli."

„Richtig. Sie kennen ihn?"

„Gewiß. Er gehört zu meinem Distrikt."

„Gut. Aber der junge Mann, der dort neben ihm steht und der Tochter des Mannes den Hof zu machen scheint. Sehen Sie ihn?"

„Jawohl, Herr Herzog."

„Wer ist es?"

„Ich kenne ihn nicht. Er muß von auswärts sein."

Der Herzog sah den Mann scharf und eigentümlich schlau zwinkernd an. Dann sagte er nach einer kaum merklichen Pause: „Nun, Don Taddeo, ich weiß nicht, wie Sie über Ihre Beförderung denken, aber ich weiß aus Erfahrung, daß ein Geheimpolizist, der nichts Besonderes leistet, sein ganzes Leben lang in subalterner Stellung bleibt."

„Herr Herzog —"

„Es handelt sich darum, daß Sie sich durch einen besonderen Fall, durch einen hervorragenden Vorgang auszeichnen, durch eine ungewöhnliche Leistung hervorthun. Für das übrige würde ich dann schon sorgen können."

„Herr Herzog, ich wünsche ja nichts sehnlicher, aber es müßte sich eben ein solcher Fall erst bieten, ehe man sich hervorthun kann. An meinem Eifer sollte es gewiß nicht fehlen."

„Dann können Sie aber auf Beförderung warten, bis Sie schwarz werden. Man muß etwas zu machen verstehen, auch wenn es nicht vorhanden ist."

Der kleine, etwas verwachsene Mensch horchte auf. So leise und flüchtig die paar Worte auch hingeworfen wurden, so schienen sie bei ihm doch auf einen fruchtbaren Boden zu fallen. Seine kleinen tückischen Augen leuchteten auf, und seine Lippen murmelten unwillkürlich eine unterwürfige Redensart.

Aber der Herzog unterbrach ihn und fuhr fort: „Dieser junge Mensch dort ist offenbar ein Revolutionär, ein gefährlicher Kerl. Sie haben nichts weiter zu thun, als ihn aufs Korn zu nehmen oder auch ihn, wenn sich dazu die Gelegenheit bieten sollte, auf die Probe zu stellen. Es kommt also nur darauf an, Don Taddeo, ob Sie Geschick haben zu dem Geschäft eines Geheimpolizisten oder nicht. Ich sage ja nicht, daß Sie ihn zu etwas anstiften oder verleiten sollen. Bei der Madonna, das will ich nicht. Glauben Sie etwa, Don Taddeo, ich könnte so etwas wollen?"

„O, Herr Herzog, wie können Sie glauben, daß ich so etwas voraussetzen könnte!"

„Gut also. Ich wünsche das nicht, aber es liegt in Ihrem Interesse, etwas zu entdecken. Dazu ist ein Geheimpolizist da. Also entdecken Sie etwas, eine Verschwörung, ein Attentat, eine Verräterei, irgend etwas. Wenn ich Ihnen eine Spur gebe, je nun, so verfolge ich damit einen Verdacht, und wenn Sie mir dafür gelegentlich sagen, wer dieser junge Mann ist, so soll es nicht Ihr Schaden sein."

„Sie werden es noch heute wissen, Herr Herzog."

„Heute oder morgen oder übermorgen, das gilt gleich, die Hauptsache ist, daß Sie nicht vergessen, was ich Ihnen sagte."

„Eher vergesse ich mich selbst."

Seine Hoheit winkte noch gnädig mit der Hand und sagte, sich verabschiedend: „Addio, Don Taddeo. Wir sprechen uns noch später."

Herzog Ugo stieg alsdann die große Marmortreppe, die ins Innere des Palastes führte, hinauf, während Taddeo gleichgültig thuend durch das Portal hinaus nach der Piazza San Ferdinando schlenderte.

Im Vorzimmer Seiner Majestät des Königs angekommen, meldete sich der Herzog di San Valtosa bei dem dienstthuenden Adjutanten zur Audienz. Da er einige Zeit warten mußte, so sah er sich im Zimmer um. Außer den Adjutanten, die sich halblaut unterhielten, und den Lakaien, die ab und zu gingen, waren nur wenige Personen zugegen. In der Nähe der Thür, die zum Zimmer des Königs führte, saßen zwei Priester, die wahrscheinlich auch darauf warteten, vorgelassen zu werden. In einem der großen Bogenfenster, die nach Süden gingen und von denen man eine wunderbare Aussicht über den alten Hafen von Neapel, über einen Teil des Golfes, den Vesuv und die herrlichen Ufer bis nach dem Monte Sant' Angelo und Sorrento, über das blauleuchtende Meer hatte, aus dem wie eine Idylle die Wunderinsel Capri hervortauchte, stand ein Mann, halb vom Vorhang verborgen. Es war ungewiß, ob er sich dahin zurückgezogen hatte, um im Versteck zu lauschen, oder um dort selbst unbelauscht zu sein.

Das scharfe Auge des jungen Herzogs hatte ihn indessen sofort bemerkt und erkannt. Es war der neue Präfekt von Neapel, Liberio Romano, ein Mann, von dem man nie recht wußte, wie man mit ihm dran war. Er war eigentlich zu jener Zeit der einzige Neapolitaner, der in der Verwaltung des Landes noch einigen Einfluß hatte; seine übrigen Landsleute, die etwa da und dort noch höhere oder niedere Stellungen inne hatten, waren Puppen, willfährige Werkzeuge einer fremden, allmächtigen Kamarilla, die ja und nein sagten, lediglich, um im Amt und in ihren Bezügen zu bleiben. Nun war

Romano allerdings auch ein schlauer, gelenkiger Hofmann. Sein Rückgrat war genau so biegsam wie das des ersten besten Abenteurers, aber im Wesen des Mannes schien dem Herzog di San Valtosa noch etwas Verstecktes, etwas Tieferes zu liegen. Er war nicht nur Hofmann, sondern auch noch etwas anderes, was er aber verbarg. Vielleicht war der glatte Höfling, als der sich Romano im Palast zeigte, nur Maske, aber was war der Mann denn in Wirklichkeit und was wollte er eigentlich? fragte sich Herzog Ugo.

War Romano vielleicht gar ein verkappter Volksmann, der unter der Maske des dienstbeflissenen Beamten staatsfeindlichen Zwecken nachging? Der junge Herzog hatte den Mann schon einige Zeit aufs Korn genommen. Wer konnte wissen, ob er nicht der Schemel war, auf dem der Kapitän di San Valtosa zum Major hinaufsteigen konnte.

Auch jetzt, als Herzog Ugo rasch auf den Präfekten zuging, sah er ganz deutlich, wie dessen Augen mit schwermütigem, traurig-weichem Ausdruck auf der vor ihm ausgebreiteten herrlichen Landschaft ruhten. An was dachte er? That sie ihm leid? Bedauerte er sie? Diese Sentimentalität wäre Wasser auf die Mühle des Herzogs gewesen.

„Herr Präfekt," begann Herzog Ugo, indem er mit herzlichem Gesichtsausdruck seine Hände zum Gruß vorstreckte, „gestatten Sie Ihrem aufrichtigsten Verehrer, Ihnen seine Ergebenheit auszudrücken. Ich freue mich außerordentlich, Sie wohl zu sehen."

„Herr Herzog, welche Freude, Sie zu sehen," erwiderte Romano sich rasch umwendend. „Sie gehen zum König?"

„Ich habe mich soeben melden lassen. Und Sie, Herr Präfekt?"

Romano stieß einen kleinen Seufzer aus. „Ich bin schon seit einer guten Stunde bei ihm gemeldet.“

„Man muß Geduld haben,“ meinte Herzog Ugo lächelnd. „Vermutlich in Geschäften?“

„Natürlich. Ich bin zur Berichterstattung über die Wirkung befohlen, welche die Exekutionen der vorigen Woche in der Stadt hervorgebracht haben.“

„Richtig, richtig, ich besinne mich. Man hat eine Anzahl sogenannter Patrioten wegen Aufruhr und Hochverrat in den Gefängnissen hingerichtet. Nun, hoffentlich ist die Wirkung des Exempels, das man statuiert hat, auf die Bevölkerung eine gute gewesen?“

„Hoffentlich,“ erwiderte der Präfekt kurz.

„Wieviel waren es doch, Herr Präfekt?“

„Einundzwanzig, darunter vierzehn Familienväter.“

„Bah, ein paar Bettler mehr oder weniger, was will das in Neapel heißen? Man mußte den Leuten endlich einmal zeigen, wohin die ewigen Konspirationen und frechen Anzettelungen führen. Ich bin überzeugt davon, daß das Gesindel nun schon zahmer werden wird. Meinen Sie nicht, Herr Präfekt?“

Romano wurde der Antwort überhoben, da gerade in diesem Augenblick einer der Adjutanten, der aus dem Zimmer des Königs kam, auf die beiden herzutrat und meldete: „Herr Herzog di San Valtosa, Seine Majestät der König erwartet Sie.“

Hastig verabschiedete sich der Offizier.

„Herr Präfekt,“ sagte Herzog Ugo mit einem ganz deutlich sichtbaren spöttischen Ausdruck, „ich bedaure unendlich, daß Sie mit Ihrem staatsklugen und ohne Zweifel tiefsinnigen Vortrag beim König noch warten müssen, allein des Königs Befehl geht vor. Lassen Sie sich die Zeit nicht lang werden “

Damit winkte er dem wehmütig mit den Achseln zucken-

den Präfekten flüchtig mit der Hand und ſtand gleich darauf in dem Empfangsſalon Seiner Majeſtät des Königs Franz II.

Der junge Monarch ſaß inmitten einiger Offiziere, die natürlich alle ſtanden und reſpektvoll ſeinen Worten lauſchten, an einem kleinen Rokokotiſchchen, das in einer Fenſterniſche ſtand, und erzählte Jagdgeſchichten. Selbſtverſtändlich fanden dieſe bei ſeinen Zuhörern ungeteilte Aufmerkſamkeit und riefen an allen paſſenden Stellen — faſt wie auf Kommando — herzliches Lachen hervor. Das Zimmer, in das Herzog Ugo trat, war wie die meiſten Räume in dem gewaltigen Königsſchloß von Neapel von rieſigen Abmeſſungen, ſo daß die kleine Gruppe, die heiter plaudernd und herzlich lachend zuſammenſtand, trotz allem Prunk und aller Pracht der Kleidung nicht beſonders imponierend ausſah. Man erhielt den Eindruck, als ob die harmlos und luſtig plaudernden Perſonen, die zwiſchen den hohen, mit glitzerndem Marmorgetäfel verſehenen Wänden und unter der ſchweren, reich in Weiß und Gold verzierten Decke ſich befanden, für dieſe Räume zu klein wären. Sie fielen gegenüber der überreichen Ausſchmückung und den großen Verhältniſſen des Raumes zu wenig ins Auge. Es war nichts Königliches, nichts Majeſtätiſches zu ſehen. Eine Gruppe junger Leute, die ſich amüſierten — weiter nichts.

„Der Herzog, da iſt der Herzog Valtoſa," rief der König in franzöſiſcher Sprache und etwas ſpöttiſch lachend beim Eintreten des Herzogs Ugo. „Kommen Sie näher, Herzog, und bleiben Sie nicht wie ein Thürpfoſten an der Portiere ſtehen. Hoffentlich wiſſen Sie etwas Neues in dieſer langweiligen Zeit. Heraus damit!"

Herzog Ugo, der zuerſt an der Thür ſtehen geblieben war und devot gewartet hatte, bis der König ihn angeredet haben würde, trat nun näher. Zierlich und ſicher

glitt sein Fuß über den spiegelglatten Marmorboden, korrekt und tadellos waren die Verbeugungen und Grüße, die er in gewissenhaft beobachteten Abstufungen den einzelnen Anwesenden machte. Man hätte meinen können, der junge Franzose wisse gar nicht, wie eine Küche aussähe und was ein Rührlöffel sei.

„In der That, Majestät," antwortete er prompt und unterthänig lächelnd, „bin ich in der glücklichen Lage, eine Neuigkeit mitteilen zu können, falls Eure Majestät geruhen wollen, mich anzuhören."

„Ich wußte es ja," rief der König lebhaft, „er weiß immer etwas. Wenn niemand etwas weiß, Ugo weiß was. Also vorwärts! Was giebt's?"

„Ich komme soeben von Capodimonte, Majestät."

„Nun, dabei ist nichts Besonderes. Von Capodimonte kann jeder kommen. Giebt's dort etwas Neues?" rief der König mit der ihm eigentümlichen hastigen Neugier, ein Bein über das andere legend.

Auch die übrigen Anwesenden, durchweg Offiziere in glitzernden, goldstrotzenden Uniformen mit hohen Rangabzeichen, obgleich sie noch verhältnismäßig junge Leute waren, sahen den Herzog erwartungsvoll an. Wehe ihm, wenn er jetzt nicht etwas Neues, einen kleinen Witz, irgend ein spaßiges Ereignis oder dergleichen hervorbrachte. Es wäre um seinen Einfluß und damit um seine Existenz geschehen gewesen. Aber der Herzog war seiner Sache offenbar sicher.

„Majestät, ich habe in Capodimonte zwei Seeadler gesehen, wie sie noch nie von irgend jemand an diesen Küsten gesehen worden sind."

Interessiert stand der König sofort auf. Er war leidenschaftlicher Jäger, was der Herzog natürlich wußte.

„Zwei Seeadler? Wie kommen die dahin, Herzog? Erzählen Sie."

„Sehr einfach, Majestät. In voriger Woche wurde mir gemeldet, daß in den Felsen von Agropoli, südlich von Salerno, der Horst eines Seeadlerpaares mit drei Jungen aufgefunden worden sei."

„Bei Salerno?" fragte der König lebhaft, und pflichtschuldigst regten sich nun natürlich auch die übrigen über die Sache auf.

„Ja, südlich davon, wo die Felsen schroff und unzugänglich bis an die Küste herantreten. Ich nahm die Sache sofort in die Hand und ließ den Horst mit samt den Jungen bei Tage nach Capodimonte bringen, wo er in eine der riesigen Korkeichen, die im Park stehen, niedergesetzt wurde. Was ich erwartete, geschah. Keine vier Stunden später waren die Alten auch da, zwei riesenhafte, wirklich königliche Tiere."

„Sie sind noch immer da?"

„Selbstverständlich, Majestät. Sie gehen auch nicht fort, solange die Jungen im Wipfel der Korkeiche bleiben. Aber ich möchte nicht, daß irgend jemand im Schuß Eurer Majestät zuvorkäme, und deshalb beeile ich mich, den Vorfall zu melden."

„Gut, gut, ausgezeichnet. Wir fahren sofort hinaus," sagte der König aufgeregt und machte eine rasche Bewegung. Dann aber schien ihm plötzlich etwas einzufallen. Er sah einen Augenblick nachdenklich vor sich hin und fragte dann rasch und kurz: „Wer ist noch draußen im Vorzimmer?"

„Fra Domenico von der Kongregation der Brüder des weißen Kreuzes und noch einige andere Priester," antwortete der dienstthuende Adjutant.

„Sie können warten oder wiederkommen. Wer noch?"

„Präfekt Romano, wegen —"

„Romano?" unterbrach der König den Adjutanten ungeduldig, mit den Achseln zuckend. „Was will er denn

ſchon wieder? Ich werde ihn die erſten zwei Stunden nicht wieder los, das kenne ich ſchon —"

„Langweiliger Kerl," warf jemand dazwiſchen.

„Und unterdeſſen gehen die Seeadler — — Hm. Er wird wohl warten können. Gehen wir, meine Herren. Vorwärts!"

Sofort kam Leben und Aufregung in die Umgebung Seiner Majeſtät. Ganze Scharen von Höflingen, reich galonnierten Dienern mit weißen Puderperücken liefen eiligſt hin und her, ſich Befehle und Anordnungen zurufend, alles mit einer gewiſſen lauten und aufgeregten Luſtigkeit. Das Gefolge des Königs vergrößerte ſich im Handumdrehen zu einer höchſt ſtattlichen Verſammlung, als ob man nur darauf gewartet hätte, den König aufbrechen zu ſehen. Eine unglaubliche Menge von Leuten war um die Perſon des Herrſchers beſchäftigt. Jeder hatte ſein Amt, jeder ſeine Verantwortung, ſei es betreffs der Kleidung, der Pferde, der Jagd, der Sicherheit, der Geſundheit, des Gefolges oder auch lediglich der Repräſentation des Monarchen. Wie viel Uniformen, wie viele Aemter, wie viel Glanz und Pracht und unnötiger Aufwand!

Und bei alledem war der König ſelbſt ein höchſt einfacher, natürlicher Mann, ſo daß unwillkürlich der Eindruck entſtand, daß die weitſchichtige, umſtändliche Hofhaltung nicht ſeinetwegen da ſei, ſondern er der Hofhaltung wegen. Er war das verkörperte Syſtem, das durch die jahrhundertlange Tradition entſtandene Bild der Herrſchergewalt. Das war immer ſo geweſen und mußte auch immer ſo bleiben, denn dieſes unzählige Beamten- und Dienerheer mußte leben. Keiner wollte ſeine Bezüge aufgeben oder auch nur verringert ſehen, ſondern vielmehr erhöhen und vergrößern, unbekümmert darum, woher es kam.

In demſelben Augenblick, da der König aufbrechen

wollte, kam durch eine der Flügelthüren, die nach dem Inneren des Palastes führten, der Hofmeister der Königin, stieß leicht mit dem Stab, den er in der Hand hielt, auf den Boden und kündigte mit lauter Stimme seine Herrin an. Die ganze Dienerschaft ordnete sich nach dem Zeremoniell, der König schritt lebhaft seiner Gemahlin entgegen, die jetzt mit ihren Hofdamen eintrat.

Maria Sophia, die noch sehr jugendliche Tochter des Herzogs Max in Bayern, welche jetzt das Königsdiadem der Krone beider Sizilien trug, trat mit einer auffallenden Einfachheit in dem Glanz der Königsburg von Neapel auf. Ihre ernste Geistesrichtung stach von ihrer Umgebung ab, aber auch sie konnte aus dem Bann der Ueberlieferung nicht heraus, obgleich er ihr vielleicht noch viel mehr zuwider war als dem König.

„Sind Sie zu sprechen, Franz?" sagte sie rasch und lebhaft zum König. „Ich sehe, Sie wollen eben aufbrechen. Wohin?"

Der König küßte sie galant auf die Stirn. „Nach Capodimonte," entgegnete er verbindlich. „Wollen Sie uns begleiten, Maria Sophia? Es giebt ein seltenes Schauspiel."

„Ich danke. Ich kam in ernster Sache. Die Stadt soll außerordentlich erregt sein über —"

„Liebes Kind, überlassen Sie das mir und meinen Beamten," unterbrach sie der König rasch. „Sie wissen, daß in allen Zweigen der Verwaltung die äußerste Pflichttreue und Gewissenhaftigkeit herrscht. Wozu also die schöne, reine Stirn runzeln? Wozu auch nur einen Schatten in die klaren Züge fallen lassen? Berufene, kundige Männer im Amt, treue Anhänglichkeit an das alte Königshaus, sorgsame Berücksichtigung aller gerechten Ansprüche und Bedürfnisse des Volkes — kann Sie das alles nicht beruhigen?"

„Es würde mir sehr erwünscht sein, wenn ich mich davon überzeugen könnte."

Der König wandte sich mit einer feinen, schönen Bewegung nach seinem Gefolge um.

„Ist einer hier, der's anders weiß?" fragte er kurz und mit einer gewissen liebenswürdigen Aufwallung.

Zuerst war alles still.

„Niemand!" antwortete dann Herzog Ugo ernst und schwer, und gleich darauf erschallte es ringsherum von Hunderten stets von Lob und Schmeichelei triefenden Lippen mit einer tumultuarischen Begeisterung: „Niemand! Niemand! Niemand!"

Und doch war einer da, der es anders, besser wußte, aber er stand draußen im Wartezimmer. Man hatte keine Zeit, ihn zu hören — die Seeadler hätten inzwischen wieder fortfliegen können.

Lächelnd nahm der König die Hand seiner Gemahlin und küßte sie bewegt.

„Sie sehen hier die Besten des Landes, Maria Sophia. Ueberlassen Sie also ihnen und mir Ihre Sorgen," sagte er leise.

Wenige Minuten später verließ der König mit seinem Gefolge den Palast, um sich nach seiner Sommerresidenz Capodimonte zur Jagd zu begeben.

— — — — — — — — — — — —

Seufzend und geduldig wartend stand Liberio Romano noch immer im Meldezimmer am Fenster. Er schaute auf das paradiesische Land hinab, das sich da vor seinen Blicken in heiterer, glücklicher Naturschönheit ausbreitete und über dessen Bewohnern wie eine Gottesgeißel die traurigste Mißregierung waltete. Wenn er endlich einmal das Glück hatte, vom König empfangen zu werden, was sollte, was mußte er ihm über die Wirkung der fürchterlichen Exekutionen sagen? Durfte er sagen, wie es wirklich stand?

Mit jedem Schritt, den der Präfekt in dem königlichen Palaſt that, ſah er, wie gefährdet ſeine Stellung war, wie vorſichtig er ſein mußte, wie er umlauert und beargwohnt wurde, wie man nur darauf wartete, daß er eine Dummheit begehen würde. Er war klüger als alle dieſe Fremden, er ſah ſchärfer und wußte beſſer, wie alles ſtand — aber er war allein! Allein allen dieſen Schmarotzern und Schmeichlern gegenüber, die die Macht in Händen hatten. Es war ja richtig, daß er gehen konnte, wenn er wollte, aber dann war in der ſogenannten Verwaltung des Landes gar niemand mehr, der dem Volk das Wort redete. Und wenn er auch vorſichtig und klug beſcheiden ſein mußte, etwas erreichte er immer: ganz und gar waren die armen Neapolitaner doch noch nicht der rohen Willkür fremder, habgieriger Ausſauger preisgegeben.

Mit der klugen Beharrlichkeit und geweckten Schlauheit des gebildeten Neapolitaners blieb Romano auf ſeinem Poſten und wartete, bis es dem König gefallen würde, ihn zu empfangen.

Am letzten Samstag abend, als der Vollzug der Exekutionen in der Stadt bekannt geworden war, hatten ſich die Volksmaſſen vor dem Präfekturgebäude geſtaut und der Entrüſtung über dieſe Mordthaten mit der ganzen lebhaften Unmittelbarkeit und draſtiſchen Wildheit der Neapolitaner Ausdruck gegeben. Halbverhungerte Weiber, darunter die Witwen der Hingerichteten, hatten mit ohrzerreißendem gellendem Geſchrei ihre Kinder zu ſeinem Balkon emporgereckt und Nahrung, Brot verlangt.

Wo hätte der Präfekt es hernehmen ſollen?

Er konnte doch nicht die halbe Stadt ernähren. Nun ſaßen ſie in ſchmutzigen Gäßchen und Gaſſen herum, weinten, ſchrieen und hungerten, während die Männer finſter und ſtumpf vor ſich hin blickten, die Hand am Meſſergriff. Keine Nacht verging ohne Attentat auf Polizei oder Voll-

ſtreckungsbeamte. Statt einzuſchüchtern, hatte die Exekution unſägliche Erbitterung und bedrohliche Entrüſtung hervorgerufen. Das war ein Glimmen unter der Aſche, das der leiſeſte Luftzug zu lodernden Flammen entfachen mußte.

Durfte er dem König das alles ſagen, ohne ſeine Entlaſſung zu riskieren? Wenn er zu Schonung und Milde riet, würde man ihn nicht auch als „Patrioten“ verhaften? Und doch mußte der König wiſſen, wie es ſtand. Er, Romano, mußte alles ſagen oder doch wenigſtens verſuchen, alles zu ſagen.

Sizilien befand ſich bereits in offener Revolution, Bürger und Volk ſtanden mit Meſſern, Steinen und alten Piſtolen den Soldaten des Königs gegenüber — ſollte das in Neapel auch ſo weit kommen? Und wohin ſollte es führen? Nein, Romano war entſchloſſen, dem König reinen Wein einzuſchenken, komme dann, was da wolle. Und wenn es ihm ſelbſt an Kopf und Kragen ging. Wenn er nur erſt vorgelaſſen würde! Was konnte der kleine Herzog di San Valtoſa im Kabinett des Königs zu thun haben?

Romano wußte es nicht. Geduldig wartete er.

Nach Ablauf einer weiteren halben Stunde trat ein Adjutant auf den Präfekten zu und ſagte: „Der König empfängt heute nicht mehr, Herr Präfekt.“

„Nicht mehr? Aber —“ erwiderte Romano etwas erbleichend.

„Er iſt nach Capodimonte zur Jagd gefahren.“

Innerlich war es dem Präfekten, als ob ihm ein Riß mitten durch die Bruſt gegangen wäre, als ob er hätte aufſchreien müſſen, als ob er durchaus nicht von der Stelle gekonnt, ohne den König zu ſprechen. Aeußerlich aber war er Hofmann genug, um alles das zu verbergen. Es hatte keinen Zweck, hier im Vorzimmer Seiner Majeſtät durch Klagen Aufſehen zu erregen, im Gegenteil, er durfte

ſich nichts anmerken laſſen, weil alle Welt auf ihn aufpaßte, und nicht nur das, was er wirklich ſagte und that, weitertrug, ſondern es wohl auch noch entſtellte und tendenziös färbte und aufbauſchte, um es ſo dem König zu hinterbringen.

Er machte alſo nur eine höfliche Verbeugung, nahm ſtill und gemeſſen ſeinen Hut und ging davon.

Eine kleine halbe Stunde ſpäter trat Romano in ſeine Privatwohnung, die im zweiten Stock des Präfekturgebäudes lag. Als er ſich in ſeinem Arbeitskabinett müde und abgeſpannt auf einen Stuhl warf, fiel ſein Blick auf einen Brief, den irgend jemand während ſeiner Abweſenheit auf ſeinen Schreibtiſch gelegt haben mußte. Er war darüber ſehr erſtaunt, denn in ſeiner Abweſenheit konnte ja niemand das Arbeitszimmer betreten, weil er ſtets den Schlüſſel dazu bei ſich trug, um eben zu verhüten, daß jemand in ſeiner Abweſenheit ſich darin zu ſchaffen mache.

Ueberraſcht nahm er das Schreiben zur Hand und beſah es genau. Es trug keinen Poſtſtempel, auch keine Briefmarke. Die Handſchrift der Adreſſe kam ihm bekannt vor, obgleich er ſich augenblicklich nicht darauf beſinnen konnte, wem ſie angehöre.

Endlich brach er den Brief auf, prallte aber mit wahrem Entſetzen zurück, als ob er einen Geiſt geſehen hätte, und ſchellte heftig nach ſeinem Diener.

„Mario!“ rief er dieſem, als er kam, zu, „wer hat dieſen Brief hierher gebracht?“

Erſtaunt ſah der Diener den Präfekten an. „Einen Brief, Herr Präfekt? Ich weiß von nichts. Das Zimmer war ja geſchloſſen.“

„Gleichwohl muß jemand in dieſem Zimmer geweſen ſein, während ich fort war, und dieſen Brief dahin gelegt haben.“

„Ich habe niemand geſehen,“ erwiderte der Diener nochmals.

Der Präfekt sah ihn mißtrauisch von oben bis unten an. „Mario," sagte er drohend, „ich erwarte von dir, daß du mich nicht belügst."

„Aber, Herr Präfekt —" unterbrach ihn der Mann erschrocken.

„Sei still und höre zu. Hier lag der Brief, und da er nicht allein hierher gelaufen ist, so muß jemand dagewesen sein, der ihn brachte. Jetzt frage ich dich auf dein Gewissen: hast du den Brief hierher gelegt?"

„Nein, Herr Präfekt," antwortete der Diener bestimmt.

„Fürchte dich nicht vor mir, Mario. Scheue dich nicht, mir zu sagen, daß du mit Revolutionären in Verbindung stehst, wenn es der Fall ist. Aber wissen will ich es. Weißt du, woher der Brief kommt?"

„Nein, Herr Präfekt."

„Und du hast niemand gesehen, der ihn gebracht haben könnte?"

„Niemand, Herr Präfekt. Ich habe die ganze Zeit über im Vorzimmer gesessen und weiß bestimmt, daß niemand während dieser Zeit ein und aus gegangen ist."

Eine Weile schaute der Präfekt streng und forschend seinem Diener ins Gesicht. Endlich mochte er sich überzeugt haben, daß er die Wahrheit gesagt hatte.

„Geh," befahl er ihm kurz und riß, nachdem der Diener ihn verlassen hatte, den Brief in ganz kleine Stücke, die er dann an einer Wachskerze einzeln verbrannte. Hierhin und dahin flogen die kleinen Aschenteilchen des verbrannten Papieres, und nach einigen Sekunden war alles in wesenlose Atome zersplittert, vernichtet, verschwunden, als ob nichts dagewesen wäre.

Nur in der Seele des Präfekten Romano brannte der Inhalt des Schreibens weiter wie ein Feuer, das ihn nicht mehr zur Ruhe kommen ließ.

Stundenlang saß Romano in seinem Sessel. Er schaute

zeitweilig wie verzückt vor sich hin, als wenn er eine Fata Morgana vor sich hätte auftauchen sehen, als ob die Freiheit seines Volkes wie eine Lichtgestalt des Himmels ihm zuwinkte. Dann aber umdüsterten sich seine Züge wieder, und neben dieser Lichtgestalt des Himmels schien ein Dämon zu erscheinen, der Dämon der Empörung gegen die bestehende Gewalt, des Aufruhrs und der Revolution gegen seinen eigenen Herrn.

Was sollte er thun? Sollte er dem Sirenengesang von Freiheit und Volksbefreiung lauschen oder war er verpflichtet, seinem König und Herrn mitzuteilen, welche neue Gefahren sich in der Stille vorbereiteten? War er Präfekt des Königs oder war er Präfekt des Volkes?

Damals flog ein Zauberwort über die ganze Halbinsel. Von den Alpen bis zum Aetna klang es: L'Italia una — das einige Italien! Niemand auf der Apenninenhalbinsel konnte gleichgültig bleiben gegen dieses zauberische Wort, am allerwenigsten ein Mann wie der Präfekt Liberio Romano. Freilich stand er an der allergefährlichsten Stelle in diesem Kampf, aber er war auch der Mann dazu, ihn durchzuführen. Schon vor etwa zehn Tagen war ihm ein Schreiben mit dem Poststempel Genua zugegangen, das weiter nichts als die Worte: Vittorio Emanuele, Re dell' Italia una*) enthalten hatte. Das war offenbar ein Fühler gewesen, den man nach ihm ausstreckte, und als er daraufhin nichts verlauten ließ, wurde man nun deutlicher. Da man wußte, daß man in ihm keinen Feind zu fürchten hatte, begehrte man nun die Unterstützung des Freundes.

Das war der große Wendepunkt für ihn.

Mußte er als pflichttreuer Beamter seinem König dienen und ihm alles sagen? Oder mußte er im Dienste des

*) Viktor Emanuel, König des einheitlichen Italiens.

Volkes, im Dienste des großen Vaterlandes mit Einsetzung seiner Person und seiner Habe der großen Sache dienen? Leicht wurde ihm die Entscheidung offenbar nicht, und immer und immer wieder stand er auf, griff nach dem Hut, um zu gehen.

Dann aber murmelte er immer wieder: „Der König ist ja auf der Jagd. Der König kann mich ja nicht empfangen!"

3.

Don Taddeo, der bucklige Geheimpolizist, den Herzog Ugo auf den jungen Felice Camboni gehetzt hatte, war ein kleines, unansehnliches Männchen. Seine Gesichtsfarbe war blaß, aber sie zeigte nicht jene Bläße der Neapolitaner, die ins Bräunliche spielt, sondern ging eher ins Gelbliche über, was ungesund aussah; die Nase groß, leicht gebogen, die Augen dunkel, klein und häufig mit einem tückisch lauernden Ausdruck, Hände und Füße unglaublich lang, dürr und knöchern.

Somit konnte er nicht darauf rechnen, bei den Frauen und Mädchen große Erfolge zu erringen. Dieser nicht ungewöhnliche Weg, sein Glück zu machen, war also für Don Taddeo Massaccio verschlossen. Wenn er in der Welt vorwärts kommen wollte — und das mußte er nach seiner Meinung —, so war es nötig, das auf eine andere Art zu versuchen. So jung nun auch Taddeo noch war — er zählte einundvierzig Jahre —, so hatte er doch schon eine Menge solcher Versuche, in der Welt in die Höhe zu kommen, unternommen. Er stammte aus Venedig, war aber seinen Eltern, die einen ehrsamen Schuhmacher aus ihm machen wollten, schon früh entlaufen. Dann hatte er sich bald hier, bald dort herumgetrieben. Von Genua war er nach Montevideo ausgewandert, wo er infolge einer kleinen Verwechslung von Mein und Dein für sechs Monate unentgeltlich Kost und Logis im Staatsgefängnis erhielt.

Nach Ablauf dieser sehr unangenehmen Zeit sandte man ihn mit dem nächsten Schiff wieder nach Genua zurück, um ihm so Gelegenheit zu geben, seine eigentümlichen Künste in seinem Vaterlande auszuüben.

Hier erwachte nun plötzlich in Don Taddeo eine unwiderstehliche Liebe zur Kunst, die sich zunächst darin äußerte, daß er einem armen, auf Jahrmärkten und Messen herumziehenden Puppenspieler seine Puppen stahl und auf eigene Faust als Theaterdirektor loszog. Aber auch das war noch nicht der richtige Weg zum Glück, denn in einem kleinen Oertchen in Toskana, wo Don Taddeo während des Jahrmarkts seine Kunst ausübte, traf er unvermutet wieder mit obigem Puppenspieler zusammen, der seine Puppen trotz aller theatralischen Kniffe wiedererkannte, den Direktor Don Taddeo hinter der Leinwand hervorzog, tüchtig durchbläute und halbtot auf dem Platze liegen ließ, um dann mit der Bühne weiterzuziehen.

Nun wurde Taddeo nacheinander Stallknecht, Postkutscher, Advokatenschreiber, Heiratsvermittler, Wunderdoktor, und als ihm dabei wieder ein kleines Malheur passierte, das die Leute durchaus als eine Urkundenfälschung ansehen wollten, gab er als der Klügere nach, das heißt er verschwand schleunigst vom Schauplatz seiner bisherigen Thätigkeit. So kam er nach Neapel, wo ihm endlich das große Licht seines Lebens aufging und er seine eigentliche Bestimmung und seinen natürlichen Beruf erkannte. Hier wurde er nämlich Geheimpolizist in der königlich bourbonischen Polizei.

Wer aber nun geglaubt hätte, es sei das Ideal Don Taddeos gewesen, jahraus, jahrein für zwanzig elende Bajocchi pro Tag an den Ecken in Neapel herumzustehen, oder gar hinter den zahllosen Spitzbuben herzulaufen, um womöglich im Kampfe um das Recht seine Haut zu Markte zu tragen, der würde ihm sehr unrecht gethan haben. So

dumm war er nicht. Er ſah vielmehr in dem ihm übertragenen Amt nur eine Gelegenheit, ſeine lange Naſe in allerhand verworrene Angelegenheiten zu ſtecken, bald hier „eine hohle Hand zu machen“, bald da ſeinen Vorteil wahrzunehmen — kurz was man ſo nennt „im Trüben zu fiſchen“. Eines Tages, ſo träumte er, müßte ihm dann endlich doch ein großer Coup gelingen, indem er eine Verſchwörung, einen Hochverrat, ein Attentat auf den König oder Gott weiß was entdeckte. Die Hauptſache dabei war, daß Taddeos königliche Geſinnungstüchtigkeit, Begabung und aufopfernde Treue für ſeinen Beruf in gehörige Beleuchtung kam, denn dann war ein fetter Poſten und eine anſtändige klingende Belohnung — hier lag für ihn des Pudels Kern — eine ſelbſtverſtändliche Sache.

Nun war ihm das Glück in Geſtalt des jungen Herzogs di San Valtoſa genaht. Dieſer hatte ihm gezeigt, wie und wo etwas zu entdecken ſei. Der Bauerntölpel vom Poſilipo ſchien Taddeo gerade recht zu ſein, um ihm als Schemel zu ſeiner künftigen Größe zu dienen. Sein Eifer war alſo grenzenlos. Er wollte und mußte etwas entdecken, damit endlich ſein Stern aufging und er einlief in den Hafen der Glücklichen.

Langſam ſtrich er über die Piazza San Ferdinando und poſtierte ſich unauffällig in der Nähe von Don Gennaros Laden an die Mauer, wo er faul und läſſig zuſah, wie Wolle gezupft wurde.

Einige Kinder kugelten ſich zappelnd und lebhaft am Boden herum.

„Ich laſſe mir das nicht nehmen,“ äußerte Don Taddeo nach einer Weile, während welcher er zugehört hatte, wie ſich Don Gennaro und Felice unterhielten, „es giebt nirgends in der Welt ſo kleine Kinder wie in Neapel.“

Don Gennaro ſah flüchtig auf. „Sie wollen vermut-

lich ſagen, es gäbe nirgends ſo viele kleine Kinder wie hier?“ fragte er.

„Nein, nein,“ antwortete Don Taddeo hartnäckig, „ich will ſagen und behaupte, daß die Kinder in Neapel kleiner ſind als irgendwo in der Welt, und jedermann, der nach Neapel als Fremder kommt, wird das beſtätigen.“.

Don Gennaro zuckte die Achſeln, wie über einen faulen Witz; er war der Meinung, daß kleine Kinder eben kleine Kinder ſeien, hier wie dort.

„Ebenſo,“ fuhr Don Taddeo geſprächig fort, „giebt es hier ältere Leute als anderwärts, und das geht ſehr natürlich zu. Ein Baum, ein Strauch, der in gutem Boden ſteht und unter günſtigen klimatiſchen Verhältniſſen ſich befindet, entwickelt ſich raſch und erhält ſich lange. Ebenſo der Menſch. Mit ſechs, ſieben Monaten ſieht man hier die Kinder ſchon auf der Straße, ſie laufen und kriechen herum und ſind von einer Lebendigkeit wie nirgends ſonſt. In einer Zeit, da in anderen Gegenden die Kinder noch im Wickelbettchen liegen und vor jedem Luftzug ängſtlich verwahrt werden, kugeln ſie ſich hier ſchon auf der Straße herum, atmen die paradieſiſche Luft ein und bekommen in der freien, ſchönen Sonne die robuſte kräftige Haut, die der Fremde bewundert; ſo kommt es, daß er meint, es gäbe nirgends ſo kleine Kinder wie in Neapel. Im Alter wieder lebt ſich das Leben bis zum letzten Fünkchen aus, keine erſtarrende Kälte, kein tückiſcher Wind, keine Lungenentzündung, keine von all den zahlloſen Krankheiten, die einer ungünſtigen Witterung entſpringen, ſetzt ihm ein gewaltſames Ende — ach Neapel! Wo nähmen die Neapolitaner ihre Widerſtandskraft gegen Raub und Plünderung, Armut und Elend und all die Plagen der Fremdherrſchaft her, wenn ſie nicht in einem Paradies lebten, das ſie alles vergeſſen läßt.“

Don Taddeo war ſchlau. Er wußte, daß eine Spekn-

lation auf den Lokalpatriotismus bei den Neapolitanern nie verſagt, und plauderte nun weiter von den Vorzügen des Landes, um ſich zunächſt bei ſeinen Zuhörern ins Vertrauen zu ſchwatzen. Er zeigte viel Teilnahme an dem Stand der Gärten und Felder, und es war noch keine Viertelſtunde vergangen, ſo wußte er um alle Verhältniſſe des jungen Felice. Dann, als er bemerkte, daß dieſer Miene zum Fortgehen machte, äußerte er raſch: „Ich muß gehen. Der Teufel hole all die Scherereien. Ich muß auf die Präfektur.“

„Auf die Präfektur?“ fragte Felice.

„Ja. Ich ginge ebenſo gern in die Hölle. Aber es muß ſein. Was ſoll ſonſt werden?“

„Ich gehe auch auf die Präfektur.“

„So? Gut. Wir gehen zuſammen. Natürlich. Und wenn ich Euch dienlich ſein kann, ſo braucht Ihr mir nur zu ſagen, was Ihr vorhabt. Ich denke wohl, daß ich Euch zeigen kann, wie man's machen muß, um etwas zu erreichen.“

Sie gingen zuſammen fort, und unterwegs erzählte Don Felice ahnungslos ſeinen Fall. Es handelte ſich darum, eine Pfändung, die Felice wegen rückſtändiger Steuern betroffen hatte, und die ihn der freien Verfügung über ſein Eigentum beraubte, rückgängig zu machen. Der junge Mann glaubte in ſeiner Naivität, daß er es in dieſer Sache lediglich mit dem Präfekten ſelbſt, mit Liberio Romano, zu thun habe.

Don Taddeo, der wohl wußte, daß das lediglich Sache einer Unzahl Subalternbeamter war, beſtärkte ihn in dieſer Annahme und erzählte eine lange Geſchichte von einem Weingut, das er angeblich bei Salerno beſeſſen und das ihm von der Präfektur in ähnlicher Weiſe „geſtohlen“ worden wäre. Er ſchimpfte auf Liberio Romano in den ſtärkſten Ausdrücken und ſprach die zuverſichtliche Hoffnung

aus, daß ein wohlthätiges Fieber den Mann befallen und ſo das Land von ſeiner größten Plage befreien möchte.

— — — — — — — — — — — — —

Selbſtverſtändlich erreichte Don Felice in ſeiner Unbeholfenheit und Kenntnisloſigkeit der in Frage kommenden Verhältniſſe und Geſetze auf der Präfektur nichts. Man ſchickte ihn aus einem Bureau ins andere, von Pontius zu Pilatus. Den Präfekten ſelbſt bekam er gar nicht zu Geſicht. Natürlich war der junge hitzige Mann darüber aufgebracht und wütend, und das um ſo mehr, weil er ſeinen Mißerfolg nicht ſeiner eigenen Unkenntnis, ſondern der niederträchtigen Böswilligkeit des Präfekten und ſeiner Untergebenen zuſchrieb. Auf der Straße, nicht weit vom Präfekturgebäude, erwartete ihn ſein neuer Freund Don Taddeo und ging mit ihm in eine kleine Weinkneipe an der Chiaja.

„Nun," fragte er ihn, „wie ſteht's? Nichts, nicht wahr?"

„Sie ſind alle Betrüger," machte Felice ſeinem Unmut Luft, „ſie wollen mich zum Bettler machen."

„Wenn Ihr's Euch gefallen laßt."

„Gefallen laßt? Was kann ich denn thun? Habe ich nicht alles gethan, was ich konnte?"

„Wie man's nimmt. Alles und nichts. In manchen Fällen des Lebens, in denen alles auf dem Spiele ſteht, muß man auch alles daran ſetzen, um ſich zu retten."

„Was nennt Ihr alles?"

„So viel iſt doch klar, mein lieber Don Felice, daß Euer Unglück von einer Stelle ausgeht. Wenn der Präfekt Euch helfen wollte, würden es ſeine Beamten auch können. Er will aber nicht, und deshalb iſt er Euer Gegner, niemand ſonſt."

„Und was weiter? Ich kann den Präfekten nicht zwingen, zu wollen, wenn er nicht will."

„Eben darum muß man sich in anderer Weise zu helfen wissen," erwiderte Don Taddeo eigentümlich zögernd und lauernd.

Felice mochte ahnen, was er meinte, sagte aber nichts, und Taddeo zeigte plötzlich ein großes Interesse für die Schärpe des jungen Bauers.

„Was ist das?" sagte er und deutete auf einen harten Gegenstand.

Es war zu jener Zeit ein Verbot ergangen, Waffen zu tragen, und Felice hatte deshalb sein Messer, das er sonst frei und ungeniert trug, tiefer in die Schärpe gewickelt, damit es nicht gesehen würde. Hatte schon dieses Verbot bei den leicht erregbaren Neapolitanern böses Blut gemacht, so wurden die Leute noch mehr in Aufregung gebracht durch eine andere Verfügung des berüchtigten Ajossa, des damaligen allmächtigen Polizeidirektors von Neapel, nach der alle, welche in Neapel fremd waren und sich nur vorübergehend in der Stadt aufhielten, mit Einbruch der Dunkelheit ihre Behausung aufsuchen mußten, um sie nicht vor dem Morgen wieder zu verlassen.

Diese und andere Scherereien, welche eine mißtrauische Verwaltung über die auf ihre Freiheit eifersüchtigen Einwohner verhängt hatte, mochten dem jungen Bauer bei dieser Frage ins Gedächtnis kommen, und das verursachte, daß ihm die Röte des Zornes ins Gesicht stieg.

„Nichts," sagte er kurz und wickelte seine Schärpe fester zusammen.

„Nun also," fuhr Taddeo lauernd fort, „dieses Nichts kann Euch gleichwohl helfen, wenn alles nicht mehr hilft."

Auch darauf erwiderte Felice nichts, wurde aber sichtlich nachdenklich. Was Taddeo meinte, das wußte er wohl, auch ohne daß weiter ein Wort darüber verloren wurde. Er hatte vielleicht selbst schon an irgend eine Gewaltthat gedacht, wenn auch diese Gedanken noch keine feste, be-

ſtimmte Form angenommen hatten, wenn auch noch kein Entſchluß dadurch gezeitigt worden war.

Er trank haſtig einige Schluck Wein und ſetzte das Glas im Zorn klirrend auf den ſchmierigen, ſchwarzen Tiſch zurück. Dann fuhr er zerſtreut mit dem Zeigefinger auf der Tiſchplatte hin und her und zog die verſchütteten Weinreſte zu allerhand krauſen, unbeſtimmten Figuren auseinander, während Taddeo leiſe flüſternd, aber wie innerlich vor Wut kochend fortfuhr: „Unſer aller Elend heißt Liberio Romano. Wenn ich ſagen wollte und dürfte, was ich weiß von dieſem Manne, würde Euch, und wenn Ihr auch nur einen Tropfen neapolitaniſches Blut in den Adern hättet, der Kopf glühen. Wer Mitleid mit ſeinem Vaterland, mit ſeinen Mitbürgern hat, muß ihn haſſen. Wer ihn beſeitigt, rettet nicht nur ſich, ſondern ſein Vaterland. Er iſt unſer Fluch. Der einzige, der uns ſchützen und uns helfen könnte, iſt gerade derjenige, der uns ſchindet, plagt und plündert, heute den, morgen jenen. Und niemand unter all den hunderttauſend Neapolitanern findet ſich, der Mut und Kraft genug beſitzt zu einer raſchen befreienden That! Was iſt größer, unſer Unglück oder unſere Schande? Ein einziger Mann gegen uns alle!“

„Ein einziger? Ihr überſeht wohl die Gendarmen und Soldaten. Glaubt Ihr, ſie tragen ihre Bärenmützen, ihre krummen Säbel und Piſtolen zum Spaß ſpazieren?“

„Ein einziger, ſage ich Euch. Mann gegen Mann. Oder glaubt Ihr, der Präfekt ginge niemals allein aus? Wahrhaftig, wenn ich nicht ein ſo armſeliger Knirps, ein ſo verwachſener Krüppel wäre, ich wüßte wohl, was ich thäte, und ſäße nicht hier auf der Holzbank, um bloß zu ſchimpfen wie ein altes Weib. Ich kenne ſeine Gewohnheiten. Wenn er zur Meſſe geht oder ſpät aus einer Geſellſchaft oder aus dem Theater kommt, dann ſitzt er

in seinem Wagen allein, steigt allein an der Präfektur aus, um in seine Wohnung zu gehen. Ja, ich habe ihn sogar spät nachts allein und zu Fuß nach Hause kommen sehen, wenn man das auch nicht vorher wissen kann. Aber alle seine Gendarmen und Soldaten, die sonst seinen Palast bewachen und ihm zur Verfügung stehen, nützen ihm in einem solchen Augenblick nichts. Und mehr als einen Augenblick braucht es nicht. Ein Stoß — und das Vaterland atmet befreit und glücklich auf, und Ihr könnt wieder hinausgehen auf Euer Besitztum, könnt mitten unter Eure Brüder und Schwestern treten, ein freier Mann auf Eurem freien Grund und Boden."

„Das stimmt nun nicht. Daß man den Betreffenden so ohne alles weitere laufen lassen und womöglich auch noch seine Schulden bezahlen würde, das ist doch wohl nicht so sicher," wandte Felice ein. „Im Gegenteil glaube ich, daß der Mann Ursache hätte, sich um seinen Hals mehr als um alles andere zu kümmern."

Die kleinen Augen Taddeos funkelten und glitzerten wie die einer Katze im Dunklen. Er mochte weniger aus den Worten, als aus der nachdenklichen Art und Weise des jungen Mannes sehen, daß sein Köder wirkte. Ihm noch näher rückend und mit noch mehr gedämpfter Stimme fuhr er fort: „Ihr glaubt, man würde Euch im Stich lassen? Man würde einen Mann im Stich lassen, der sich aufopfert für das Gemeinwohl? Nun, Ihr kennt doch die Neapolitaner! Selbstverständlich wird man Euch keine Nationalbelohnung auszahlen, aber daß sich Leute finden werden, die Euch den Rücken decken und die es unternehmen, Euch bei dem Nachfolger Romanos in Respekt zu setzen, dafür stehe ich. Man wird sich hüten, den Mann, der sich in dieser Weise seiner Haut wehrt, weiter zu belästigen, man wird Pfändung Pfändung sein lassen, und niemand wird Euch weiter behelligen. Aber selbst gesetzt

den Fall, daß nicht alles glatt abgeht, daß Ihr fliehen müßtet nach der That — was ist dabei? Wenn Ihr einmal einige Wochen in die Berge geht, bis alles wieder geordnet ist, ist das nicht besser, als wenn Ihr wartet, bis man Euch mitsamt Euren Geschwistern zum Hof hinauswirft?"

Taddeo machte eine Pause und sah seinen Mann prüfend an. Es wollte ihm scheinen, als wenn Felice doch schwieriger und vor allem vorsichtiger sei, als er geglaubt. Taddeo hatte seinen Zorn, seine Notlage, sein hitziges, heißes und rachsüchtiges Temperament wohl doch überschätzt. Er mußte kräftigere Saiten aufziehen, wenn er sicher zu seinem Ziele gelangen wollte.

„Wir wollen offen und ehrlich miteinander reden, Felice, hört nur zu," fuhr er nach einer kleinen Pause wieder in einem etwas freieren, aber doch immer noch leise flüsternden Tone fort, obgleich niemand in der Nähe war, der sie hätte belauschen können, und der Straßenlärm, der durch die nur mit einem Vorhang versehene Thür in ohrbetäubender Weise hereindrang, ihre Unterhaltung vollständig verdeckte. „Es giebt jemand, der gern tüchtig in die Tasche greifen würde, wenn man ihm eines schönen Morgens die Nachricht brächte: der Präfekt Liberio Romano ist tot. Wer das ist, thut nichts zur Sache, aber ich versichere Euch, es ist ein Mann von hohem Rang, auf den man sich wohl verlassen kann. Wenn Ihr mir nun sagt, ich will's thun, so gebe ich Euch nicht nur die passende Gelegenheit, sondern auch sofort zwanzig Scudi und viermal die gleiche Summe, wenn es geschehen ist."

Felice sah den kleinen Buckligen verwundert an, und dieser beeilte sich, fortzufahren: „Hört mir nur zu. Ihr müßt nicht denken, daß ich Euch damit bestechen will. Ich biete Euch vielmehr damit nur eine Entschädigung für die Nachteile, die vielleicht entstehen können. Ihr sollt für

Eure patriotische That nicht auch noch Schaden haben. Das ist's, was ich bezwecke."

„Ihr müßt nicht glauben, daß ich ein Brigant bin, der für Geld —" fuhr Felice auf.

„Wer glaubt denn das?" unterbrach ihn Taddeo mit höchst erstaunter Unschuldsmiene. „Im Gegenteil halte ich Euch für einen Patrioten, der das Herz auf dem rechten Fleck hat und zu einer entschiedenen That das Zeug in sich fühlt. Romano soll nicht ermordet, er soll bestraft werden für seine Frevel an dem Lande. Im ersteren Falle würde jeder Brigant wohl für noch geringeres Entgelt thun, was nötig ist. Aber nur ein Bürger, der selbst in den Fängen des Blutsaugers hängt, kann das zweite thun."

Don Felice trank ziemlich rasch seinen Wein aus und stand auf.

„Was wollt Ihr?" fragte Taddeo betroffen.

„Gehen. Es dunkelt schon."

„Wohin?"

„Nach Hause."

„Ohne mir eine Antwort zu sagen?"

„Wir sprechen weiter davon."

„Ah, das ist doch etwas. Aber überlegt nicht zu lange, Felice. Ihr wißt, daß jeder Tag seine neue Plage hat. Wann treffe ich Euch wieder?"

„Ich weiß es noch nicht. Jedenfalls noch in dieser Woche. Ihr werdet nicht verlangen, daß man sich zu so etwas über Nacht entschließt."

„Natürlich nicht. Ueberlegt Ihr das Wie, ich werde das Wann überlegen."

Damit verabschiedeten sich die beiden. Taddeo blieb noch eine Weile sitzen, während Felice das finstere, unsaubere Lokal verließ, um noch vor Einbruch der Dunkelheit die Stadt zu verlassen und nach dem Posilipo zu gelangen.

Als er aber auf die Straße trat, ging er gleichwohl nach kurzer Unschlüssigkeit nicht in der Richtung seiner Behausung, sondern in entgegengesetzter, nach der Piazza San Ferdinando davon.

Wie bei den meisten unter plötzlichen Impulsen handelnden Südländern war das Gerechtigkeitsgefühl Felices ein ziemlich einseitiges. So empfindlich er für erlittenes Unrecht war, so wenig empfindlich war er für das anderen zugefügte Unrecht. Daraus entspringen die schweren Konflikte, die den Beleidigten ohne weiteres zum Messer greifen lassen. Die Rache war auch für Felice ein selbstverständliches Zubehör der Gerechtigkeit. Deshalb war er den Einflüsterungen Taddeos zugänglicher, als dieser selbst meinte.

Felice war schon halb und halb zur Rache entschlossen gewesen, ehe Taddeo nur ein Wort zu ihm sprach. Wenn er auf diese Einflüsterungen nur wenig reagierte, so geschah dies nicht, weil er nicht davon eingenommen und überzeugt gewesen wäre, sondern weil er sie für überflüssig hielt. Es widerstrebte dem jungen Mann, über eine Sache, die schon so gut wie sicher war, noch viel zu reden. Hinzu kam noch die Zwangslage, in der er sich befand. Was sollte aus ihm und seinen zum Teil noch kleinen Geschwistern werden, wenn er — wie so viele andere — von dem von Vater und Großvater ererbten Eigentum fortgejagt und auf die Straße geworfen würde? Es mußte etwas geschehen, und in seiner Verzweiflung verfiel der junge Mann auf das Nächstliegende oder auf das, was ihm andere als das Nächstliegende bezeichneten.

Es war mittlerweile vollständig dunkel geworden. Als Felice, die Chiaja entlang gehend, endlich wieder an der Piazza San Ferdinando ankam, sah er sich sorgfältig und aufmerksam um, als ob er etwas suche. Der Platz lag ziemlich einsam. Nur auf dem Toledo gingen Leute hin

und her. Auch die Beleuchtung war eine mangelhafte. Die wenigen Oellaternen verbreiteten ein schwaches, flackerndes Licht, das bei weitem nicht genügte, den großen Platz in allen seinen Teilen zu erleuchten.

Trotzdem bemerkte Felice im Halbdunkel an der anderen Seite des Platzes zwei dunkle Schatten, eine Frau und einen Mann, die sich lebhaft hin und her bewegten, als ob der Mann die Frau mit fortziehen wolle und diese sich sträubte. Da das in der Nähe von Don Gennaros Laden war, so kam Felice unwillkürlich auf die Idee, daß der weibliche Schatten Assunta sein könne. Wer aber war der Mann?

Eine furchtbare Wut überkam ihn, und in großen Sätzen flog er über den Platz weg, auf die Gruppe zu. Die beiden mußten seinen Tritt schon gehört haben, ehe er noch nahe gekommen war, denn plötzlich gingen sie auseinander, oder vielmehr der Mann, den Felice jetzt deutlich als einen Offizier in dem langen dunklen Mantel der bourbonischen Garde erkannte, ließ das Mädchen los und ging an der Mauer entlang nach dem Theater San Carlo zu, wo er im Dunkel verschwand.

Im nächsten Augenblick standen sich Assunta und Felice sprachlos vor Ueberraschung, tief und schwer atmend vor Aufregung gegenüber. Durchdringend ruhten die Augen Felices auf dem jungen Mädchen, das bleich, mit schlaff herabhängenden Armen an der Mauer stand und sich nicht zu rühren wagte. Im ersten Zorn trat dem jungen Mann ein häßliches Schimpfwort auf die Lippen, das er aber noch zur rechten Zeit zurückdrängte. Erst nach einer längeren Pause sagte er scheinbar ruhig: „Wer war der Mann?“

Assunta sah ihn furchtsam an. Dann hob sie schüchtern und bittend die Hand, um sie auf seinen Arm zu legen. Er aber wich ihr aus, als ob er ihre Berührung verabscheue.

„Felice," ſagte ſie bittend, „ich —"

„Wer war der Mann?" unterbrach er ſie wild und rauh.

„Ich will dir alles ſagen, Felice, wenn du mir verſprichſt, ruhig zu ſein. Du weißt nicht, welche Angſt ich ausſtehe, wenn ich deine Augen ſo funkeln ſehe. Es iſt ja nichts geſchehen."

„Und du ſchämſt dich nicht, nachts mit einem fremden Offizier auf der Straße zu ſtehen? Du —"

„Nachts? Es iſt ja noch nicht neun Uhr. Und der Mann war kein Fremder. Er hatte Geſchäfte mit dem Vater —"

„Mit dem Vater?" unterbrach er ſie höhniſch lachend.

„Felice," bat ſie wieder leiſe, „höre doch erſt. Bei der heiligen Madonna, es war nichts. Ich ſtand dort am Laden und — — nun ja — ich wußte, daß du noch einmal zurückkommen würdeſt, ehe du nach dem Poſilipo hinausgingſt. Ich wartete auf dich. Da kam er aus dem Laden, wo er mit dem Vater wegen ein paar neuer Armſeſſel geſprochen hatte."

„Wer war's?"

„Es war der Herzog di San Valtoſa."

„Ah, der Maccaroniherzog. Ich dachte es doch. Sage nur deinem Maccaroniherzog, daß er unfehlbar das Meſſer zwiſchen die Rippen bekommen haben würde, wenn er mir nur noch eine halbe Minute länger Zeit gelaſſen hätte."

„Aber du biſt im Irrtum, Felice. Warum denn?"

„Warum?" fragte er verblüfft und ſchaute, etwas aus dem Text gekommen, in die lieblich-unſchuldigen, naiven Züge Aſſuntas.

„Wenn ich dir ſage, daß er ſo höflich und beſcheiden war, wie nur ein Offizier ſein kann. Es war gewiß nichts weiter, als ein ganz unſchuldiger Spaß."

„Und weshalb ſuchte er dich mit fortzuziehen?"

„Jenun, ich weiß es nicht," verſetzte ſie naiv. „Ich ſollte mit ihm zu Don Niccolo gehen und ein Glas Wein trinken. Iſt das eine Sünde?"

„Nun? Und weiter?"

„Weiter? Weiter nichts. Er hat mir noch geſagt, daß er mir einen neuen Shawl kaufen und mich einmal mit ins Teatro San Carlo nehmen wolle. Iſt das eine Sünde? Er iſt doch ein guter Kunde des Vaters. Darf ich da unfreundlich zu ihm ſein?"

Erſtaunt und faſt ohne zu atmen ſah er ihr ins Geſicht. Offenbar hatte ſie keine Ahnung von den eigentlichen Abſichten des jungen Herzogs, wie ſie Felice argwöhnte, ſondern ſah die Sache von der denkbar harmloſeſten Seite an.

„Und warum biſt du nicht mit ihm gegangen?" forſchte er weiter.

„Ich fürchtete mich. Ich dachte, es würde dir nicht gefallen," erwiderte ſie einfach und unbefangen.

Aſſunta war offenbar noch mehr Kind, als es Felice ſelbſt geglaubt hatte. Sie jedenfalls war unſchuldig, und Felice war davon ſo feſt überzeugt wie von der Schurkerei des jungen Herzogs. Aber gerade dieſer Umſtand war ein Anſporn für ihn zur doppelten Wachſamkeit, zu verſchärfter Strenge.

„Aſſunta, höre mir zu," ſagte er ernſt und griff nach ihrer Hand, die ihm Aſſunta ohne weiteres überließ, „der Herzog di San Valtoſa meint es nicht ehrlich mit dir. Hörſt du?"

„Nicht ehrlich, Felice?"

„Gerade heraus geſagt, er iſt ein Schurke. Niemals darfſt du von ihm auch nur die geringſte Kleinigkeit annehmen."

Betroffen ſah ſie ihn an. „Und der neue Shawl?" fragte ſie naiv. „Du weißt, wie notwendig ich einen neuen Shawl brauche."

Sie weinte fast. Felice biß sich vor Wut in den Zeigefinger und stieß heftig heraus: „Zum Henker mit deinem neuen Shawl. Siehst du denn nicht, um was es sich handelt?“

Nun weinte Assunta wirklich und schluchzte fast zänkisch: „O ja, ich sehe schon, um was es sich handelt. Ich soll niemals einen neuen Shawl bekommen und immer mit dem alten abgetragenen und fleckigen herumlaufen. Ich habe es wohl gesehen am letzten Piedigrottafest. Keine von all den jungen Mädchen hatte einen so abgetragenen, schäbigen Shawl wie ich. Was ist denn auch weiter dabei, wenn ich —“

„Sei still, Assunta, und höre mir zu,“ unterbrach sie Felice und blickte seltsam starr beiseite, „mein Wort darauf, du sollst einen neuen Shawl von mir bekommen, wenn dein Vater nicht —“

„Wirklich, Felice? Wirklich?“ rief sie in kindischer Freude, um gleich darauf hinzuzusetzen: „Und wann? Denn mein alter ist so schlecht.“

„Nächste Woche, Assunta; aber nun versprich mir auch, daß du vom Herzog di San Valtosa nichts annehmen wirst, daß du nicht mit ihm reden willst, wenn er zu deinem Vater kommt, ihm nicht die Hand geben und ihn überhaupt nicht anrühren willst.“

Etwas verwundert sah sie zu ihm auf. Es schien ihm, als wenn sie doch wohl noch verschiedene Kleinigkeiten auf dem Herzen gehabt hätte, aber schließlich versprach sie ihm alles, was er verlangte, und Felice zog sie etwas beruhigter an seine Brust und küßte sie auf die Wangen. Dabei fiel natürlich noch manches Wort, das, je heimlicher es geflüstert, doch einen um so innigeren Widerhall in der Brust des jungen Mädchens fand.

Er schilderte ihr den Herzog in den gefährlichsten Farben, sagte ihr, daß dieser hohe Herr gar nicht daran

denken könnte, ſie zu ſeiner Gemahlin zu machen, ſondern ihr nur Unglück und Schande bringen würde. Ueberhaupt war Felice ſchon der Mann, der Aſſunta beibringen konnte, um was es ſich handle, denn wo bei Aſſunta der Verſtand noch ſchwieg, da ſprach das Herz.

Seit Aſſunta denken konnte, war es als eine ausgemachte Sache angeſehen worden, daß ſie einſt Felice heiraten ſolle, wenn „alles ſo weit ſein würde", und ſie war darüber glücklich und zufrieden geweſen. Auch Felice war in dem Gedanken groß geworden, daß Aſſunta einſt ſeine Frau werden würde, aber jetzt ſah er zu ſeinem Schrecken, daß die Sache doch nicht ſo glatt und einfach lag, wie er bisher angenommen. Wie ſie heute der Gedanke an einen neuen Shawl gereizt hatte, ſo konnte es morgen mit irgend etwas anderem geſchehen, was Aſſunta gerade durch den Kopf fuhr, und wer konnte wiſſen, ob er immer in der Lage ſein würde, dieſen Wünſchen zu entſprechen und ein Unglück zu verhüten?

Aſſunta war ein junges, eitles Ding, ſchön wie die Soune, lieblich wie eine Blume — das war alles richtig, aber ihr hübſches Köpfchen ſtak voller Thorheiten. War er der Mann, in der Befriedigung all dieſer Einfälle mit einem Herzog — und wenn es auch ein Maccaroniherzog war — zu konkurrieren? So viel ſtand feſt, daß etwas geſchehen mußte. Er mußte Geld in die Finger bekommen und ſeine Beſitzung frei machen, wenn er Aſſunta heimführen wollte.

Als ſich Felice endlich von ihr losgeriſſen, hatte er auf ſeinem langen Heimweg an der Riviera entlang und durch die berühmte Poſilipogrotte hindurch Zeit genug, ſich die Sache zu überlegen.

Es war ſchon ſpäte Nacht, als er endlich auf ſeinem einſamen Gehöft, das nicht weit von dem Dorfe Fuorigrotta lag, ankam.

4.

Der Präfekt der Provinz Neapel, Liberio Romano, war ein sehr begüterter und vermögender Mann. Infolgedessen war er genötigt, nicht nur seiner politischen Stellung, sondern auch seines gesellschaftlichen Ranges wegen ein großes Haus zu machen, oft größere Gesellschaften zu geben und offene, gastfreie Tafel zu führen. Wöchentlich einmal oder gar mehreremal sah er die Spitzen der Behörden, die einflußreicheren Mitglieder der Regierung, mitunter sogar den König und die Königin selbst in seinen Salons, und gerade wenn seine Stellung ihm erschüttert schien, wenn die Zeiten schwierig wurden, ging es im Präfekturgebäude um so lebhafter zu, weil Liberio Romano glaubte, mit diesen Empfängen der maßgebenden Persönlichkeiten in seinem Hause den wankend gewordenen Einfluß wiederherstellen zu können.

Er war dann seinen Gästen gegenüber von besonders gewinnender Liebenswürdigkeit und Bescheidenheit, ein Meister der höflichen Phrase und der Verstellungskunst, mit der er Freund und Feind über seine wirklichen Absichten zu täuschen wußte. Von Tag zu Tag Ereignissen entgegensehend, die wie schwüle Gewitterwolken über dem Vaterland hingen, wußte er vielleicht über seine letzten Ziele zu dieser Zeit selbst noch nicht viel. Er war nicht der Mann, der die Ereignisse meistern konnte, aber ein unerreichter Meister darin, sich der Ereignisse zu bedienen, um seine Zwecke zu erreichen. Je unsicherer nun die Lage des Königtums in Neapel und Sizilien war, um so zweifelhafter wurde auch seine eigene Stellung. Und trotzdem war er Italiener genug, um der Revolution den denkbar besten Fortgang zu wünschen. Das war ja eben der sonderbare Zwiespalt, in dem er sich befand und der seine Lage so außerordentlich gefährdete. Er spielte doppeltes

Spiel. Wehe ihm, wenn man ihm einmal in die Karten ſchaute, ſolange im Königspalaſt von Neapel noch ein Bourbone ſaß!

Er war aber wohl auf ſeiner Hut.

Bei jenen Empfängen ſtand dem Witwer ſeine Tochter Beatrice mit feinem und ſicherem Takt zur Seite. Beatrice beſaß eine impoſante Figur, eine echt ſüdländiſche Erſcheinung von feurigem Temperament, mit leidenſchaftlichen, dunklen Augen, die unter den langen ſchwarzen Seidenwimpern hervor Blicke wie Blitze werfen konnten. Anderſeits hatte ſie aber auch von ihrem Vater die lächelnde, liebenswürdige Höflichkeit, die Grazie der Geſelligkeit, die bei ihr noch hinreißender wirkte, weil ſie in ihrer friſchen Schönheit einen berückenden Zauber auf die Männer ihrer Umgebung auszuüben vermochte. Sie gehörte mit zu den Mitteln ihres Vaters, ſich am Ruder zu erhalten, und ſie war wirklich nicht das kleinſte und unbedeutendſte. Wie manchen Sturm mochte ſie ſchon mit einem Blick, mit einem liebenswürdigen, verheißenden Lächeln beſchworen haben, ohne doch ihrer Würde als Weib auch nur das Geringſte zu vergeben.

In dieſer Beziehung war ſie trotz ihrer Jugend — ſie zählte noch nicht ganz einundzwanzig Jahre — von einer Unnahbarkeit und Strenge, die ſchon manchen bitter enttäuſcht hatte, weil man eben von dieſer üppigen, ſtrahlenden Roſe des Südens etwas ganz anderes erwartete. Jedermann ſagte ſich, einmal muß ſie doch in ihrem Alter und in ihrer Stellung für den oder jenen Feuer fangen. Jeden Augenblick ſchien man das zu erwarten, wenn man ihre Augen, ihre Lippen, ihr Lächeln ſah, und doch konnte ſich noch niemand auch nur des geringſten Entgegenkommens von ihrer Seite rühmen. Und wenn ſich je einmal einer der Herren einbildete, Eindruck auf ſie gemacht zu haben — die Neapolitaner leiden in dieſer Hinſicht nicht

an übermäßiger Bescheidenheit —, so dauerte es gewiß nicht lange, daß ihn die Tochter des Präfekten mit aller lächelnden Grazie, aber auch mit nicht mißzuverstehender Deutlichkeit abfallen ließ.

Es ging schon auf zwei Uhr in der Nacht, und die Gäste des Präfekten hatten sich zum größten Teil aus dessen glänzend erleuchteter Wohnung entfernt. Nur hie und da standen noch kleine Gruppen plaudernd umher. Auf einem Divan saß Beatrice, etwas müde und abgespannt, wie wenn ihr die Pflichten der Repräsentation doch eine große Anstrengung wären. Vor ihr stand Herzog Ugo di San Valtosa in der glitzernden Paradeuniform der königlichen Garden, flott, den langen blitzenden Schlepper mit dem goldenen Knauf festgehakt, die glanzledernen Stiefel so blitzblank, daß man sich darin hätte spiegeln können, liebenswürdig lächelnd und doch mit scharfen, beobachtenden Blicken.

„Man sagt es," flüsterte er halblaut.

„Was sagt man, Herr Herzog?" fragte Beatrice mit halbgeschlossenen Augen, gerade in dieser leichten abgespannten Ermattung hinreißend schön.

„Jeuun, Signorina, man sagt, daß die schöne Beatrice Romano nicht immer so gletscherhaft abweisend gewesen sei, wie sie es jetzt und wie sie es gegenüber den Neapolitanern ist. Daß ihre süßen Augen noch ganz anders leuchten können, wenn gewisse Augen vor ihr sind, um das Feuer zu wecken."

„Ei was, Sie müssen sich nicht darum kümmern, Herr Herzog. Die Welt schwatzt viel und nicht immer das Vernünftigste. Lassen Sie sie also schwatzen," entgegnete Beatrice noch immer zurückhaltend.

„Man dürfte also hoffen?" fragte der Herzog ziemlich zudringlich.

Sie öffnete die Augen, wie erstaunt ob dieser Frage.

Aber es war nur ein kurzer Blitz. Dann ſenkten ſich die langen, ſchwarzglänzenden Wimpern wieder wie ein Vorhang über die ſchönen, ſeelenvollen Augen, und mit gleichgültiger Stimme erwiderte ſie: „Wer will Ihnen denn das verwehren?“

„Beatrice!“ rief er halblaut, aber leidenſchaftlich gepreßt, als ob er vor Glücksgefühl ſich nicht mehr halten könne.

Sie rührte ſich nicht. Sie kannte dieſe Komödie ſchon, die ihr nichts Neues war. Er kam etwas in Verlegenheit und wußte augenblicklich nicht, wie er fortfahren ſolle. Er hätte doch erwartet, daß ſie wenigſtens ein bißchen erſchrecken ſollte. Nichts! Sie ſaß da wie eine Statue, als ob ſie darauf warte, daß er endlich ginge und ſie ſchlafen gehen könne.

„Nur ein kleines Zeichen geben Sie mir, Signorina,“ fuhr er endlich mit verhaltener Aufregung flüſternd fort, „einen Blick, einen Händedruck, Beatrice, zum Zeichen, daß ich hoffen darf.“

„Ich werde es Ihnen aufſchreiben, wenn Sie wollen, Herr Herzog,“ antwortete ſie mit einem ſpöttiſchen Lächeln, das ihr aber ganz allerliebſt ſtand.

Herzog Ugo richtete ſich aus ſeiner etwas vorgeneigten Haltung ſeufzend empor und ſagte: „Nun, man muß Geduld haben. Kapitän Maſſilli war glücklicher.“

Beatrice fuhr jetzt doch erſchrocken auf und ſah den Herzog finſter und faſt drohend an. Der Name, den er genannt, ſchien ihr wie eine Entweihung auf dieſen Lippen. Woher wußte er ihn? Was wußte er überhaupt? Das waren die Fragen, die ihr blitzſchnell durch den Kopf fuhren. Aber ebenſo ſchnell faßte ſie ſich auch wieder.

„Was wollen Sie damit ſagen?“ fragte ſie ernſt und gemeſſen.

„O, gewiß nichts, was Sie aufregen dürfte, Signorina.

Es war nur ſo ein Stoßſeufzer, ein neidiſcher Seitenhieb auf einen glücklicheren Nebenbuhler."

Sie war jetzt wieder vollſtändig geſammelt. „Tröſten Sie ſich," erwiderte ſie kalt, „er war nicht glücklicher als Sie!"

„Wie?" fragte er leiſe, „ich dachte anders."

„Was dachten Sie denn?"

Er trat ihr einen Schritt näher und flüſterte ihr ins Ohr: „Ich dachte, Sie könnten ihm eine Warnung zukommen laſſen."

„Eine Warnung?" fragte ſie. Sie gab ſich die größte Mühe, ruhig zu ſcheinen, konnte es aber doch nicht verhindern, daß ihre Stimme ein wenig zitterte.

„Man weiß, was er in Genua treibt. Er ſoll ſich ja in acht nehmen," flüſterte Herzog Ugo; „fangen wir ihn ab, ſo iſt er verloren."

„Ich — ich verſtehe Sie nicht," hauchte ſie wie abweſend.

„Nicht? Wirklich nicht? Ich rede als Freund, Beatrice. Er ſoll ſich in acht nehmen. Er ſoll ſich nicht beteiligen an ausſichtsloſen Unternehmungen von Abenteurern und Freibeutern, wie dieſe Garibaldi, Mazzini, Bixio, Criſpi und wie ſie alle heißen mögen, es ſind. Hören Sie? Warnen Sie ihn. Wir wiſſen alles und werden mit einem Handſchlag alles unterdrücken. Wehe ihm, wenn wir ihn faſſen. Mehr kann ich nicht ſagen. Gute Nacht, Signorina!"

„Herr Herzog —" ſagte ſie verwirrt und ſich leicht verbeugend.

Sie mochte glauben, der Herzog würde nicht ſo fortgehen und noch einmal eine Annäherung verſuchen. Sie wäre jetzt vielleicht eher geneigt geweſen, eine freundlichere Haltung einzunehmen, weil ſie das Gefühl hatte, daß ihr der Herzog, wenn er wollte, gefährlicher ſein konnte, als

ſie vorher gedacht. Aber er ging, ohne ſich noch einmal nach ihr umzuwenden, davon.

Etwas beſtürzt blieb ſie, in Nachdenken verſunken, ſtehen. War das eine Kriegsliſt oder eine offene Feindſeligkeit? Im erſteren Falle wäre ja noch nichts verloren geweſen, im letzteren aber konnte die Lage eine höchſt gefährliche werden. Offenbar wußte der Herzog mehr, als gut war, vielleicht ſogar noch mehr, als er ſagte. Als die Tochter ihres Vaters wußte ſie wohl, daß große Unternehmungen im Werke waren, Unternehmungen, die für alle Beteiligten höchſt unglücklich ausfallen mußten, wenn ſie vorzeitig zur Kenntnis der bourboniſchen Regierung gelangten.

Wie hatte es überhaupt geſchehen können, daß der Herzog in ein Verhältnis Einblick erhalten, das ſie mit aller weiblichen Liſt, mit aller Verſtellungskunſt, mit all den feinen Inſtinkten einer heimlichen Liebe vor aller Welt verborgen hatte? Gewiß, der Kapitän Maſſilli war der Erkorene ihres Herzens — ſchon ſeit Jahren! Widrige Verhältniſſe ſtanden ihren Wünſchen entgegen. Maſſilli, ein junger Feuerkopf aus einer der beſten Familien Calabriens, hatte ſich im Zorn von ſeinem unter der Fremdherrſchaft ſeufzenden Vaterland abgewandt und Dienſte in der piemonteſiſchen Armee genommen. Da ſie im lebhaften Briefwechſel mit ihm ſtand, von dem auch ihr Vater nichts wiſſen durfte, weil er ihn unter den obwaltenden Verhältniſſen nicht geduldet haben würde, ſo wußte ſie, daß er ſeit ganz kurzer Zeit ſeinen Abſchied aus der piemonteſiſchen Armee genommen hatte. Er beabſichtigte, ſich einer Expedition anzuſchließen, die ſich eben jetzt in Genua bildete und bezweckte, den Sizilianern, die im vollen Aufſtand gegen die bourboniſche Herrſchaft ſtanden, zu Hilfe zu kommen.

Das alles hielt ſie für ein tiefes Geheimnis, und nun

hatte sie plötzlich erleben müssen, daß ihr von einer Seite Andeutungen darüber gemacht wurden, die keinen Zweifel darüber ließen, man sei in bourbonischen Regierungskreisen genau über dies alles unterrichtet. Nur mit Aufbietung aller Kraft hatte sie ihre äußere Ruhe dabei mühsam wahren können. Jetzt schien sie diese Kraft zu verlassen, und im starren Schrecken vor sich hin blickend, fiel sie auf den Diwan zurück, auf dem sie soeben noch in sorgloser Ruhe gesessen hatte.

Was sollte nun geschehen? Sollte sie Massilli warnen? Wie sie ihn kannte, nützte das gar nichts. Gerade die Gefahr der Unternehmung würde ihn reizen. Aber wenn sie sich selbst diese Gefahren vergegenwärtigte, in der er und mit ihm die ganze Expedition schwebte, die ja jede Minute an irgend einer Zufälligkeit scheitern konnte, so krampfte sich ihr Herz zusammen. Wenn sie daran dachte, daß Massilli als Freibeuter, als „Flibustier", wie man verächtlich die Verfechter solcher Bestrebungen damals in Neapel noch nannte, dorthin gebracht und verurteilt werden würde, so hätte sie aufschreien mögen vor Angst und wildem Weh.

„Was giebt's?" hörte sie plötzlich die klangvolle Stimme ihres Vaters neben sich.

Sie fuhr erschrocken auf.

„Nichts," antwortete sie ausweichend. Massilli war der einzige Gegenstand, bezüglich dessen sie mit ihrem Vater nicht harmonierte. Sie schloß also stolz Kummer und Sorge in die eigene Brust, fest entschlossen, allein zu tragen, was ihr das Schicksal aufbürden würde.

„Wer ging dort von dir?" forschte der Präfekt weiter, der wohl sah, daß sie ihm etwas verheimlichen wollte.

„Der Herzog di San Valtosa."

„Hm. Er beschäftigt sich in letzter Zeit viel mit dir?"

„Ja."

„Hat er dir einen Antrag gemacht?“

Sie nickte ſtumm.

„Und du haſt ihn abgewieſen?“

Sie nickte wieder.

„Das iſt nicht recht, Beatrice. Ein abgewieſener Freier iſt immer ein Feind, und wir haben jetzt, bei allen Heiligen, keine Urſache, uns mehr Feinde zu machen, als unbedingt nötig.“

Sie ſah ihn fragend an. „Was ſollte ich denn ſonſt thun?“ erwiderte ſie verwundert, und als ihr Vater ſtumm die Schultern hoch zog, fügte ſie ſtolz hinzu: „Hältſt du es etwa für möglich, daß ich — Maccaroniherzogin werde? Die Frau des Sohnes eines hergelaufenen Dieners?“

„O, nicht das meine ich,“ antwortete ihr Vater ſchnell und küßte ſie wie beſänftigend auf die Stirn. „Denkſt du, ich ſehe nicht, daß dieſer junge Menſch bei uns nur die notwendige goldene Ergänzung ſeines Herzogstitels ſucht? Eher würde ich dir raten, in ein Kloſter zu gehen, als die Frau dieſes hergelaufenen Abenteurers zu werden, der ſich mit dem neapolitaniſchen Geld nicht begnügt, ſondern auch unſer Blut verlangt. Aber es giebt zwiſchen Ja und Nein noch ein drittes, Beatrice. Halte ihn hin, mein Kind, und wenn es nur wenige Monate oder vielleicht gar nur Wochen ſind. Hörſt du, Beatrice? Halte ihn im Ungewiſſen.“

Da ihr Vater die letzten Worte in beſonders eindringlicher Weiſe ſprach, ſo ſah ſie überraſcht zu ihm auf.

„Die Ereigniſſe ſpitzen ſich zu,“ fuhr ihr Vater leiſer und wie erklärend fort. „Die allernächſte Zeit kann uns große Entſcheidungen bringen, die nächſten Wochen können uns zu einem freien, großen, einigen Volke machen, Beatrice. Nur dieſe wenigen Wochen gehe noch die krummen Wege verſteckter Klugheit! Dann können wir hoffentlich alle frei und ſtolz die Stirne erheben. Bis dahin aber halte aus, Beatrice, bis dahin ſei mein kluges, tapferes Kind.“

Wieder küßte er Beatrice auf die Stirne. Mit liebevollem Stolz beugte er sich herab über sie und sah ihr in die schönen, dunklen Augen.

„Du weißt also noch nichts, Vater —?" flüsterte sie leise.

„Was?"

„Die Expedition nach Sizilien ist verraten."

„Verraten?" fuhr er erschrocken auf.

„Soeben sprach mir der Herzog davon. Er wußte, daß man in Genua Freiwillige für Sizilien wirbt."

„Schon?" fuhr der Präfekt lebhaft auf und trat einen Schritt zurück. „Und was wußte er?"

Beatrice wiederholte nahezu Wort für Wort, was ihr der Herzog gesagt.

„Und sonst nichts?"

„Wenigstens sagte er nichts weiter."

„Und woher wußtest du von der Sache?"

Beatrice senkte den Kopf und blieb stumm.

„Rede, Beatrice. Ich muß es wissen. Vielleicht von Massilli?"

Sie nickte und sah ihren Vater schüchtern an.

„Der Herzog wird einen Schreckschuß haben abgeben wollen," sagte dieser nach einer kurzen nachdenklichen Pause. „Jedenfalls wird man gut thun, auf alles vorbereitet zu sein."

Er wollte offenbar noch mehr sagen. In diesem Augenblick aber trat sein Kammerdiener lautlos näher und unterbrach die Unterhaltung.

„Mario," fragte ihn der Präfekt, „ist alles besorgt?"

„Wie Sie befohlen haben, Herr Präfekt."

„Gut. Haben alle Gäste den Palast verlassen?"

„Ja."

„Gut, so bringe mir Hut und Paletot. Aber sogleich. Hörst du?"

Der Diener ging. Als Beatrice ſich wieder mit ihrem Vater allein ſah, flüſterte ſie bang und ängſtlich.

„Du willſt noch einmal ausgehen, Papa?“

„Ich muß, mein Kind. Wenn es nach meinem Willen ginge, läge ich in zwei Minuten im Bett, das brauche ich dir wohl nicht erſt zu verſichern. Aber ich muß.“

„So ſpät in der Nacht? Es geht auf drei Uhr. Du weißt, daß ſich allerhand unheimliches Geſindel —“

„Sei ruhig, mein Kind. Alles, was du ſagen kannſt, weiß ich viel beſſer als du. Aber ich muß. Kein Wort mehr davon. Denke daran, was ich dir in Bezug auf den Herzog geſagt habe. Halte ihn hin, gieb ihm Hoffnung. Er wird ſich mit wenigem zufrieden geben. Den kleinen Finger, einen Händedruck, einen Blick — aber, wem erzähle ich das? Das wäre doch der erſte nicht, den du an der Naſe herumführteſt. Alſo ſei klug, jetzt beſonders. Hörſt du? Und nun gute Nacht, oder vielmehr guten Morgen. Schlafe ſüß, mein Kind. Ich bin bald zurück.“

„Vater — ich weiß nicht, mir iſt ſo bang! Wenn dir etwas zuſtieße — — ich wäre des Todes!“

„Warum nicht gar. Was ſoll mir denn zuſtoßen? In Neapel? Mitten unter denſelben Neapolitanern, die ich liebe wie mich ſelbſt, für die ich arbeite und denke Tag und Nacht?“

„Man weiß es aber nicht. Man verhetzt dich und macht dich verhaßt.“

„Man wird es ſchon noch wiſſen. Und nun genug. Schlaf wohl. Du wirſt müde ſein, mein armes Kind. Geh zu Bett. Addio!“

Der Abſchied von Vater und Tochter war ein rührend zärtlicher. Erſt nach wiederholten Küſſen begleitete ihn Beatrice bis ins Vorzimmer, wo Mario den Gebieter erwartete, dann trennten ſie ſich. Wenige Minuten ſpäter

lag das Präfekturgebäude finster und still, wie im tiefsten Schlaf.

5.

Da die Nacht schön und außerordentlich mild war, die Luft würzig und wunderbar erfrischend vom immergrünen Posilipo hereinwehte, so war der Herzog di San Valtosa, als er aus der Präfektur kam, noch nicht nach Hause, sondern zu Fuß in das große, bis spät in die Nacht hinein geöffnete Café Europa gegangen, oder hatte sich vielmehr an einem der kleinen Tischchen, die vor dem Gebäude auf dem Platze standen, niedergelassen und schlürfte behaglich eine Portion Eis. Das Café Europa lag und liegt noch heute im unteren Geschoß des riesigen Präfekturgebäudes, und zwar in seinem östlichen Flügel, der an die Piazza San Ferdinando stößt, gegenüber dem königlichen Palast. Kaum hatte aber Herzog Ugo hier Platz genommen, als sich ihm ein Individuum zugesellte, das er in der mangelhaften Beleuchtung nicht sogleich erkannte. Außerdem trug der Mann einen sogenannten Radmantel, dessen lange Zipfel er um seine Schultern und die unteren Gesichtspartien geschlungen hatte. „Herr Herzog," begann der Mann unterwürfig, „ich habe auf Sie gewartet, da ich wußte, daß Sie in der Präfektur waren."

„Wer zum Teufel seid Ihr?" fuhr der Herzog, nichts Gutes vermutend, auf.

Der Mann schlug seinen Mantel auseinander, und der kleine bucklige Taddeo Massaccio erschien unter demselben.

„Ah, Don Taddeo," sagte der Herzog etwas überrascht, aber doch beruhigt, „setzt Euch her, damit Ihr nicht auffallt. Was giebt's so spät noch, Taddeo? Habt Ihr mir etwas mitzuteilen?"

„Ja, Herr Herzog," antwortete der Geheimpolizist und setzte sich neben dem Offizier nieder.

„Wegen des — — wie heißt er doch? Ihr wißt schon,

wen ich meine. Der Kerl wird immer gefährlicher, Taddeo. Er muß beſeitigt werden. Hört Ihr? Der junge Mann iſt ein äußerſt gefährlicher Carbonaro, ein Verſchwörer der ſchlimmſten Sorte. Er muß auf Numero Sicher, ſo oder ſo, aber ſo raſch wie möglich."

„Es wird nur von Ihnen abhängen, Herr Herzog."

„Von mir? Aber Ihr wißt doch, wen ich meine? Den jungen Bauer, den ich Euch im Laden Machiavellis zeigte —"

„Denſelben. Felice Camboni heißt er. Er hat ein verſchuldetes und ſequeſtriertes Weingut in Fuorigrotta, das er mit fünf anderen Geſchwiſtern, die zum Teil noch Kinder ſind, von ſeinen Eltern geerbt hat. Nun iſt der Mann allerdings höchſt verdächtig, aber um gegen ihn einſchreiten zu können, braucht es Beweiſe, Herr Herzog. Dieſe zu beſchaffen koſtet Geld."

„Taddeo —"

„Ein Wort, Herr Herzog. Aus nichts wird nichts, das iſt ſicher. Wenn ich Ihnen alſo in dieſer Sache dienen ſoll, wie ich es ſelbſt wünſche, ſo darf man einige hundert Scudi nicht anſehen."

„Alle Teufel! Einige hundert Scudi — für einen Bauer!"

„Herr Herzog, auch ein Bauer iſt manchmal ein Menſch und hat — manchmal ſage ich — Vernunft und geſunde Sinne wie ein Menſch. Dieſer gehört zu denen. Wenn Ihnen alſo daran liegt, daß er verſchwindet, gut, ſo wird es auch auf kleine Opfer nicht ankommen. Wenn nicht — auch gut, ſo ſprechen wir nicht mehr davon."

Der Herzog war kein großer Freund vom Geldgeben, der andere aber ein um ſo größerer vom Geldnehmen, und auf Grund deſſen entwickelte ſich nun ein Feilſchen und Markten, wie man das nur in Neapel kennt. Taddeo ſagte ſich, daß es keinen Sinn habe, ſich für die großen Herren auch

nur umzudrehen, wenn dabei nicht etwas für ihn abfiele. Die Zukunftsmusik von der großen Belohnung und der dienstlichen Beförderung für hervorragende politische Dienste, die ihm Herzog Ugo vormachte — diese kostete ihn ja nichts — klang wohl sehr schön, aber sie verfing bei Taddeo doch nicht so recht. Es war die Geschichte vom Sperling in der Hand und der Taube auf dem Dache. Taddeo wollte seinen Sperling, was dann mit der Taube wurde, das würde man ja sehen.

Der Herzog dagegen, geizig wie er war, erwog peinlich ängstlich, wie viel er geben konnte, um vor dem kitzlichen Burschen und seinem Messer Ruhe zu haben, und feilschte um jeden Scudo. Endlich einigte man sich aber doch. Taddeo ließ in der Erwägung, daß er Felice doch nur höchstens zwanzig Scudi zu geben habe, etwas nach, der Herzog legte etwas zu und versprach noch mehr, und so war man nahe am Abschluß, als die Aufmerksamkeit des Herzogs nach einer anderen Richtung in Anspruch genommen wurde.

Aus der Präfektur kommend, ging ein Mann, den weichen Filzhut tief ins Gesicht gedrückt, den Mantelkragen hochgezogen, als ob er zu fürchten hätte, erkannt zu werden, quer über den Platz nach einem Wagen, der vielleicht fünfzig Schritt von der Präfektur entfernt auf ihn zu warten schien.

Herzog Ugo glaubte in dem Mann, nach der Statur und dem Gang zu urteilen, den Präfekten Liberio Romano zu erkennen. In höchster Aufregung starrte er ihm nach, als ob er einen Geist über den Platz wandeln sähe. Was hatte der Präfekt zu solcher Stunde noch außerhalb seiner Wohnung zu thun? In so geheimnisvoller, vermummter Art? Wie ein Verschwörer? Alle anderen Interessen traten für den Augenblick hinter diesen Fragen zurück. Offenbar stand für den Herzog Ugo so viel auf dem

Spiele, daß alles andere dagegen für ihn gegenſtandslos wurde.

Wenn es ihm gelang, in die geheimen Beziehungen des Präfekten Einblick zu erhalten, ſeinen Schleichwegen auf die Spur zu kommen — welche Ausſichten eröffneten ſich ihm! Ohnehin ſchon von einem gewiſſen Verdacht gegen Romano erfüllt, glaubte der Herzog auf Grund der Kenntnis dieſer Geheimniſſe nicht nur Beatrice gegenüber dann leichtes Spiel zu haben und ihre Einwilligung erzwingen zu können, ſondern gleichzeitig auch bei Hofe ſeinen Einfluß und ſeine Rangſtellung bedeutend ſteigen zu ſehen. Alle ſeine Wünſche und Hoffnungen erfüllten ſich mit einem Male, wenn es ihm gelang, in Erfahrung zu bringen, was da vorging.

„Raſch, Taddeo, ums Himmels willen, raſch einen Wagen," flüſterte er atemlos und ſtand erregt auf.

Der Geheimpoliziſt verſtand nicht gleich, um was es ſich ſo plötzlich handelte.

„Einen Wagen, Herr Herzog? Und meine hundertfünfundzwanzig Scudi?"

„Einfaltspinſel!" ſchalt der Herzog zornig, aber im leiſen Flüſterton, „ſiehſt du denn nicht? Dort? Du ſollſt deine hundertfünfundzwanzig Scudi haben. Wer iſt das dort? Der dort nach dem Wagen geht? Raſch, Taddeo, einen Wagen für mich!"

Taddeo ſah ſich um. Woher ſollte er in dieſer ſpäten Nachtzeit einen Wagen bekommen? Der ganze Platz lag öde und finſter; weit und breit war nichts zu ſehen.

„Iſt das nicht der Präfekt, Taddeo?" flüſterte der Herzog wieder.

„Der Präfekt? Wo?"

„Dort, der dort in den Wagen ſteigt. Raſch hinter ihm her."

„Nun, das kann der Präfekt wohl ſein. Rufen Sie

ihn an, Herr Herzog. Für Sie schickt es sich schon, für mich nicht."

„Dummkopf!" murmelte der Herzog ärgerlich und lief davon, um nunmehr auf eigene Faust den Wagen zu verfolgen.

Indessen erwies sich das als ganz aussichtslos, denn kaum hatte der Mann den Wagen bestiegen, als dieser in schneller Gangart über den Platz jagte und den Toledo hinaufrasselte. Fluchend und keuchend, innerlich den Tolpatsch von Geheimpolizisten verwünschend, der seinen Gedankengang nicht sofort erraten hatte, kehrte der Herzog zurück, bezahlte sein Eis und lief spornstreichs in den Palast, wo er sich bei der Wache meldete.

— — — — — — — — — — — —

Der Wagen, dem der Herzog vergeblich zu folgen versuchte, nahm seinen Weg den Toledo entlang bis zur Piazza Dante, bog dann rechts ab und hielt wie auf eine schon vorher gegebene Weisung unter dem Thorweg, der unter dem Liceo Borbonico durch von der Piazza Dante nach dem schmalen, schmutzigen und elenden Vicolo*) San Sebastiano führt. Hier stieg der Insasse aus, der eine schwarze Halbmaske mit herabhängenden Seidenspitzen vor dem Gesicht trug.

„Soll ich hier warten, gnädiger Herr?" fragte der Kutscher.

„Nein. Du fährst sofort nach Hause," antwortete jener, stehen bleibend, bis der Kutscher den Wagen gewendet hatte und wieder dahin zurückfuhr, woher er gekommen war. Erst dann schritt der Mann mit der Maske langsam und vorsichtig, die Hand vor der Maske, in den finsteren winkeligen Vicolo hinein.

Von Zeit zu Zeit blieb er suchend vor den Thüren

*) Enge Gasse.

ſtehen, ging aber ſchließlich immer in der Richtung nach dem Muſeum weiter. Offenbar ſuchte er nach einem beſtimmten Merkmal und wußte nicht genau, wo er es finden würde.

In dem Vicolo ſchien alles öde und ſtill. Am oberen Ende, wo er eine kleine Krümmung machte, brannte allerdings eine kleine Oellaterne, aber man ſah bei ihrem Schein nicht einmal die Kehricht- und Unrathaufen, die da und dort in der engen holperigen Gaſſe herumlagen.

Endlich blieb er ſtehen, und zwar vor einer Thür, die wohl verſchloſſen und mit einem ſchweren Querbalken verriegelt war, hinter der man aber die Stimme eines keifenden Weibes hörte.

„Betrunken und betrunken und wieder betrunken,“ ſchalt die Frau, „iſt das ein Leben! Schämſt du dich nicht, Lumpenkerl, der du biſt? Was? Still ſein ſoll ich? Ich werde mir wohl von dir den Mund verbieten laſſen! Die Leute ſollen wiſſen, was du für ein Früchtchen biſt, und wie ſehr mich der liebe Gott mit dir geſtraft hat. Heilige Madonna, du, ein Mann? Jedes Vieh iſt beſſer wie du —“

Der vor der Thür Angekommene kümmerte ſich um das Keifen, wie es ſchien, nicht viel. Er zog ein Streichholzbüchschen aus der Taſche, zündete ein Hölzchen an und beleuchtete damit die rechte Thürſäule, wo er auch ſofort einen kleinen Klopfer fand, an dem mit roter Farbe ein kaum zolllanges Kreuz gemalt war. Mit dieſem Klopfer ſchlug er in kleinen Abſtänden dreimal an die Säule, worauf das Weib inwendig ſofort verſtummte. Man hörte Schritte in dem hinter der Thür liegenden Raum gehen, eine Thür öffnete oder ſchloß ſich, worauf ein Flüſtern folgte, als ob ſich zwei Perſonen leiſe unterhielten.

Dann klopfte der Mann mit der Maske ein zweites

Mal in der Weise wie früher, nur leiser, sozusagen nur der Form halber, denn er mußte ja gehört haben, daß sein erstes Klopfen inwendig bemerkt worden war. Nun wurde es ganz still. Innen und außen war kein Laut mehr zu hören. Endlich klopfte der Außenstehende zum drittenmal, genau wie das erste Mal, worauf eine Männerstimme von innen sagte: „Evviva il Re — — —“

Worauf der Außenstehende sofort antwortete: „Vittorio Emanuele.“

Daraufhin öffnete sich unterhalb des Querbalkens, der sich in etwa halber Mannshöhe vom Erdboden befand, eines der Thürfelder, durch das der Außenstehende, obwohl gebückt, doch ohne besondere Mühe eintrat. Der Raum, in den er kam, war offenbar das Arbeitsgemach einer Plätterin, das sich aber im übrigen durch nichts von der Wohnstätte einer armen neapolitanischen Familie unterschied. Zwei große Betten, eine alte wackelige Kommode mit der Mutter Gottes unter einer Glasglocke, ein Bild des heiligen Gennaro, einige schadhafte Strohstühle, ein Feuerherd mit elendem Küchen- und Eßgeschirr, Plättbolzen, Plättbretter und so weiter bildeten die Ausstattung.

Neben der alten Frau, die der Ankömmling schon von außen gehört, die jetzt aber still war, stand ein Mann in sehr vornehmer und eleganter Kleidung, der aber auch eine schwarze Maske vor dem Gesicht trug.

Zunächst sahen sich die beiden aufmerksam und prüfend an, so gut das bei dem flackernden Kerzenlicht gehen wollte. Dann fragte der erstere den zuletzt Angekommenen kurz und unfreundlich: „Wer sind Sie?“

„Ein Italiener,“ antwortete der andere.

„Was wollen Sie?“

„Die Freiheit.“

„Wem gehören Sie?“

„Dem Vaterland!“

Nach dieſem kurzen Dialog, der wie eine Parole, wie ein Erkennungszeichen zwiſchen den beiden geführt wurde, reichten ſie ſich die Hand und gingen durch eine Tapetenthür, die man vorher gar nicht geſehen, nach dem Inneren des Hauſes. Zunächſt traten ſie in ein finſteres, kleineres Zimmer, durch das ſie auf einen langen, ungepflaſterten Gang gelangten, der, etwas abfallend, ohne indeſſen Stufen oder Treppen aufzuweiſen, in einen niedriger gelegenen Raum, einen Keller oder dergleichen führen mußte. Auch die Luft in dieſem Gang war dumpfiger und kühler, woraus mit ziemlicher Sicherheit zu ſchließen war, daß man ſich einem unterirdiſchen Raume nähere. Nach kaum zwanzig Schritt ſtand man wieder vor einer Thür, durch deren Spalten dünne Lichtſtrahlen in den Gang fielen, und als ſie auf dreimaliges Klopfen geöffnet wurde, traten die beiden in einen kellerartigen Raum mit gewölbter, aber verrußter oder vermoderter Decke.

Eine lange, mit ſchwarzem Tuch verhangene Tafel und eine Anzahl Stühle waren das einzige Mobiliar. Auf der Tafel ſtanden zwei ſilberne Armleuchter mit je drei Kerzen. In der Mitte zwiſchen den beiden Leuchtern lagen zwei Dolche, deren kreuzweiſe übereinander gelegte Klingen in dem Kerzenlicht funkelten. Einige zwanzig Männer, wovon etwa die Hälfte maskiert, die anderen aber, die meiſt den ärmeren Klaſſen angehörten, ohne Masken, ſaßen entweder an der Tafel oder ſtanden leiſe ſprechend in kleinen Gruppen herum.

Der zuletzt Angekommene ſah ſich aufmerkſam unter den Anweſenden um und ſchien beſonders unter den Maskierten Bekannte zu ſuchen, was ihm aber nicht gelang. Nur ein einziges Mal trat er mit einiger Sicherheit auf einen von ihnen zu und äußerte leiſe ein paar Worte, worauf der Angeredete mit großem Reſpekt vor ihm zurücktrat, um ihm den Weg zur Tafel freizumachen, an der er jetzt

Platz nahm. Endlich, nachdem man noch einige Teilnehmer mit derselben Vorsicht wie vorher in die Versammlung eingeführt, schien man vollzählig zu sein. Auf ein gegebenes Glockenzeichen verstummten die halblauten Gespräche, alle nahmen ihre Plätze ein, und einer der Maskierten, offenbar der Leiter oder Vorsitzende der Versammlung, stand auf und sprach mit markiger Stimme: „Es lebe das Vaterland! Gesinnungsgenossen! Wes Standes und Herkommens ihr auch sein möget, welcher Art eure Verrichtungen außerhalb dieser Versammlung auch immer sind, ob arm, ob reich, ob hoch, ob niedrig, ob vom Geschick bevorzugt oder nicht, in diesem Augenblick seid ihr alle gleich in der Liebe zum Vaterland. Was wir auch immer sein mögen, hier sind wir es nur fürs Vaterland. Und wenn das unter der verhaßten Fremdherrschaft seufzende Vaterland zur Rettung eurer bedarf, sei es eurer selbst oder eures Vermögens oder eurer Kinder, so werdet ihr ihm nichts vorenthalten. Wollt ihr das beschwören?“

„Wir schwören es!“ riefen die Anwesenden einstimmig.

„Den Meineidigen trifft der Tod,“ fügte der Vorsitzende ernst und schwer hinzu. Dann nahm er wieder auf seinem Sitze Platz und legte einige Papiere, die er aus seiner Brusttasche nahm, vor sich hin, worauf er dann mit gleichförmiger geschäftsmäßiger Betonung fortfuhr: „Gesinnungsgenossen, die Zeit des unthätigen Duldens ist vorbei; in Sizilien ist Blut geflossen, gut italienisches Bürgerblut, in Palermo, Messina, Trapani stehen die Patrioten mit bewaffnetem Arm den Schergen der fremden Unterdrücker gegenüber. Die Heiligkeit unseres Kampfes für Freiheit und Vaterland muß zum Siege führen. Darum vorwärts! Die Zeit ist da, in der feige Lässigkeit und Gleichgültigkeit niederträchtiger Brudermord wäre. In ganz Italien, von den Alpen bis zum Aetna, sind

die Augen nach dem Kampfe gerichtet, der auf der geliebten Feuerinsel zwischen unseren Brüdern und den Söldnern der Bourbonen entbrannt ist. In ganz Italien rührt man Kopf und Hände, um den Genossen in Sizilien zu zeigen, daß man sich solidarisch mit ihnen fühlt, wollen wir Neapolitaner, die wir unter demselben Joch schmachten, die wir eines Tages selbst in der Lage sein werden, die Hilfe unserer Brüder anzurufen, wollen wir allein unthätig zusehen?"

„Nein, nein!" rief es von allen Seiten. „Vorwärts in den Kampf; wir sind hier, um unseren Brüdern zu helfen."

„Um euch zu zeigen, wie die Sachen stehen, verlese ich zunächst die Proklamation des Nationalvereins, die mir heute zugestellt worden ist."

„Ja, ja, die Proklamation, die Proklamation!" riefen wieder einige Stimmen.

Diese Proklamation erregte die Gemüter in ganz Italien schon seit einer Woche, nur in Neapel, wo die Polizei auf jedes Exemplar mit allen Mitteln fahndete, war sie noch unbekannt, so daß sich also die Spannung, in der sich die Versammlung bei ihrer Erwähnung befand, leicht erklärte.

Wieder erhob sich der Präsident zur größeren Feierlichkeit, nahm ein Blatt zur Hand und rief, während auch alle Anwesenden aufstanden: „Die Proklamation*) lautet: Italiener! Der sizilianische Aufstand hat bewiesen, daß der Gedanke der nationalen Einheit wie ein heiliges Feuer die ganze Nation beseelt, und während man in Florenz bei dem Ruf: „Es lebe Italien, es lebe Vittorio Emanuele" Feste feiert, stirbt man in Palermo mit demselben Ruf. Dasselbe Banner, das blumengeschmückt von den Türmen

*) Nach Aurelio Romano-Manebrinis „Documenti sulla Rivoluzione di Napoli 1860. Napoli 1864".

Toskanas und Bolognas weht, weht blutgetränkt auf den Bergen Siziliens.

Ganz Italien flammt in heller Begeisterung auf bei der Verkündigung des sizilianischen Aufstandes. Subskriptionen werden eröffnet in Genua, Turin, Mailand, Florenz, Livorno, Bologna, Ravenna und vielen anderen Städten. Im ganzen Lande, wo sich nur Sizilianer und Neapolitaner vorfinden, drängen sie nach den Häfen, zahlreiche Offiziere nehmen ihre Entlassung, um die Kräfte des Aufstandes zu ordnen und anzuführen, Tausende von Freiwilligen aus Piemont und der Lombardei, aus der Romagna, den Marken, aus Toskana und Venetien strömen zusammen und verlangen von uns Mittel und Möglichkeit, sie nach Sizilien überzuführen. Unglücklicherweise ist dieses Auflodern des Patriotismus und der Bruderliebe lange fruchtlos geblieben wegen der Unsicherheit der Nachrichten, der weiten Entfernung vom Kampfplatz und des Materialmangels. Ein weiteres Zögern würde aber Verrat an einer heiligen Sache, würde Brudermord sein.

Deshalb eröffnen wir eine Nationalsubskription und sind überzeugt, daß auf unserer teuren und schönen italienischen Erde der Edelmut und die Opferwilligkeit für eine Sache, welche die der Zivilisation ist, alle Anstrengungen des Despotismus und der Barbarei zu Schanden machen werden.

Der Präsident des Nationalvereins
G. La Farina.

Die Kommission, die mit der Entgegennahme der Beiträge beauftragt ist, besteht aus Giuseppe La Farina, Professor Giuseppe di Manfredi, Marchese Luigi Tanaro, Dott, Bottero, Redakteur der „Gazetta del Popolo" (Turin)."

Von der Begeisterung diktiert, weckte diese Proklamation, dieser nationale Weckruf des jungen Italiens

überall, wohin er offen oder versteckt gelangte, wieder Begeisterung. Auch hier in Neapel unter den Carbonari, die in Kellern und Gewölben, heimlich zur Nachtzeit, maskiert und verborgen ihre Zusammenkünfte abhalten mußten, regte sich der Enthusiasmus und machte sich in allerhand Zurufen Luft.

Sofort machte man sich ans Werk. Der Mann, der im Wagen von der Piazza San Ferdinando gekommen war, zog aus der Brusttasche seines Rockes eine Börse und warf sie, ohne den Inhalt zu zählen, auf den Tisch, indem er rief: „Es lebe das Vaterland!"

Es war selbst für einen reichen Mann eine reiche Gabe, denn die Börse wog schwer und ließ beim Auffallen den feinen hellen Goldklang erkennen. Die übrigen Teilnehmer der Versammlung zögerten nicht, diesem Beispiel in mehr oder minder ausgiebiger Weise, je nach Kräften, zu folgen, so daß in weniger als fünf Minuten eine Summe von mehreren Tausend Lire auf dem Tisch lag. Als der Präsident die genauere Summe feststellte und den Anwesenden bekannt gab, ging ein Murmeln der Ueberraschung und des Staunens durch die Versammlung, deren Mitglieder wohl zur großen Hälfte aus armen Teufeln bestand, die nicht viel zu geben hatten.

„So erfreulich dieses Resultat ist," fuhr der Präsident in seiner Ansprache fort, „so dürfen wir uns dabei doch nicht beruhigen. Wir dürfen uns nicht darauf beschränken, unseren Brüdern in Sizilien zu helfen, sondern müssen selbst Hand anlegen, um auch hier, am Sitze der bourbonischen Fremdherrschaft, das Joch abzuschütteln. Es gilt, auch hier mit bewaffneter Hand die Gewalt zu brechen, die uns alle bedroht und Tag für Tag unsere Gesinnungsgenossen in die Gefängnisse wirft, sie peinigt und martert bis zum Aeußersten. Verbannungen, Martern und Enthauptungen, wie sie seit Generationen in Neapel an der

Tagesordnung sind, müssen uns eine Lehre sein, daß wir nie und nimmer den Bourbonen die Wohlfahrt Neapels anvertrauen dürfen, sondern Gut und Blut opfern müssen, um die Befreiung von dieser Herrschaft zu erzwingen, zum Segen des Vaterlandes. Ich fordere die Anwesenden auf, ihre Vorschläge für die bewaffnete Erhebung in Neapel selbst zu machen!"

Offenbar war das ganz im Sinne des bei weitem größten Teiles der Versammlung gesprochen, und abgesehen von den begeisterten Beifallsrufen, die die Ansprache des Präsidenten bis zum Schluß begleiteten, hörte man auch aus den Rufen, die nun aus der Versammlung heraus ertönten, daß die Mehrzahl der Anwesenden am liebsten gleich auf die Barrikaden gestiegen wäre, um den Kampf mit den regulären Truppen der Bourbonen in deren Hauptstadt selbst aufzunehmen. Die ganze hitzige Tollkühnheit exaltierter Südländer schien in der Versammlung zur Herrschaft zu gelangen. Die bisher sehr zweifelhaften Erfolge der Sizilianer, die doch nur mit kleinen Besatzungen, mit verschwindenden Bruchteilen der bourbonischen Militärmacht zu thun hatten, schienen den Leuten die Köpfe zu verdrehen; offenbar rechnete man auf Hilfskräfte in der Stadt, die doch sehr zweifelhaft waren.

Lange Zeit wogten die abenteuerlichsten Vorschläge hin und her, als endlich der Mann von der Piazza San Ferdinando sich erhob und mit seiner klaren, volltönenden Stimme sagte: „Mitbürger, es handelt sich nicht darum, unsere Vaterstadt in ein Blutbad zu stürzen, wie Sie zu beabsichtigen scheinen, sondern sie davor zu retten. Es ist leichter, sich in eine patriotische Erhitzung hineinzureden, als die Kanonen des Fort Sant' Elmo, unter denen Neapel liegt wie ein Hund vor seinem Herrn, zum Schweigen zu bringen. Wohin mit den zahllosen Kindern und Weibern, die Neapel umschließt, wenn die Regierung die Stadt bom-

bardiert? Was haben Sie einer Armee von sechzigtausend Mann, die die Regierung binnen zwei Tagen hier zusammenziehen kann, entgegenzustellen? Glauben Sie, mit einer Handvoll schlecht bewaffneter und ungeordneter, undisziplinierter Rebellen eine Armee schlagen zu können? Und wenn Sie sie schlagen, wenn das Unmögliche möglich wird durch ein Wunder, was glauben Sie, was während des Kampfes aus der dichtbevölkerten Stadt wird?"

„Mag werden was will, wenn sie nur frei wird," rief jemand dazwischen, und ein anderer, dem dadurch Luft gemacht wurde, schrie in die Versammlung hinein: „Er ist ein Spitzel. Traut ihm nicht."

„In Strömen wird das Blut die Gassen hinab zum Meere rinnen und Sie werden nichts erreichen — —" fuhr der Redner stärker fort.

„Freiheit oder Tod!" lärmte ein anderer, und am Ende der Tafel stand ein robuster Mann im Arbeitskittel auf und sagte mißtrauisch zu seinem Nachbar: „Der Mann hat mir schon lange nicht gefallen. Er ist ein Falscher, wenn nicht gar von Bombicella*) geschickt."

„Ich wette, er ist von der Polizei," antwortete dieser, und als ob man nur auf ein Stichwort gewartet habe, schrie man plötzlich an verschiedenen Orten: „Die Maske herunter, die Maske herunter! Wir wollen nicht mit Masken, sondern von Angesicht zu Angesicht verhandeln."

„Hören Sie mich ruhig an!" versuchte der Redner nochmals das Wort zu erhalten.

Aber man lärmte ihm jetzt von allen Seiten entgegen:

---

*) Der König Ferdinand II. war vom Volk infolge des grausamen Bombardements des aufständischen Messina Re Bomba (König Bombe) genannt worden. Daher erhielt sein Sohn, Franz II., den Namen Bombicella = Bömbchen.

„Herunter mit der Maske. Wir wollen wissen, wer Ihr seid. Wir dulden keine Verräter."

Es war ein kritischer Moment, um so kritischer, als jetzt wirklich einige der Maskierten ihre Masken vom Gesicht herunternahmen und nun das Gleiche auch vom Sprecher erwarteten, der jedoch dazu keine Miene machte, weil offenbar für ihn mehr auf dem Spiele stand, als für andere. Er mochte sich sagen, daß er, gerade wenn er sich demaskierte, infolge seiner Stellung als Verräter angesehen werden würde, denn ins Herz sehen konnte ihm doch niemand, auch wenn das Gesicht frei wurde. Nun hätte er sich freilich legitimieren können, schwarz auf weiß konnte er den Leuten beweisen, daß er zu dieser Versammlung auf das Geheiß des Nationalkomitees in Genua gegangen war. Aber er hatte den Brief der größeren Sicherheit halber verbrannt.

„Ich verlange dasselbe Vertrauen, das jeder unter Ihnen beansprucht — —" versuchte er weiter zu sprechen, aber der Tumult und die Aufregung waren zu groß. Kein Mensch hörte auf ihn, und einige der Anwesenden drängten sich, in der unverkennbaren Absicht, ihm die Maske gewaltsam vom Gesicht zu reißen, immer näher an ihn heran.

Alles stand für ihn auf dem Spiele und alles schien verloren. Denn wenn auch noch die Tafel zwischen ihm und seinen Angreifern stand, so war das doch ein Hindernis, das nur kurze Zeit, vielleicht nur Augenblicke vor dem Ungestüm der in der Furcht vor Verrat rasend gewordenen Leute standhielt.

Er sah zu seinem Schrecken, daß es wohl leicht ist, wilden Fanatismus bei ohnehin aufgeregten Leuten zu erwecken und sie zu allerhand verderblichen, kopflosen Abenteuern zu verleiten, aber gefährlich, solchen Leuten von Mäßigung und kluger Zurückhaltung zu reden. Er hatte

ja nichts beabſichtigt und nichts gewünſcht, als die Leute vor ihrem eigenen Untergang und unnützem Blutvergießen abzuhalten, und das wollte er auch jetzt noch — um jeden Preis. Aber das hatte ſchon genügt, ihn verdächtig zu machen und Scenen heraufzubeſchwören, die er nicht geahnt und nicht für möglich gehalten hatte.

Er verſuchte wiederholt, zu ſprechen. Man ſchrie ihn nieder, wild, fanatiſch. Man wollte ihn nicht hören. Man wollte von keiner Mäßigung wiſſen. Plötzlich, in ſeiner höchſten Not, drang von außen her, durch den Gang, aufgeregtes Weibergeſchrei. Verdutzt ſahen ſich die Leute gegenſeitig an. Eine momentane Stille entſtand, die es ermöglichte, daß man ein Geräuſch hörte, wie von brechenden Brettern und klirrenden Waffen.

„Verrat, Verrat!“ heulte das Weib draußen.

Ein namenloſer Schrecken überkam die Verſammlung. Entſetzt ſtarrten ſich die einzelnen fragend ins Geſicht. Niemand wußte ſich die Sache zu erklären.

„Wir ſind verraten!“ ſchrie jemand wütend, „und der dort iſt der Verräter.“

Dabei wies er auf den Sprecher. Ein anderer griff nach den Dolchen, die auf dem Tiſch lagen, und näherte ſich raſch dem Sprecher.

„Tod den Verrätern!“ knirſchte er zwiſchen den Zähnen und warf ſich auf den vermeintlichen Feind, der ſich ſeiner nur mit größter Mühe erwehren konnte.

„Bei meiner Ehre, ich weiß nicht, was dort vor ſich geht!“ rief er, unter der Maske erbleichend. Er ahnte wohl, daß die Verſammlung verraten war, aber gleichzeitig ſagte er ſich auch, daß er in dieſem Falle ſicherer verloren war als alle anderen, wenn es ihm nicht gelang, der Sache eine Wendung zu geben, die ihn ſchuldlos erſcheinen ließ.

Alle dieſe Scenen ſpielten ſich in einem Zeitraum von

wenigen Minuten ab. Das Klirren der Waffen kam näher und näher.

„Löscht die Lichter aus!“ befahl eine Stimme. Aber sei es, daß in der Verwirrung niemand dazu kam, den Befehl auszuführen, oder daß die Zeit wirklich zu kurz war, ehe er vollzogen wurde, erschien am Eingang des Kellers ein Offizier in der Uniform der königlichen Garden. Hinter ihm blitzten in dem flackernden Kerzenlicht die Bajonette einer Anzahl Soldaten, die man nicht genau bestimmen konnte. Man sah nur, daß der ganze Gang von rasch herzueilendem Militär gefüllt war.

„Im Namen des Königs!“ ertönte die Stimme des Offiziers, der mit gezogenem Degen hereintrat, „wer sich vom Platze rührt, ist des Todes!“

Die Soldaten drangen herein, immer paarweise, aber immer mehr und mehr. Kaum eingetreten, stellten sie sich den Verschwörern gegenüber mit gefälltem Bajonett auf. Jeder Widerstand wäre Narrheit gewesen. Aber auf den Gesichtern der Ueberraschten malte sich eine grenzenlose Wut.

Da trat, trotz des Verbots, sich zu rühren, der Sprecher von vorhin langsam, aber entschieden aus den Reihen der Verschworenen hervor und nahm seine Maske ab.

Zu allgemeiner Ueberraschung erschien darunter das wohlbekannte Gesicht Liberio Romanos, des Präfekten von Neapel. Sehr bleich, aber sehr ruhig und bestimmt sagte er zu dem Offizier: „Herr Lieutenant Caselli, ich übergebe Ihnen die Anwesenden zur Ueberführung nach der Vicaria. Sie haften mir dafür, daß sie dort morgen zu meiner Verfügung sind. Ich selbst gehe sofort zu Seiner Majestät, um ihm persönlich Bericht zu erstatten.“

Verblüfft schaute ihn Lieutenant Caselli an. Erst der nun unter den Verschworenen hervorbrechende Tumult, die

Schimpfworte, wie: „Kanaille! Bluthund! Henker!“ und ähnliche, die man dem Präfekten ins Geſicht ſchleuderte, ſchienen ihm über die Vorgänge eine beſtimmte Beleuchtung zu geben. Gehorſam ſenkte er den Degen vor dem Präfekten, der an ihm vorüberging und ſich ruhig und würdig dem Ausgang zuwandte.

Stolz erhobenen Hauptes, als ob er die Ausbrüche wütender Verzweiflung gar nicht gehört hätte, die man ihm nachrief, ſchritt er an den Soldaten vorbei und verſchwand im Dunkel des Ganges.

(Fortſetzung folgt.)

Chineſe Müller.

Erzählung von **Harry Sheff.**

Mit Illuſtrationen von E. Klein.

1.

(Nachdruck verboten.)

Mit allen nur erdenklichen Ehren und Auszeichnungen hat man vor kurzer Zeit in Europa ſowohl wie in Amerika den greiſen Li-Hung-Tſchang willkommen geheißen. Monarchen und ihre Miniſter, republikaniſche Präſidenten und die Oberhäupter der Weltſtädte, die Spitzen der Behörden, der Induſtrie, der Wiſſenſchaft, Leute, die es nötig und ſolche, die es gar nicht nötig hatten — ſie alle eiferten miteinander in dem Beſtreben, dem „Bismarck des Reichs der Mitte", dem ſchlauen Mandarinen, ihre Ehrerbietung zu bezeugen. Auch während ſeines Aufenthalts in den Vereinigten Staaten Nordamerikas ſtand der reiſende Chineſe im Vordergrund des Intereſſes, glänzende Feſte wurden für ihn veranſtaltet, man drängte ſich, um ihn zu ſehen, aus Waſhington eilte der Präſident nach New York, ihn im Namen der Nation zu begrüßen, man begegnete Li-Hung-Tſchangs Bildern in allen Zeitungen, allen Journalen, in den Schaukäſten der Verkaufsläden, ſein Name ſchwebte auf aller Lippen.

Welch ein kraſſer Gegenſatz bot ſich hierbei dem Beobachter. Der eine Chineſe gefeiert, geehrt, verhätſchelt, die in den Vereinigten Staaten lebenden anderen Chineſen — ihre Geſamtzahl dürfte eine Million erreichen — ſeine Landsleute, ſeine Brüder, mißachtet, abgeſondert und gemieden. Der Chineſe iſt und bleibt bei den Amerikanern verabſcheut, man erkennt zwar bereitwillig an, daß er ein guter Land- und Induſtriearbeiter, vor allem ein guter Hausdiener iſt, aber man haßt ſeine Genügſamkeit, ſeine Unreinlichkeit, ſein zähes Feſthalten an ſeinen religiöſen Gebräuchen und ſeiner den Amerikanern unſympathiſchen Lebensweiſe.

In den großen Städten Amerikas, beſonders in San Francisco und New York, hat man ſtreng darauf geachtet, die Chineſen zu iſolieren und in gewiſſen Straßen zuſammenzudrängen; auf dieſe Weiſe entſtand das in New York berühmte und berüchtigte „Chinatown", das Ghetto des gelben Mannes.

Hier ſieht man die geſchäftigen Chineſen hin und her rennen in ihren weißen kattunenen Wadenſtrümpfen, die wie Beinharniſche den Unterſchenkel bedecken, in den ſchweren Schuhen mit Holzſohlen, in den weiten Kniehoſen, den braunen oder grauen Kitteln, mit den runden Faltenmützen oder ungeheuren Strohhüten, mit dem Stolz ihres Lebens, dem Zopf. Frauen, denen man weit ſeltener begegnet, bewegen ſich langſam mit häßlich wackeligem Gange vorwärts, ſie ſind faſt wie die Männer gekleidet und meiſt übermäßig geſchminkt.

Längs der Straßen im Chineſenviertel von New York erblickt man zahlreiche Verkaufsſtände, in denen Händler die Erzeugniſſe ihres Landes, darunter ganz merkwürdige Spielwaren und allerlei Kleinkram, feilbieten. Dahinter liegen große Warenmagazine, welche alle für ein Chineſendaſein unentbehrlichen Artikel enthalten und mit bunt-

farbigen Firmenschildern versehen sind. Fleischerladen mit fetttriefenden Würstchen, Stücken Katzenfleisch, Schweinemagen und anderen Delikatessen wechseln ab mit Theehäusern, Restaurants, Barbierstuben, in denen Gesichter und Köpfe mit fabelhafter Geschwindigkeit glatt rasiert werden; in den Speisehallen, deren Thüren weit offen stehen, sitzen die chinesischen Kostgänger eng bei einander und handhaben die Messer und Gabeln ersetzenden zwei Stäbchen mit bewundernswürdiger Geschicklichkeit; aus den oberen Stockwerken ertönt Musik, quiekende, kreischende Töne, welche einem harfenähnlichen Instrument entlockt werden.

Weitaus der größte Teil der Bewohner von Chinatown ist sehr arm, und wer es nicht ist, der lebt, als wäre er es. Bei schmalster Kost arbeiten diese Menschen unermüdlich, gönnen sich nie einen Tag der Ruhe; ihr Ziel ist, sich eine kleine Summe zu erwerben und dann nach China zurückzukehren, um nach dem Tode in dem Boden zu ruhen, auf welchem sie geboren sind.

Der Dollar! Nach ihm lechzt die Chinesenseele ebenso heiß und beständig, wie die des Amerikaners; für den Besitz des Dollars läßt sich der Sohn des himmlischen Reiches treten und verhöhnen, anspannen zu harter, Tag und Nacht dauernder Arbeit, für ihn bleibt er mitten in der Zivilisation der Kuli, der er jenseits des Stillen Ozeans gewesen ist.

Und wie oft wird ihm noch sein armseliger Besitz streitig gemacht! Entgeht er wirklich der Gefahr, die er in sich selbst trägt, seine Ersparnisse in den zahlreichen Spielhöllen Chinatowns bis auf den letzten Pfennig zu verlieren, so lauern eine Menge Verbrecher der Weltstadt nur auf den Moment, den Zopfträgern durch Schwindel, Betrug oder Gewaltthat die Taschen auszuplündern.

New Yorks Chinesenviertel ist daher als ein Sammel-

platz des Abſchaums, der Unordnung und des Verbrechens bekannt. An den Ecken der Hauptgaſſen, der Mott-, Pell- oder Doyerſtreet, ſtehen Tag und Nacht Poliziſten, welche ſorgſamen Blickes jeden muſtern, der Chinatown betritt. Daß eine wirkliche Dame ſich hierher verirrte, kommt überhaupt nicht vor.

— — — — — — — — — — — —

Einer der Aermſten unter den armen Chineſen war Kwon Yick.

Wie die meiſten ſeiner Landsleute hatte er ſich die Reinigung der Leibwäſche als Erwerbszweig erkoren und hauſte vor etwa fünfundzwanzig Jahren in dem Keller eines baufälligen Hauſes in Pellſtreet.

Damals begannen ſich die Chineſen maſſenhaft dieſer Thätigkeit zu widmen, welche noch heute eine ihrer hervorragendſten Einnahmequellen in Amerika bildet. Dieſe chineſiſchen Waſchkünſtler, denen man heute in New York auf Schritt und Tritt begegnet, berechnen zwar nur die Hälfte des Preiſes, welchen franzöſiſche, deutſche oder amerikaniſche Waſchanſtalten fordern, aber es iſt längſt kein Geheimnis mehr, daß der beſtechende Glanz und die bewunderungswürdige Weiße, welche die Wäſche unter den Händen der Chineſen erhält, nur auf Koſten des Stoffes hervorgerufen werden, ſo daß oft ein ganz neues Hemd ſchon nach der dritten Säuberungsfolter ſeine Seele aushaucht.

Vor fünfundzwanzig Jahren jedoch waren die chineſiſchen Wäſchereien noch halbwegs eine Neuheit, man ſtrömte ihnen teils aus Neugier, teils der Originalität halber zu, und die Mongolen, welche unternehmend genug waren, ſich in die amerikaniſchen Viertel zu wagen und dort Geſchäfte zu errichten, brachten es zu einem für ihre Verhältniſſe anſehnlichen Vermögen. Aber der arme Kwon Yick gehörte nicht zu dieſen Glücklichen.

Digitized by Google

Es mangelte ihm an Unternehmungsgeist, an der Fähigkeit, sich auch nur ein wenig den fremdländischen Verhältnissen anzupassen; er war eine scheue, zurückgezogene Natur, und der Kardinalfehler seiner Landsleute, die völlige, uns abendländischen Kulturmenschen ganz unbegreifliche Bedürfnislosigkeit erreichte bei ihm ihren Höhepunkt. Kwon Yick bedurfte um zu leben nur der Luft, die er atmete, eines Plättbrettes, auf dem er schlief, und der geringen Menge Reis, mit welcher er sich sättigte. Im übrigen war er Philosoph und dachte, während er die Wäsche mit seinen Knütteln bearbeitete oder das Bügeleisen über das Brett führte, über die schwierigsten Probleme nach. Bei solchen Anlagen und Neigungen war er natürlich Junggeselle geblieben, auch hätte sich schwerlich irgend ein weibliches Wesen, weder in Amerika noch in Asien, bereit gefunden, Frau Kwon Yick zu werden, denn er war von ganz ungewöhnlicher Häßlichkeit. Sein Gesicht war nur mit einer vertrockneten Zitrone vergleichbar, während sein Körper dem eines Affen glich, dabei hatte er sein vierzigstes Jahr schon hinter sich.

Es war an einem Winterabend, der sich durch ein besonders heftiges Schneegestöber auszeichnete, als Kwon Yick noch gegen elf Uhr am Plättbrett stand und mit schon stark erlahmender Hand ein Stück Wäsche nach dem anderen bearbeitete. Es war ja Sonnabend, und in der Frühe des Sonntags kam mancher Kunde und holte sich seine sorgsam in Papier eingeschlagene Wäsche ab. Der kleine, niedrige Kellerraum, welcher dem Chinesen Arbeitszimmer, Waschküche, Schlaf- und Wohngemach zugleich war, wurde durch einen eisernen Ofen erwärmt und empfing sein Licht von einer Petroleumlampe, die von der geschwärzten Decke herniederhing. Trotzdem ein gut Teil Kälte von der Straße hereinkam, waren die Thüren von Kwon Yicks

„Laundry“ *) doch weit geöffnet, damit Leute, welche Wäſche in Arbeit geben wollten, nicht achtlos an der für ſie günſtigen Gelegenheit vorübereilten. Ab und zu zeigte ſich auch am Eingang das Geſicht eines grinſenden Landsmannes, der Kwon im Vorbeigehen irgend eine Neuigkeit meldete oder ihn ob ſeines übertriebenen Fleißes verſpottete.

Plötzlich ſchlugen jedoch die Laute der engliſchen Sprache an das Ohr des Chineſen, der, wenn auch nicht viel, ſo doch das für das Geſchäftsleben nötigſte Engliſch erlernt hatte.

„Nehmen Sie ſchnell die Wäſche, Sir,“ rief eine Frauenſtimme vom Eingang her.

Kwon Yick riß faſt ohne aufzuſehen ein mit chineſiſchen Schriftzeichen beſchriebenes Stück rotes Papier in zwei Teile und wandte ſich um, um den einen der Ueberbringerin der Wäſche als Ausweis für die Abholung zu überreichen, während der andere Teil des Zettels an das Wäſchepaket angeheftet zu werden pflegt **).

Nur undeutlich ſah er eine Dame auf der erſten der fünf Treppenſtufen ſtehen, welche zu ſeinem Keller hinunterführten. Sie reichte ihm ein ziemlich umfangreiches Bündel Wäſche und nahm mit der Linken das „Ticket“ entgegen.

„Mittwoch, Lady,“ rief ihr der Chineſe zu, womit er die Abholungszeit bezeichnete.

„All right!“ klang es von oben zu ihm herab, und die Geſtalt war von dem Eingang verſchwunden.

Kwon Yick legte das Bündel neben ſich auf den Tiſch und machte ſich daran, das ihm zurückgebliebene Papierſtück daran zu befeſtigen. Plötzlich hielt er in ſeiner Beſchäftigung inne und ſchaute ſich um. Merkwürdig! Er

*) Wäſcherei.

**) Siehe das Titelbild.

hatte doch seine Katze vor einigen Tagen eingebüßt, als sie in einem Nachbarhause das für die Ratten bestimmte Gift gefressen hatte. Und nun dieser leise miauende Ton, der an sein Ohr schlug!

Der Chinese schüttelte den Kopf und lauschte wieder. Dann bekam sein gelbes Gesicht einen wenig geistreichen Ausdruck, indem seine Lippen sich halbmondförmig von einem Ohr bis zum anderen zogen und seine kleinen schwarzen Aeuglein voll Mißtrauen auf das vor ihm liegende Wäschebündel schielten.

Kein Zweifel, aus diesem und sonst nirgendwoher stieg das leise Zirpen empor. Einen Augenblick schwankte der brave Kwon und überlegte, ob es nicht geratener sei, sich in die unmittelbare Nähe des kleinen Hausaltars zu flüchten, einem Eckbrett, auf dem eine aus Thon gebildete und bunt bemalte Figur stand, die einen der chinesischen Götter vorstellte. Aber die Vernunft behielt die Oberhand, und er löste schnell den Knoten, mit welchem das Bündel zusammengehalten wurde.

Leider reicht unsere Kenntnis des Chinesischen nicht weit genug, um den Ausruf des Erstaunens wiederzugeben, den Kwon Yick jetzt ausstieß; das aber können wir genau feststellen, daß seine geradezu unbeschreibliche Ueberraschung vollauf gerechtfertigt war.

In dem Wäschebündel, das man dem armen Mongolen übergeben und am nächsten Mittwoch abzuholen versprochen hatte, lag nämlich, mit einem schneeweißen Hemdchen angethan, ein kleiner zappelnder Knabe!

— — — — — — — — — — — —

Nachdem der Chinese sich einigermaßen von seinem Schrecken erholt hatte, untersuchte er seinen ins Haus geschneiten Fund näher und stellte fest, daß das junge Menschenkind ungefähr acht Wochen alt sei und der kaukasischen Rasse angehöre. Das war aber auch alles, was

Kwon Yick zu ermitteln im ſtande war, denn den Papierſtreifen, den er auf der Bruſt des Kindes gefunden, drehte

er ratlos um und um, er konnte die Worte, welche darauf niedergeſchrieben waren, nicht entziffern. Schließlich verbarg er den Zettel ſorgſam und wandte dem Kinde wieder ſeine ganze Aufmerkſamkeit zu.

Der kleine Bursche gefiel ihm. Vergnügt strampelnd lag er da, verzog sein kleines Frätzchen ab und zu zu einem unbewußten Lächeln und ballte die rosigen Miniaturhändchen zu kleinen Fäusten.

Kwon Yick wurde es warm ums Herz. Ihm wollte es plötzlich scheinen, als sei sein alter Kellerraum größer und heller geworden, als ströme der Ofen behaglichere Wärme aus als vorher, und als habe er selbst, er Kwon Yick, um den sich sonst der dümmste und lumpigste Chinesenjunge nicht gekümmert hatte, mit einem Schlage eine gewisse Wichtigkeit erlangt. Kein Wunder — er trug zum erstenmal in seinem öden Dasein die Verantwortung für das Leben eines zweiten Wesens.

„Söhnchen!“ murmelte er, „Söhnchen — Kwon Yicks Söhnchen!“

Und er beschloß, den Findling nicht der Polizei zu übergeben, sondern ihn selbst aufzuziehen, ihm jede freie Minute zu weihen, mit ihm das Wenige zu teilen, was er erwarb, und sich in ihm einen Gefährten seiner Einsamkeit, einen Freund, einen Sohn zu erwerben.

Er bethätigte diesen Entschluß vorerst damit, daß er die beste Milch, die er im Chinesenviertel kaufen konnte, herbeiholte, sie sorgfältig abkochte und dem Kleinen einflößte. Doch bildete diese menschenfreundliche Handlung nur das erste Glied einer langen Kette fürsorgliche, väterliche Liebe beweisender Thaten, mit denen der arme Chinese sein sich selbst gegebenes Versprechen in Bezug auf den kleinen Unbekannten einlöste.

Die größte Sorge bereitete dem unfreiwilligen Vater der Name seines Sohnes. Zu gewissenhaft, seinem Schützling einen chinesischen Namen aufzudrängen, befand sich der gute Kwon in einiger Verlegenheit, welchen amerikanischen Namen er dem Kinde geben solle, da sie alle seiner Zunge Schwierigkeiten bereiteten. Nachdem er mehrere

Tage vergeblich mit ſich zu Rate gegangen war, fiel ihm plötzlich das Papier ein, welches er bei dem Kinde gefunden hatte. Vielleicht, ja ſogar wahrſcheinlich gab es über die Herkunft des Kleinen Aufſchluß.

An dieſem Tage ſchloß Kwon Yick ſeine Wäſcherei mehrere Stunden früher als gewöhnlich und begab ſich zu einem angeſehenen, äußerſt gelehrten Landsmann, der auch gerichtlicher Dolmetſcher war. Dieſem gewiegten Sprachkenner legte er das Papier vor, auf daß er ihm die Worte enträtſele. Lange betrachtete der gelehrte Chineſe das Geſchriebene, dann ſchüttelte er das bezopfte Haupt und meinte, ſo viel ſtände feſt, daß das kein Engliſch ſei.

Mit dieſer Auskunft konnte ſich Kwon unmöglich zufrieden erklären, und auf ſeine Bitten zog der Dolmetſcher ſofort an geeigneten Stellen Erkundigungen über dieſe rätſelhafte Inſchrift ein. Endlich wurden ſie von einem Bierwirt, den der Dolmetſcher als aufgeklärter Chineſe für einen auf vielen Gebieten bewanderten Mann hielt und demgemäß ebenfalls aufgeſucht hatte, über das Weſen dieſer geheimnisvollen Mitteilung unterrichtet. Die wenigen Worte, welche der Papierſtreifen enthielt, waren deutſch und lauteten: „Dieſer Knabe führt den Namen Georg Müller.“

Müller! Müller! Die Einfachheit dieſer Laute ſagte Kwon Yick außerordentlich zu, und da ihm von dem Dolmetſcher überdies verſichert wurde, daß der Name Müller unter den Deutſchen ungemein wertvoll ſein müſſe, da ſehr viele ſich beſtreben ihn zu tragen, ſo taufte der Chineſe ſeinen Findling kurzweg Müller.

— — — — — — — — — — — —

Chineſe Müller wuchs zu einem hübſchen, kräftigen Knaben heran, der nicht nur der Stolz ſeines Pflegevaters, ſondern des ganzen Chineſenviertels wurde. Wenn der junge Burſche in ſeiner chineſiſchen Tracht, das prachtvolle

blonde Haupthaar in einen ſtolzen Zopf geflochten, durch die Straßen von Chinatown ſchritt, wenn er mit ſeinen leuchtenden blauen Augen ſo fröhlich, ſo zufrieden in die Welt hineinſchaute, wenn er für jeden ein freundliches Wort, einen Gruß, einen ſchnell und bereitwillig gethanen kleinen Liebesdienſt hatte — wer hätte ihn da nicht gern haben ſollen? Er war auch thatſächlich der Liebling aller, vom reichen Theekaufmann bis herab zum ärmſten Kuli, und er konnte ſicher ſein, in jedem Hauſe willkommen geheißen zu werden. Doch auch den anderen Bewohnern von New York bildete er den Gegenſtand intereſſanter Beobachtung. Sie kamen, den blonden Chineſen Müller zu ſehen, die Geſchichte ſeiner ſeltſamen Auffindung durch Kwon Yick zu hören, und wurden nicht müde, ſich mit dem klugen Burſchen, der das Engliſche in der Volksſchule geläufig ſprechen gelernt hatte, zu unterhalten.

Da nun dieſe Neugierigen nicht ohne weiteres in die Wäſcherei Kwon Yicks eintreten konnten, ſo erwarben ſie ſich das Recht des Aufenthalts dadurch, daß ſie dem Chineſen Arbeit brachten. Die Wäſchepakete in dem Kellerraum, den Kwon Yick bewohnte, hatten ſich bald derart angehäuft, daß der Chineſe einen Laden zu ebener Erde mieten und noch einen Gehilfen einſtellen konnte. Bald aber war er gezwungen, eine weitere Vergrößerung ſeines Geſchäfts vorzunehmen, er bezog ein aus zwei Stockwerken beſtehendes Haus in der Mottſtreet, und außer ihm und Müller waren ſechs Chineſen faſt unausgeſetzt im weit und breit bekannten „Kwon Yick Laundry“ thätig.

Ja, der kleine zappelnde Knabe aus dem Wäſchebündel hatte ſeinem gelben Pflegevater Glück gebracht, die opferwillige Liebe, die der arme Chineſe dem von liebloſen Eltern auf die Straße geſtoßenen Menſchenkinde gewidmet, hatte ſich belohnt, ſie war vom Schickſal mit goldenem Segen vergolten worden. Kwon Yick war, als Müller

ſiebzehn Jahre zählte, einer der reichſten Chineſen New Yorks.

2.

Eines Abends im Februar des Jahres 1888 befanden ſich der Chineſe und ſein Pflegeſohn allein in dem geräumigen Laden, der zur Aufbewahrung der fertiggeſtellten Wäſche und zur Abfertigung der Kunden diente. Hell erleuchtet und gut erwärmt gewährte dieſer Raum einen behaglichen Aufenthalt, und ſo hatte auch heute, wie immer nach gethaner Arbeit, Kwon Yick ſich hier auf einer gepolſterten Bank am Ofen niedergelaſſen und las mit Hilfe einer großen Brille eine chineſiſche Abhandlung über die Moralvorſchriften des Konfutſe, während Müller damit beſchäftigt war, einen Haufen glänzend gebügelten ſchneeweißen Leinenzeuges in große Bogen Papier einzuſchlagen und vorſchriftsmäßig zu ſchnüren.

Die Gedanken des jungen Mannes weilten freilich nicht bei dem weiſen Konfutſe, vielmehr war ſein Geiſt auf eine weit unheiligere Perſon gerichtet, die jedoch den Vorzug beſaß, entſchieden jünger, ſchöner und liebenswürdiger zu ſein, als die Chineſen ſich den großen Lehrer vorſtellen. Sie hatte braune Augen, weiches lockiges Haar, ein ſchelmiſches Grübchen in der Wange und fuhr um die Mittagszeit, wenn das Wetter günſtig war, im Zentralpark in einem eleganten Einſpänner ſpazieren.

Das war alles, was Müller bis jetzt von ſeinem Ideal wußte. Er war ihr einmal begegnet, ſie hatte dem blonden Chineſen lächelnd nachgeſchaut, am nächſten Tage hatte ſich dieſer Zufall wiederholt und dann — dann verließ der junge Mann täglich um Mittag die Wäſcherei, um, ſehr zur Verwunderung Kwon Yicks, ſich im Freien zu ergehen und ſeine böſen, lang anhaltenden Kopfſchmerzen los zu werden.

So hatten ſie ſich faſt täglich geſehen, angelächelt, doch niemals geſprochen.

„Es giebt Schnee," wandte sich Kwon Yick, das Buch zuklappend, an seinen Sohn; „da fallen schon die weißen Flocken. Ich denke, wir können die Thür schließen und zum Thee hinaufgehen, heute wird doch niemand mehr Wäsche bringen oder abholen."

„Gut, Väterchen, ich gehe voraus und ordne den Theetisch und lege dir die Pfeife zurecht." Mit diesen Worten verließ Müller den Laden, und man hörte die Holztreppe, die in das obere Stockwerk führte, unter seinen kräftigen jugendlichen Schritten seufzen und stöhnen.

Kwon Yick rückte die Brille zurecht und blickte ihm nach.

„Die Götter haben ihn mir geschickt," murmelte er, „sie hatten Mitleid mit meiner Einsamkeit. Mit ihm ist das Glück gekommen — jenes Glück, welches die Menschen im Geld finden. Wenn sie mich heute strafen wollten, die Götter, so sollten sie das Glück mir nehmen, bis ich wieder der arme, mißachtete Kwon Yick wäre, wie vordem, nur das Kind, das dürfen sie mir nicht mehr nehmen, wenn sie mir nicht auch das Leben rauben wollen."

Die dunklen Augen des alten Mannes schimmerten feucht hinter den Brillengläsern, er nahm das Augenglas ab, um es zu putzen. Während er noch damit beschäftigt war, hörte er das Rollen eines herbeieilenden Wagens, er vernahm den Ruf des Kutschers, der die Pferde anhielt, und eine halbe Minute später stand eine elegant gekleidete, nicht mehr junge Dame vor ihm.

„Sie sind Kwon Yick?" fragte die Fremde.

Der Chinese setzte die Brille langsam wieder auf die Nase und bejahte die Frage.

Forschend ließ die Dame in dem reichen Pelz ihre Blicke über den Laden hinschweifen, dann öffnete sie ein Ledertäschchen, welches sie nebst dem feinen Spitzentaschentuch in der Hand trug, und entnahm demselben ein ver-

blichenes kleines Stück Papier, auf dem einige chineſiſche Schriftzeichen zu ſehen waren.

„Bitte, geben Sie mir das zurück, was ich Ihnen vor ſiebzehn Jahren auf dieſen Schein übergab,“ ſagte ſie etwas unſicher.

Der Chineſe hatte kaum einen Blick auf den kleinen vergilbten Zettel geworfen, als er zurückfuhr, als habe er einen Fauſtſtoß vor die Bruſt bekommen.

„Was — verlangen — Sie, Lady?“ ſtammelte er. „Dieſes Ticket — es iſt — es war —“

„Haben Sie es ausgeſtellt oder nicht?“ forſchte die Dame.

„Gewiß — es iſt meine Handſchrift. So ſind Sie die Frau, die vor ſiebzehn Jahren mir das Kind ins Haus brachte? O, das war unmenſchlich, ein liebes Kind, ein zartes Weſen ſo kurz nach ſeiner Geburt auf die Straße zu werfen.“

Die Dame ſenkte einen Augenblick das Haupt, um es ſogleich wieder ſelbſtbewußt emporzurichten. „Ich weiß,“ ſagte ſie, „daß ich Ihnen unendlichen Dank ſchulde, und Sie können verſichert ſein, daß ich Sie fürſtlich belohnen werde. Damals wurde ein fürchterlicher Zwang auf mich ausgeübt — ich konnte nicht anders, ich mußte mich des Kindes entäußern. Jetzt aber — o, zögern Sie nicht länger, laſſen Sie mich meinen Sohn in meine Arme ſchließen und ihn mit mir nehmen.“

Der alte Chineſe fuhr auf, ſeine Augen blickten finſter und ſtechend.

„Sie wollen ihn mit ſich nehmen, Lady?“ ſtieß er wild hervor, „meinen Sohn mit ſich fortführen? Nachdem ich ſiebzehn Jahre lang ſein Vater, ſein Lehrer, ſein Freund geweſen, in der Armut mein Herzblut für ihn hingegeben, ſpäter mein Geld für ſeine Erziehung verwendet, ſeine Füße auf ſeidene Teppiche geſtellt habe,

wollen Sie plötzlich kommen und zu ihm sagen: Ich bin deine Mutter, ich habe dich geboren, ich habe dich, weil

ich dich nicht brauchen konnte, in den Schmutz geworfen, jetzt aber, da du schön und gut geworden bist, gefällst du mir, jetzt will ich dich wieder zurückhaben! Und Sie glauben, Madame, er werde mit Ihnen gehen — Sie glauben das?"

Digitized by Google

„Ja, ich glaube das, denn die Stimme der Natur iſt mächtiger als jede Pflicht der Dankbarkeit.“

„Sie täuſchen ſich, Madame,“ rief eine helle Stimme von der nach dem Inneren des Hauſes führenden Treppe her; „mein Vater hat mir erzählt, wie man mich ihm in einem Bündel Wäſche gebracht, wie man mich hilflos ihm, dem armen Chineſen, überantwortet hat. Es iſt nicht Ihre Schuld, Madame, daß ich damals nicht elend umgekommen bin!“

Die Dame wankte und wurde bleich. Mit gekreuzten Armen ſtand der Sohn der Mutter gegenüber und betrachtete ſie mit finſteren Blicken.

„Mein Sohn — mein Kind!“ rief die Frau, die Arme dem Jüngling entgegenſtreckend, doch der Sohn ſank nicht an die Bruſt ſeiner Mutter, er erfaßte vielmehr die Hand des alten Chineſen und ſagte: „Dieſer Mann iſt mein Vater, ich werde bei ihm bleiben.“

Und in dieſem Entſchluß war er nicht wankend zu machen. Die Thränen, die Bitten ſeiner Mutter, die Schilderungen eines glänzenden Lebens, das ihn erwarte — nichts konnte ſeine Meinung ändern. Auch Kwon Yick blieb hart und unerbittlich.

Da trocknete die Mutter plötzlich ihre Thränen und rief mit feſter Stimme: „Du ſollſt mir nicht zurückgegeben werden, mein Sohn — gut, ſo will ich dich erkämpfen. Mr. Kwon Yick, wir ſehen uns vor dem Richter wieder!“

Bei dieſen Worten bückte ſie ſich, hob die verblichene Wäſchemarke vom Fußboden auf, und nachdem ſie ſich ſo das wertvolle Beweismaterial geſichert, verließ ſie ſchnell das Haus des Chineſen.

Im Laden aber ſtand Kwon Yick, hielt ſeinen Sohn mit beiden Armen umſchlungen und murmelte Sprüche, wie man ſie in ſeiner fernen Heimat kennt, um einen Feind,

Digitized by Google

eine böse Krankheit oder ein großes Unglück dem Hause fernzuhalten.

— — — — — — — — — — — —

Am nächsten Tage empfing Kwon Yick den Besuch eines der angesehensten Advokaten der Stadt. Der Herr imponierte ihm durch seine würdevolle Ruhe so gewaltig, daß er sich ihm gegenüber nicht schroff ablehnend verhielt, wie er sich vorgenommen, sondern ihn in ein Zimmer des oberen Stockwerks geleitete, wohin auch der junge Mann folgte. Als alle drei Platz genommen, ergriff der Advokat das Wort.

„Ich bin gekommen," sagte er, „um einen gütlichen Ausgleich herbeizuführen, und Ihnen, Mr. Müller, diejenigen Erklärungen zu geben, welche nötig sind, um die Handlungsweise Ihrer Mutter, wenn auch nicht zu rechtfertigen, so doch entschuldbar zu machen. Vor etwa achtzehn Jahren kamen Ihre Eltern in dieses Land. Ihre Mutter hatte gegen den Willen ihrer Angehörigen einem Zirkuskünstler die Hand gereicht, und obwohl der Mann sie damals schon schlecht behandelte, so hing sie doch mit Leidenschaft an ihm und folgte ihm über das Meer nach Amerika. Um keine Minute von ihm getrennt sein zu müssen, ließ sie sich von ihm zur Trapezkünstlerin ausbilden, und da sie eine schöne Frau und eine imposante Erscheinung war, so hoffte das Ehepaar, hier bald ein gutes Engagement zu finden. Doch ihre Erwartungen wurden getäuscht, hier war alles überfüllt, sie gerieten, als ihr kleines Kapital aufgezehrt war, in bitterste Not. Die bedrängten Verhältnisse wurden durch die Geburt eines Knaben noch verschlimmert. Signor Satanelli oder, wie sein eigentlicher, bürgerlicher Name war, August Müller, gab dem armen Kinde die Schuld, daß er und seine Frau in allen Unternehmungen gehemmt würden; er empfand niemals Liebe für das kleine Wesen und er-

klärte eines Tages rund heraus, daß er ſeine Frau verlaſſen und allein ſein Glück verſuchen werde, wenn ſie ſich des Kindes nicht in irgend einer Weiſe entledige. Er habe beſchloſſen, nach Colorado zu gehen und dort Edelmetalle zu ſuchen, dabei ſei ihm ſchon ein Weib hinderlich, mit einem Säugling jedoch ſei das Leben in der Wildnis ganz unmöglich. Die unglückliche Frau flehte den hartherzigen Mann und unnatürlichen Vater auf den Knieen an, ſie nicht vor eine ſo ſchreckliche Wahl zu ſtellen. Vergebens, er beharrte bei ſeinem Willen. Da faßte die Aermſte einen fürchterlichen Entſchluß. Sie barg das Kind eines Morgens in einem Bündel Wäſche und wanderte mit ihm von einem „Heim für verlaſſene Kinder“ zum anderen, ſie pochte an den Thüren von Waiſenhäuſern und anderen derartigen Wohlthätigkeitsanſtalten an und bat unter heißen Thränen die Beamten, ihr das Kind abzunehmen, da ſie zu arm ſei, um es aufziehen zu können. Man wies ſie überall ab. Es wurde Abend, die Nacht kam. Dem Wahnſinn nahe ſchwankte die Unglückliche durch das Chineſenviertel. Sie durfte das Kind nicht mehr nach Hauſe bringen, das wußte ſie, denn am nächſten Morgen wollte Satanelli, abreiſen und wenn ſie bis dahin nicht „frei“ war, ließ er ſie allein und verlaſſen im Elend zurück. Ein Schneeſturm überfiel ſie, während ſie unentſchloſſen, todmüde und gebrochen an den Häuſern entlang ſchlich, das Kind konnte trotz der warmen Umhüllung erfrieren — es mußte ein Ende gemacht werden. Da ſchimmerte ihr aus einem Keller ein Licht entgegen, ſie ging darauf zu — einige Minuten ſpäter hatte ſie das Kind in Ihre Hände gelegt, Mr. Yick.“

Der Advokat machte eine kleine Pauſe, um den Eindruck zu beobachten, den ſeine wahrheitsgetreue Erzählung auf ſeine beiden Zuhörer hervorgebracht habe. Er ſah mit innerer Befriedigung, daß der junge Mann Thränen

in den Augen hatte, der alte Chineſe freilich ließ aus ſeinem Geſicht nicht erkennen, welchen Anteil er an dem Schickſal der unglücklichen Frau nehme.

„Jahrelang," fuhr der Advokat fort, „durchwanderte Ihre Mutter, Mr. Müller, an der Seite Satanellis, den Weſten. Das Paar hatte weder Glück noch Stern, dazu kam, daß die ſchwergeprüfte Frau unbarmherzige Mißhandlungen von dem erdulden mußte, um den ſie gewiß Beſſeres verdient hätte. Eines Tages ereilte auch dieſen Unmenſchen ſein Schickſal. In einem Streit wurde er von einem Goldgräber niedergeſchoſſen. Ihre Mutter betrauerte ihn nicht, längſt war ihre Liebe für den Mann, der ſie gezwungen hatte, ſich von ihrem Kinde in ſo grauſamer Weiſe zu trennen, erloſchen. Jetzt mußte ſie allein den Kampf des Lebens aufnehmen. Sie erinnerte ſich in ihrer Not der Kunſt, welche ſie Satanelli verdankte, und ſuchte Unterkommen bei einer Zirkusgeſellſchaft. Mit dieſer durchwanderte ſie den Weſten und Auſtralien. Wieder vergingen Jahre unſteten Umherſchweifens. Endlich kam das Glück, unerwartet — über Nacht. Ein reicher Viehzüchter in Melbourne gewann die immer noch ſchöne Frau lieb; er war Witwer und wollte ſeinem Töchterchen eine Mutter geben. Er heiratete die Witwe Müller. Gern hätte nun Ihre Mutter, Mr. Müller, Nachforſchungen nach Ihrem Verbleib angeſtellt, und zu dieſem Zweck ſelbſt eine Reiſe nach New York angetreten, aber zwei Rückſichten hielten ſie davon ab. Erſtens hatte ſie begreiflicherweiſe ihrem zweiten Gatten das furchtbare Vorkommnis ihres früheren Lebens verſchwiegen, und zweitens begann der Herr ſchon zwei Jahre nach ſeiner Vermählung zu kränkeln und bedurfte der ſorgſamſten Pflege ſeiner Gattin, welche Tag und Nacht nicht von ſeiner Seite weichen durfte. Vor einem Jahre ſtarb Mr. Gibſon, Ihre Mutter kam mit der Tochter des Verſtorbenen, einem jetzt ſech-

zehnjährigen jungen Mädchen, in den Beſitz ſeines auf fünf Millionen abgeſchätzten Vermögens, und nun verlor ſie keine Minute, Sie, ihren Sohn, aufzuſuchen. In Begleitung ihrer Tochter kam ſie nach New York.... Und nun bedenken Sie, Mr. Müller" — der Avokat erhob ſich bei dieſen Worten feierlich — „ein liebendes Mutterherz verlangt nach Ihnen. Was geſchehen iſt, das müſſen Sie nach dem, was Sie ſoeben gehört, vergeben. Ihr Adoptivvater, dieſer würdige Mr. Kwon Yick, wird mit einem Vermögen für ſeine treue Mühewaltung belohnt werden, Sie ſelbſt aber, junger Mann, erwartet der Glanz eines fürſtlichen Reichtums, Ihrer harrt ein Leben, um welches Sie Millionen Menſchen beneiden werden. Entſcheiden Sie ſich!"

Kwon Yick rührte ſich nicht auf ſeinem Seſſel, er hatte das Haupt auf die Bruſt gebeugt, er ſchaute nicht einmal auf.

Der junge Mann reichte dem alten Advokaten die Hand. „Grüßen Sie die Mutter von ihrem Sohn," ſagte er einfach, „ich zürne ihr nicht mehr. Sie mag ſo oft ſie Sehnſucht nach mir hat, in dieſes Haus kommen; aber ich — ich bleibe bei meinem Vater!"

3.

Und dann kam der ſeltſame Fall vor den Richter. Kwon Yick ſtand mit ſeinem Sohn auf der einen, Frau Gibſon mit ihrem Anwalt auf der anderen Seite. Das Gerücht dieſes ſenſationellen Prozeſſes hatte ſich herumgeſprochen, die Zeitungen waren voll davon, und ein vornehmes Publikum füllte die für Zuhörer beſtimmten Bänke des Gerichtsſaales.

Der Richter ließ ſich die ganze Geſchichte erzählen und rief dann den Chineſen auf den Zeugenſtuhl. Und nun erregte Kwon Yick durch ſeine Darſtellung des Falles die ungeheuerſte Heiterkeit.

Er versuchte nämlich dem Richter folgendes klarzumachen. Ihm sei vor siebzehn Jahren von einer Unbekannten — er leugne allerdings nicht, daß diese Frau Gibson gewesen sein könne — ein Bündel Wäsche zur Reinigung übergeben worden. Das Bündel und sein Inhalt sei in langen Jahren nicht zurückgefordert worden. Nun könne er hundert Sachverständige und mehr bringen, welche Seiner Ehren bezeugen würden, daß schon nach acht Wochen „nicht abgeholtes Gut" in den Besitz des Wäschereibesitzers übergehe. Er habe daher nicht nur ein nach den Gesetzen der Menschlichkeit, sondern auch juristisch streng begründetes Recht auf den Inhalt des Bündels.

Diese Rede des ernst und würdevoll dreinschauenden Chinesen hatte einen wahren Sturm der Heiterkeit zur Folge, in welchen auch der Richter mit einstimmte. Als es wieder ruhig geworden war, setzte der Richter dem armen Kwon Yick auseinander, daß er den jungen Mann unter keiner Bedingung zurückhalten dürfe, da dieser das siebzehnte Jahr bereits überschritten und selbst über sich und seinen Verbleib zu bestimmen habe.

Dann ließ er den Chinesen Müller vor sich kommen. Er ermahnte ihn, die Stimme der Natur nicht zu verleugnen, und die Mutter nicht von sich zu stoßen. Er könne mit der Mutter gehen und doch seinem chinesischen Pfleger dankbar ergeben bleiben. Keinenfalls aber solle er vergessen, daß nur ein unglücklicher Zufall ihn in die Gesellschaft von Heiden geführt habe, er sei europäischer Eltern Kind, und darum solle er doppelt freudig die Gelegenheit ergreifen, die heidnischen Gebräuche, das chinesische Gewand, den Zopf abzulegen und in die Gesellschaft guter Christen und wahrer Kulturmenschen zurückzukehren.

„Und nun wählen Sie!" schloß der Richter seine Anrede an den Jüngling.

275453A

Erwartungsvolle Stille herrſchte, voll Spannung hingen alle Blicke an dem Gefragten.

„Ich bleibe bei meinem —“ Georg Müller ſtutzte, ſeine Wangen verloren für einen Augenblick die Farbe, ſeine Blicke hingen mit freudigem Staunen an einer ſchlanken Mädchengeſtalt, die neben Mrs. Gibſon aufgetaucht war.

Sie, die wie ein Traum täglich ſo flüchtig an ihm vorübergeſchwebt war, ſie, in der ſeine jugendliche Phantaſie alles Edle und Schöne verkörpert ſah, ſie ſtand plötzlich vor ihm, ſo ganz in ſeiner Nähe, daß er nur die Hand hätte auszuſtrecken brauchen, um die ihrige zu erfaſſen.

Frau Gibſon war die plötzliche Erregung ihres Sohnes nicht entgangen, mit weiblichem Scharfſinn erriet ſie, was in ihm vorging. Und ſie benützte den Vorteil, der ſich ihr bot.

„Zögere nicht, geliebter Sohn,“ flüſterte ſie, „liebende Herzen ſchlagen dir entgegen. Auch meine Tochter wird glücklich ſein, dich mit mir vereint zu ſehen.“

Da verſank vor dem jungen Manne ein ganzes Leben von väterlicher und kindlicher Liebe, langſam wandte er ſich der Seite zu, auf der die beiden Frauen ſtanden, und reichte der aufjubelnden Mutter beide Hände.

Das Publikum brach in lauten Beifall aus, man umringte den jungen Mann und beglückwünſchte ihn zu ſeinem Entſchluß, auch ſie, ſeine Göttin, ſein Ideal reichte ihm die Hand, und er glaubte einen warmen Druck zu fühlen.

Plötzlich zuckte Georg zuſammen. Der Vater! Kwon Yick! Wo war er? Er wollte zu ihm hin, wollte ihm ſagen, daß er mit ihm vereint bleiben müſſe, daß die Mutter ſicher darein willigen werde, ihn in ihr Haus aufzunehmen. Doch der alte Chineſe war verſchwunden. Während des allgemeinen Aufruhrs hatte er ſich aus dem Saale geſchlichen.

Georg wollte ihm nach, wollte auf der Stelle nach dem Hause Kwon Yicks eilen, aber die Mutter bat ihn

inständigst, ihr den Tag zu widmen, und ein bittender Blick aus den schönen Augen ihrer jungen Begleiterin machte ihn vollends unschlüssig. Mit sanfter Gewalt ließ er sich nach dem bereitstehenden Wagen ziehen.

Georg hatte einen wonnevollen Tag verlebt. Er hatte die Genüſſe des Reichtums in einer himmliſchen Probe kennen gelernt, hatte an der Seite des ſüßen Mädchens, das es ihm angethan, Stunde um Stunde verträumt.

Doch abends hatte es ihn plötzlich fortgetrieben, eine ſeltſame Unruhe zog ihn aus dem palaſtartigen Hauſe der Mutter weg nach dem Chineſenviertel. Nichts vermochte ihn zurückzuhalten. Mit dem Verſprechen, in einigen Stunden zurück zu ſein, verließ er die Frauen.

Pochenden Herzens durcheilte er die Straßen, die ihm ſo wohlbekannt waren. Tauſend Erinnerungen ſtürmten auf ihn ein, und ein dumpfes Gefühl ſchmerzlichen Bedauerns überkam ihn bei dem Gedanken, daß er dieſe Umgebung auf immer verlaſſen müſſe. Jetzt hatte er Kwon Yicks Haus erreicht.

Alles war dunkel — alles ſtill.

Dem alten Manne war doch nicht ein Leid geſchehen, oder ſollte er — nein, nein, das gewiß nicht!

Er klopfte an die Thür. Schlürfende Schritte ertönten im Inneren des Hauſes. Ein alter, ganz fremder Chineſe öffnete und fragte Georg nach ſeinem Begehr.

„Ich will zu Kwon Yick, zu meinem Vater.“

„Dieſes Haus gehört Kwon Yick nicht mehr; ich kaufte es heute um Mittag mit allem, was darinnen iſt,“ war die Antwort.

Georg taumelte zurück. „Unmöglich! Und Kwon Yick ſelbſt — wo, wo iſt er?„

„Fort — nach China zurück. Er iſt zu beneiden.“

Der alte Chineſe ſchloß die Thür und ließ den jungen Mann auf der Straße.

Georg ſchlug die Hände vor das Geſicht und weinte bitterlich. Dann wandte er ſich langſam zum Gehen. Da gewahrte er an der Thür des Hauſes, in dem er ſo lange glücklich gelebt hatte, ein kleines Häuflein bunt-

farbiger Scherben. Er hob sie auf und betrachtete sie erschrocken.

Es waren die Scherben des Götterbildes von dem kleinen Hausaltar, das Kwon Yick zertrümmert und hinter sich gelassen hatte.

Von Kanton aus aber kam ein halbes Jahr später ein schön geschriebener chinesischer Brief, in welchem Kwon Yick seinem Sohne mitteilen ließ, er solle sich nicht um ihn ängstigen, denn er sei glücklich, wieder in seiner geliebten Heimat zu sein.

Am Starnberger See.

Wanderbilder von Max Haushofer.

Mit 14 Illustrationen.

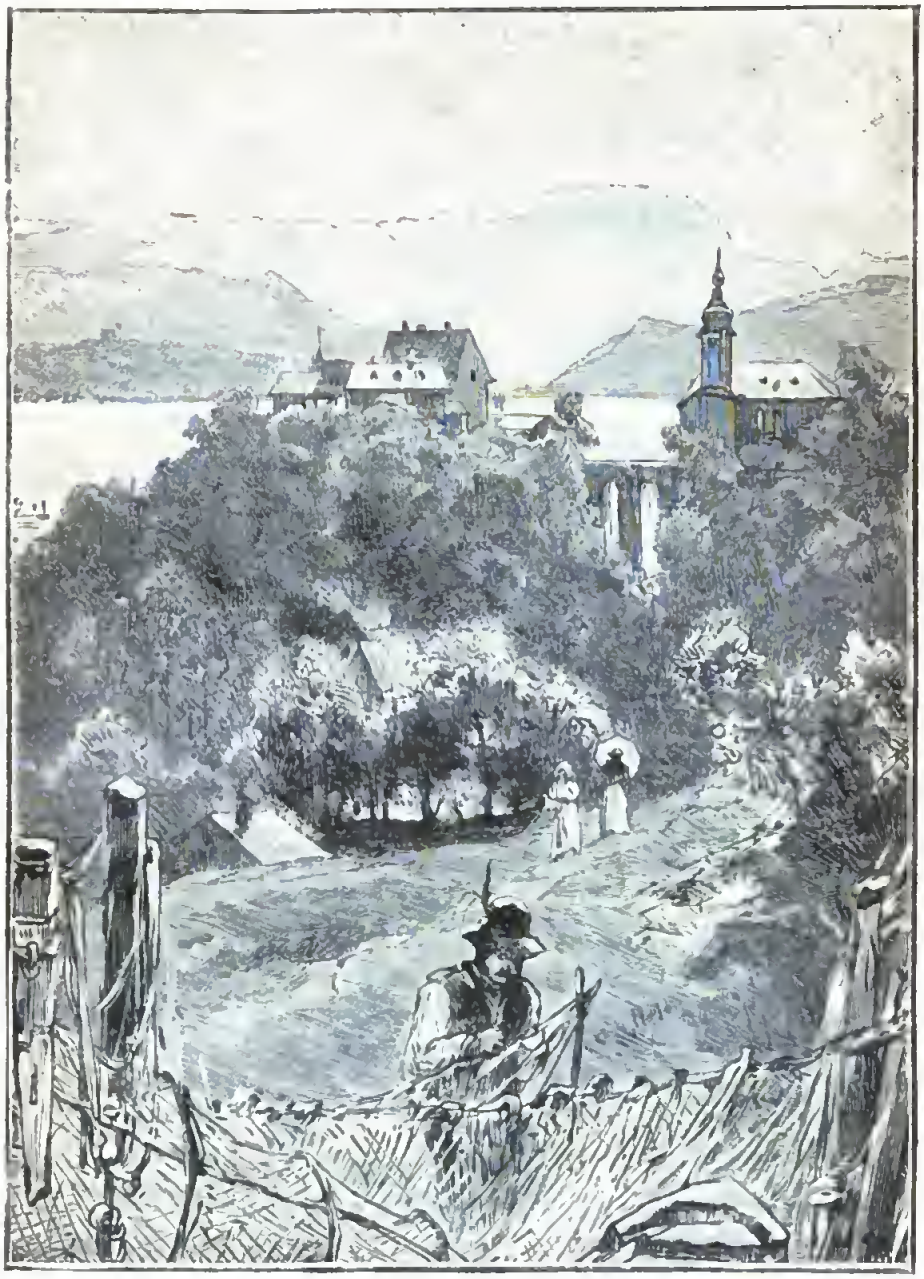
(Nachdruck verboten.)

Hinter uns verschwinden die Häusermassen der bayerischen Hauptstadt, die langen Wagenreihen und das Schienenlabyrinth des Bahnhofes. Ackerbreiten dehnen sich langhin, hinter ihnen Alleenbäume und eine fernduftige blaue Bergmauer. Ringsum ist Ebene, als hätte eine Riesenfaust mit einem Lineal die Erdoberfläche glatt gestrichen. Dann nimmt uns dunkle Fichtenwaldung auf.

Aber nur dreißig Minuten lang fährt man ganz im Flachen dahin; dann beginnt die Ebene wellig zu werden. Waldhügel tauchen vor unseren Augen auf. Dämme folgen auf Einschnitte; hie und da liegen am grünen Rasenhang mächtige Steinblöcke. Dann fährt einmal unser Blick zur Linken jäh in ein tief unten liegendes Waldthal. Ein Bild süßer, weltferner Einsamkeit.

Dann senkt sich die Bahnstrecke. Noch ein paar Minuten — und wenn wir wieder aus dem Fenster schauen, sehen wir vor uns einen blitzenden Spiegel, auf beiden Seiten von waldigen Hügeln umrahmt und überragt von einer langen Kette blauer, scharf gezackter Berge, als deren höchster die Zugspitze mit ihrem schön profilierten Felsenhaupte stolz in den Sommerhimmel ragt.

Abermals ein paar Minuten Fahrt. Dann entläßt uns das dumpfrollende Kulturgefängnis unseres Wagens;



Schloß Starnberg.

Wellen plätschern zu unseren Füßen; Seewind spielt uns um das Gesicht. Wir sind am Starnberger See,

auch Würmsee genannt, dem bekanntesten unter den Binnengewässern des bayerischen Alpenvorlandes.

Der Kultur sind wir hier freilich noch lange nicht entflohen. Denn höchst ziviliſiert sieht der Dampfer aus, der vor uns an der Landungsbrücke liegt; ziviliſiert die kleinen Boote, die ihn umgaukeln; ziviliſiert die Uferanlagen, die benachbarte Schwimmanstalt, das hübsche Bootshäuschen des Ruderklubs; ziviliſiert der ganze See, der sich da zwanzig Kilometer lang und etwa vier bis fünf Kilometer breit vor uns erstreckt, und an dessen Hügelgehängen zahlreiche Villen und Schlösser erglänzen.

Aber ein Unziviliſiertes ist doch im Landschaftsbilde dieses Sees, sein Schönstes: der Zug des Hochgebirgs.

Wohl muß man vom südlichen Ende des Sees noch einen halben Sommertag lang tüchtig ausschreiten, bis man in die Berge gelangt; aber dennoch zeichnet sich bei klarem Himmel die prächtige Kette so deutlich in den Horizont, daß man jeden einzelnen Berg, und an den nördlichsten derselben auch die Matten, Wälder und Felsen erkennt. Und was sind das für Berge! Wie ein fernes erstarrtes Meer erscheinen sie, Buckel und Wände, Hörner und Zinken von allen Formen, von Thalschatten durchfurcht, von einzelnen Schneefeldern geschmückt.

Woher der Starnberger See sein Wasser erhält, sieht man nicht recht ein. Einige bescheidene Bäche strömen ihm von Süden und Westen her zu. Man möchte meinen, daß sich ihr Wasser im See vermehrt, weil dieser als Abfluß schon ein kleines Flüßchen, die Würm, entsenden kann, das nach einem vielgewundenen stillen Laufe sich nordwärts von München in die Amper ergießt.

Als flüssiger Smaragd erscheint das Wasser in der Nähe der Ufer, soweit man den Boden noch erkennt. Weiter draußen wird es dunkelgrün. Dort, wo jene Smaragdfarbe in das Schwarzgrün übergeht, sieht man

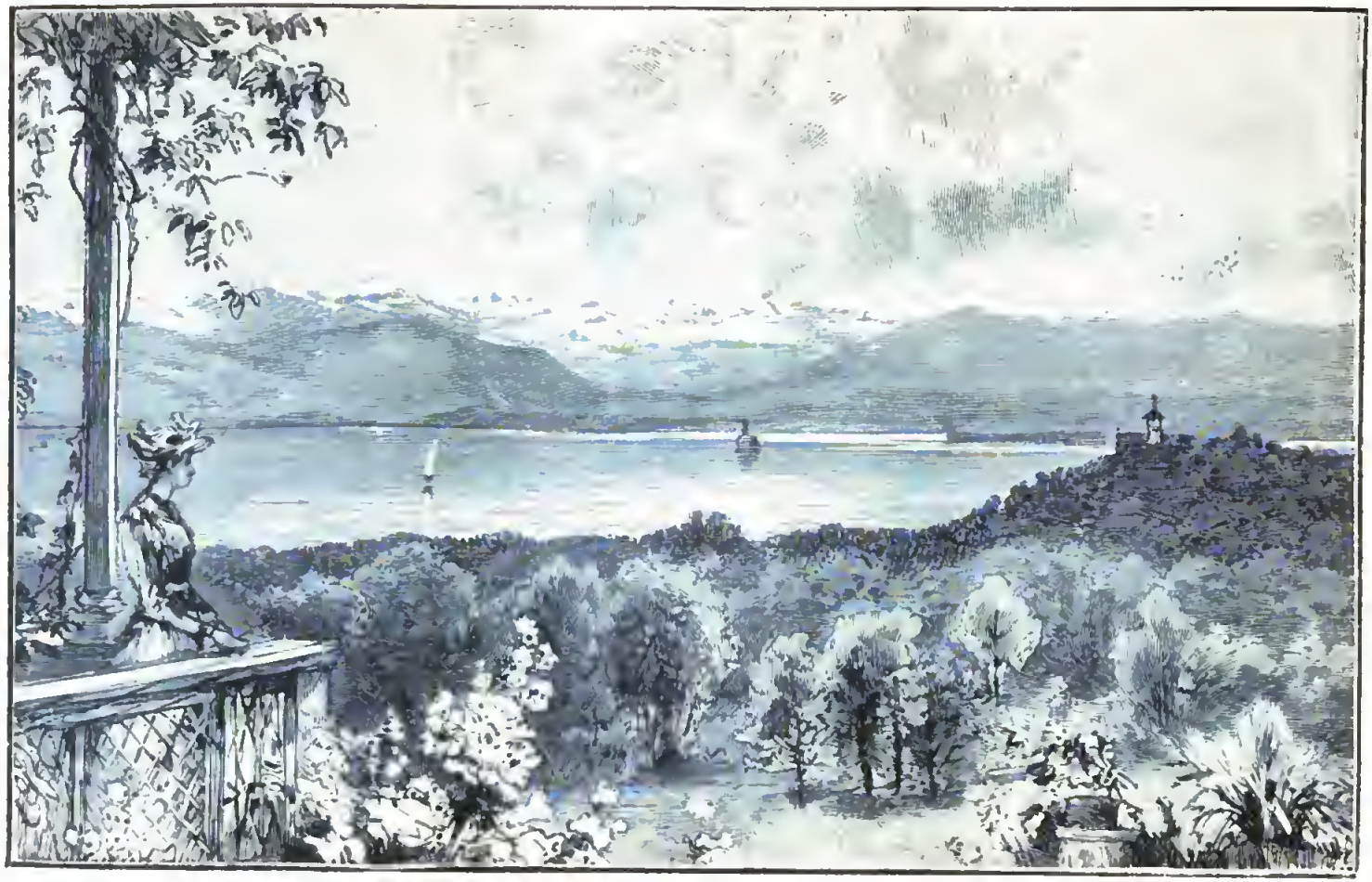
Schloß Possenhofen.

ab und zu vom Grunde die Wipfel versunkener Fichten emporragen — ein seltsamer und unheimlicher Anblick.

Vor etwa zwölftausend Jahren — möglicherweise ist es auch bloß sieben- oder achttausend Jahre her — war hier kein See, sondern ein Gletscher lag hier, viele Meilen breit, ein Gletscher, welcher aus den damals gänzlich vereisten Hochgebirgswüsten der Alpen seine frostige Nahrung sog und noch weit unterhalb des Starnberger Sees ins Flachland hinaus drängte. Ausgesprochene Moränenlandschaft ist es, die den See umgiebt; überall drückte der längst abgeschmolzene Gletscher seine Merkzeichen dem Angesichte der Erde ein. Die Hügelreihen, die dem Norden und dem Süden vorgelagert sind, waren einst Schutthalden, die das Eis vor sich her schob und ablagerte; die Felstrümmer, welche heute noch umherliegen, trug der Gletscher von fernen Bergwänden herab; und wandert man vom Seeufer an Schloß Berg vorüber hügelaufwärts, so kann man droben ein ganzes Stück Felsgrund finden, das der alte Würmgletscher glattgeschliffen und mit seiner unverkennbaren Handschrift, mit jenen eigenartig gekritzten Zügen versehen hat, die das Eis in den Stein schreibt, wenn es sich über ihn hin schiebt.

Als das Eis mit seiner Arbeit fertig war und der Gletscher, jahrhundertelang abschmelzend, sich langsam ins Hochgebirge zurückzog, eine weite Schuttlandschaft und einen blauen See zurücklassend: da fing es an zu grünen und zu sprossen. Erst kamen Moos und Krummholz, und allmählich auch deckten Wiesen und hochstämmiger Wald das Gelände. Und als die Wälder sich mit Wild gefüllt hatten, konnten die ersten Ansiedler am Starnberger See ihre Hütten bauen.

Wie sie wohl gelebt haben mögen? Welche Sprache mögen sie gesprochen, an welche Götter mögen sie geglaubt haben, jene untergegangenen Geschlechter?



Blick über den See von Feldafing aus.

Die Kultur der römischen Kolonisation, welche seit den ersten römischen Kaisern in die Länder nördlich der Alpen eindrang, hat am Staruberger See selbst keine Spuren hinterlassen; obwohl kaum eine Wegstunde von seinem Nordende eine wichtige römische Heerstraße vorüberführte, deren geradliniger Zug jetzt noch deutlich an vielen Stellen zu erkennen ist, trotz der Wälder, welche anderthalb Jahrtausende über ihr wachsen ließen.

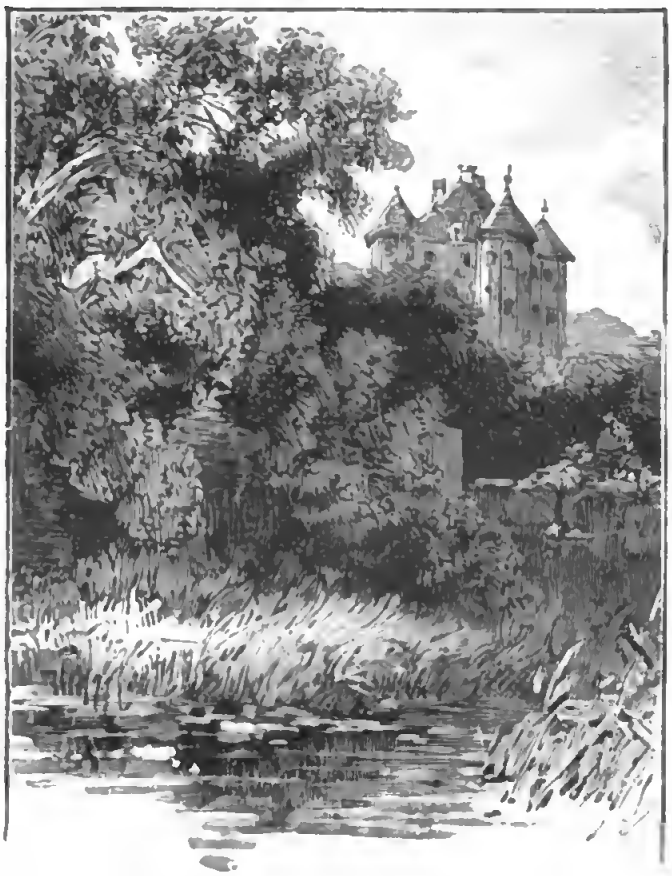
Wie diese Römerstraße hat auch der Gang der Welt-

Die Roseninsel im Starnberger See.

geschichte den See nicht mehr berührt. Durch die dunklen Forste an seinem Nordufer, wo das Würmflüßchen bei Mühlthal zwischen den Moränenhügeln sich seinen Weg sucht, klingt nur traumhaft die Sage von Karl dem Großen, dessen Kinderzeit in der waldumrauschten Mühle jenes Thales verflossen sein soll. Noch heißt einer der Waldhügel, die über das Nordende des Sees hereinschauen, der „Karlsberg", zur Erinnerung an den gewaltigen Völkerfürsten. Durch den Waldschatten dieses trümmergekrönten Hügels geistern auch, uraltem Heidenglauben entstammt, die gespenstigen Gestalten der drei Nornen. —

Am Bahnhofe zu Starnberg entsteigen wir dem Wagen

und wandern zunächſt durch den Ort. Es iſt ein Villenſtädtchen, dem man es ſofort anſieht, daß es ſeine Exiſtenz und Blüte dem Zuzuge ſtadtmüder Menſchen verdankt, welche hier See- und Waldluft atmen wollen. Das ausgeſtorbene Rittergeſchlecht der Starnberger hatte ſich eine



Schloß Garatshauſen.

Burg auf dem Hügel über dem Dorfe gegründet; an Stelle dieſer Burg bauten im ſechzehnten Jahrhundert bayeriſche Herzoge das jetzige Schloß Starnberg mit ſeinem weithin ſchauenden Dachgiebel. Bald ward es zu einer Stätte fröhlicher Gaſtlichkeit und höfiſchen Prunks. Hier pflegten die Herzoge des Weidwerks; und nach den Jagden wurden Feſte gefeiert und Luſtfahrten in reichgeſchmückten

Schiffen unternommen. Die reichſte Pracht ward verſchwendet, als Kurfürſt Ferdinand Maria im Jahre 1662 durch einen italieniſchen Werkmeiſter eine rieſige, ſtolze Galeere, den nach venetianiſchem Vorbilde benannten „Bucentaur", erbauen ließ. Das mächtige, von mehr als

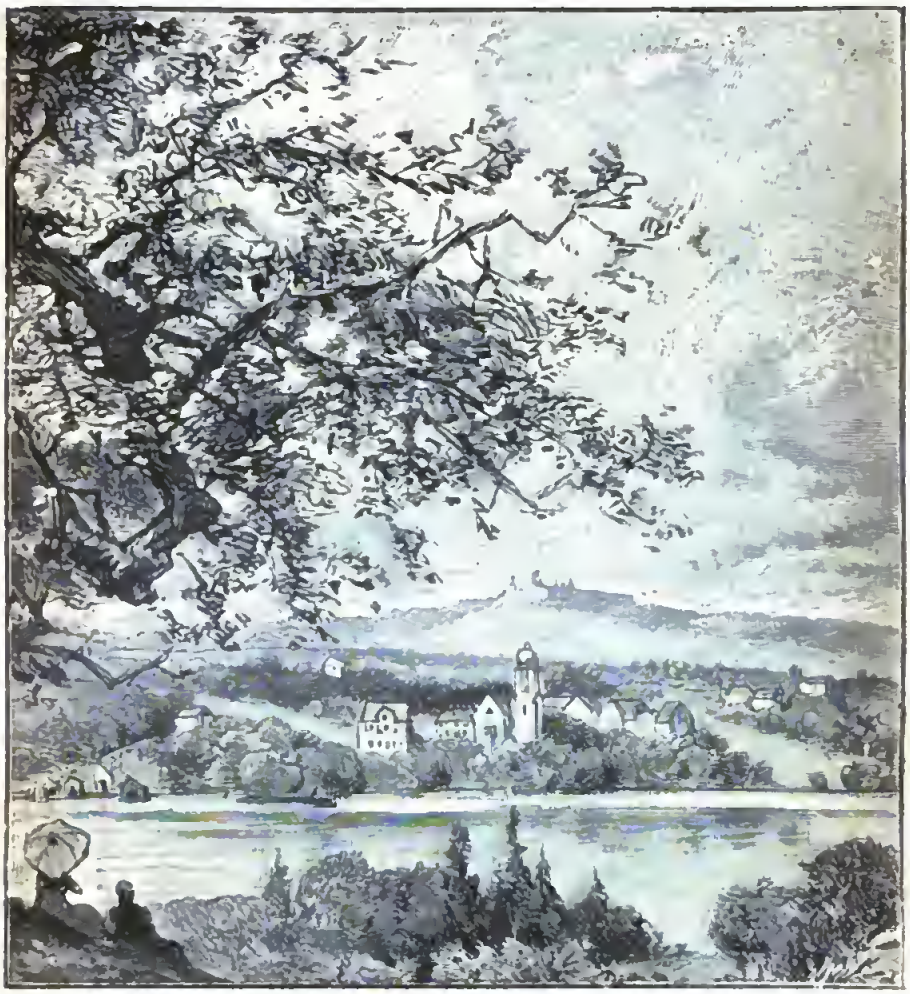
Tutzing.

hundert Rudern bewegte Fahrzeug konnte aus ſechzehn Kanonen Feuer über den See hinſpeien; Springbrunnen plätſcherten in den Sälen des Schiffes; von ſeinen Galerien aus wurden die Hirſche erlegt, die man bei großen Jagdfeſten in den See getrieben hatte.

Als die bayeriſchen Herrſcher anfingen, andere Sommerfriſchen vorzuziehen, fand dieſe Pracht ein Ende. Der

„Bucentaur" zerfiel in Trümmer; das Starnberger Schloß aber ward ein schlichter und nüchterner Aufenthalt staatlicher Behörden.

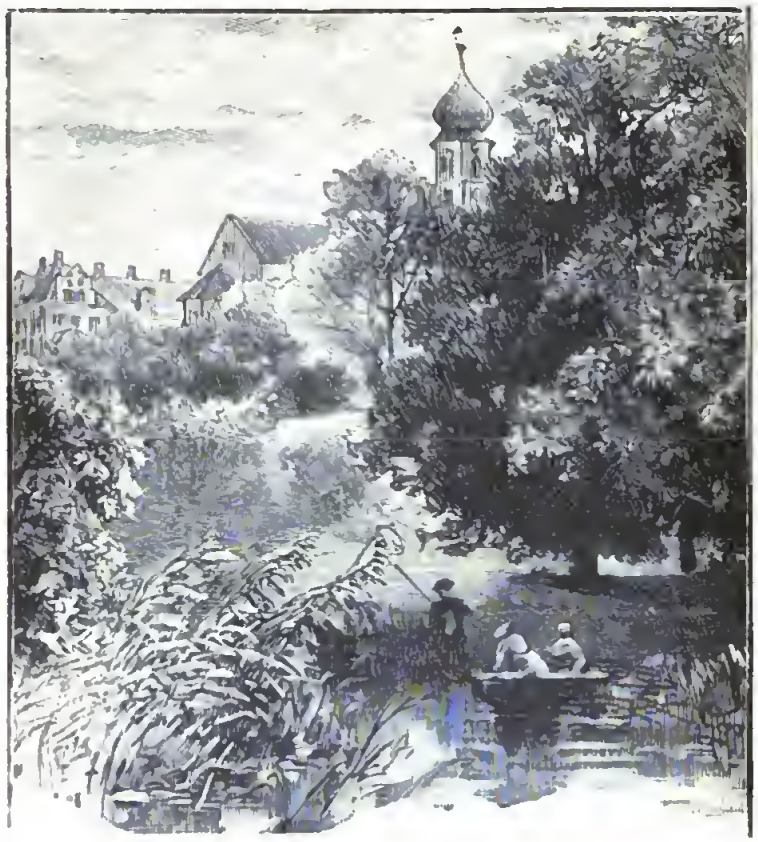
Dafür hat sich die Ortschaft Starnberg, seit Dampfer



Blick auf Bernried und den Peissenberg.

den See befahren und ein Eisenstrang ihn mit der großen Welt verbindet, überaus rasch zu einem Villenstädtchen entwickelt. Im Laufe weniger Jahrzehnte erwuchs eine staunenswerte Anzahl von Hotels und Villen mit Sommerwohnungen, anmutig im Schatten rasch heranwachsender Bäume gelegen, mit niedlichen Balkonen und Veranden.

Das Leben des Städtchens aber konzentriert sich unten am See, wo der Bahnhof an jedem Sonntage Tausende von Gästen auswirft, wo die Badeanstalten liegen, wo in schwarzgrauen Bretterhütten ein Heer von Booten, Gondeln und Grönländern schaukelt und an der Landungs-



Kirche und Schloß Berg ried.

brücke die Dampfer warten. Unter ihnen ist namentlich die „Bavaria" mit ihrem vergoldeten Löwen am Achterdeck und der kolossalen Laterne am Bug ein Meisterwerk von kunstgewerblicher Prachtleistung.

Wir besteigen das Schiff und fahren in den See hinaus.

Pfeilschnell schießt unser Dampfer durch die glitzernde Fläche, zunächst dem Westufer des Sees entlang, an der

Schwimmanstalt vorüber, vor welcher dunkle Köpfe im Wasser schwimmen und kleine Boote gaukeln. Das Ufer, an welchem wir entlang fahren, war vor einem Menschenalter noch öde Waldwildnis, wo der Wind durch das Schilf hinstrich und der Sumpfvogel schrie. Jetzt zieht sich am See ein stundenlanges Villendörfchen hin; Garten

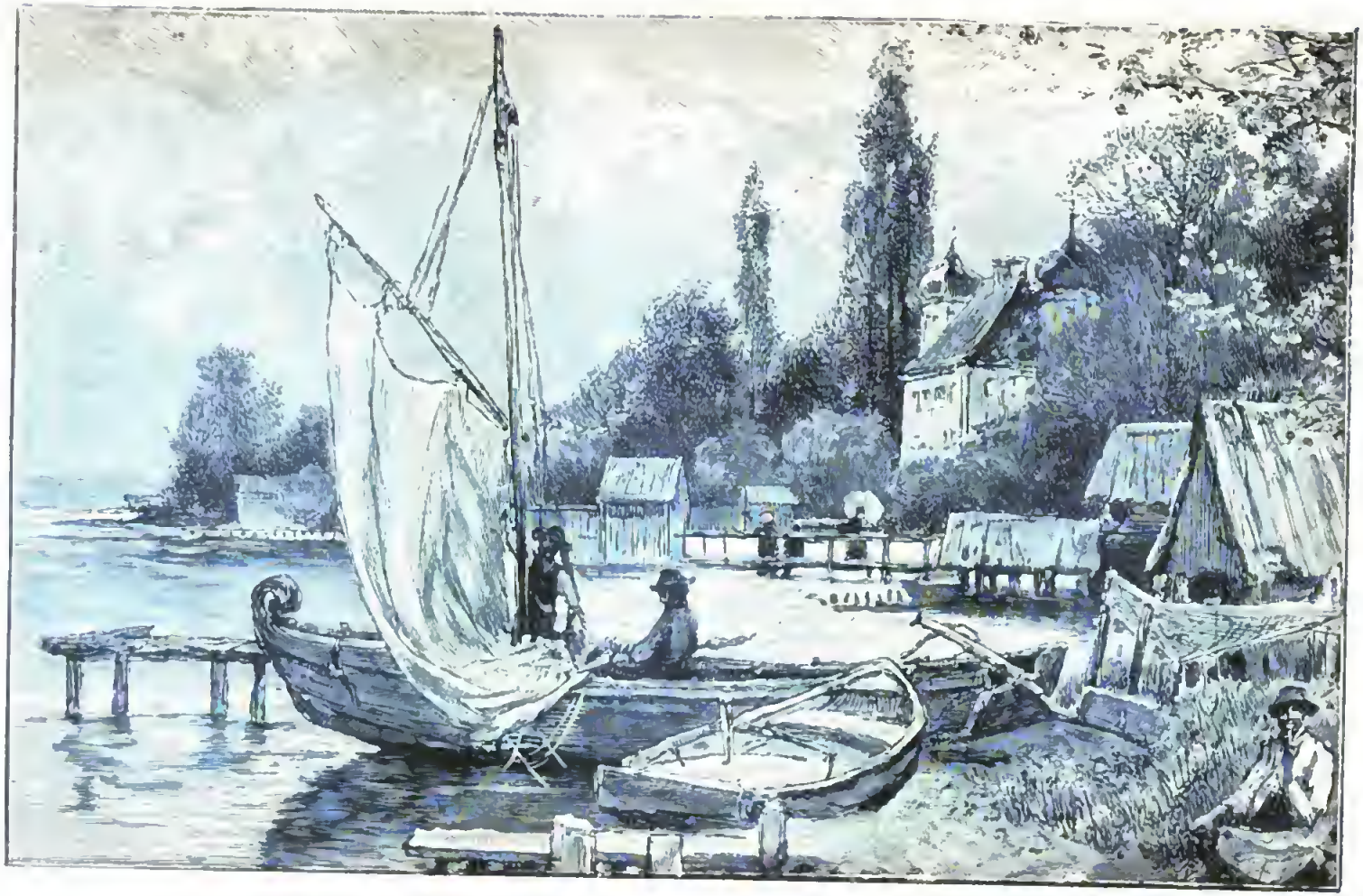
Vor Seeshaupt.

an Garten mit duftenden Rosen und Jasminsträuchern; und vor jedem Garten ein Steg mit einem Badehüttchen und ein kleiner Hafen, in welchem ein paar Schiffchen zu schaukeln anfangen, wenn unser Dampfer seine Wellen hinwirft. In jedem Garten aber steht eine Villa — Villen in allen möglichen und unmöglichen Stilarten: Schweizer und norwegischer Holzbau, gotische, romanische und maurische Architektur. Alle diese Häuschen aber sind von prächtigem Laubwald überschattet. „Protzenhausen" hat der Volksmund den Ort getauft, offiziell heißt er

Nieder-Pöcking, weil über ihm das Dorf Pöcking liegt, dessen Kirchturm von der Höhe herunterschaut.

Sind wir an dieser Villenkolonie vorüber, so wird das Ufer einsamer; wir sehen wieder die unverfälschte Natur: den Wald und den weißen Strandkies, wie er seit Jahrtausenden von den Wellen umplätschert wird. Aber nicht lange sehen wir diese Einsamkeit; dann tauchen zinnengekrönte Türme aus der Flut, eine lange Parkmauer und hinter ihr ein getürmter Bau, von dessen Dach ein fürstliches Banner weht: es ist das herzogliche Schloß Possenhofen. Wie Dornröschens Zauberburg liegt es im Schmucke seiner Blumen. Die alten trotzigen Mauern, an deren Fuß die Welle schlägt, umfrieden den weiten Park, in dessen Schatten einst als Kinder zwei gekrönte schicksalreiche Frauen träumten: Kaiserin Elisabeth von Oesterreich und Marie, die letzte Königin von Sizilien.

An der Landungsbrücke von Possenhofen verlassen wir unser Dampfboot; denn wir haben, früh von München ausgefahren, noch einen halben Sommertag vor uns. Durch die spärlichen Häuser des Fischerdorfes Possenhofen, über blumenreiche Wiesen und durch hochstämmigen Wald wandern wir ein halbes Stündchen bergan nach dem Dorfe Feldafing. Auch hier birgt sich eine Anzahl schöner Villen in ausgedehnten Gärten. Auf der Terrasse des großen Gasthofes zu Feldafing finden wir kühlen Schatten, sauber gedeckte Tische und ein gutes Mittagsmahl. Aber so gut es ist — wir achten wenig darauf, weil die prachtvolle Landschaft um uns her uns ganz gefangen nimmt. Ein schöneres Bild, als es die Terrasse von Feldafing zeigt, hat unser Vaterland wohl kaum. Denn umrahmt von blütenreichen Sträuchern und schwankenden Baumkronen liegt tief unter uns der See mit seinen fernen Ufern und der prächtigen Gebirgskette darüber, die hier schon mächtig



Uferpartie bei Schloß Ammerland.

aus dem Horizont emporwächst und deutlicher ihre Wälder, Felsen und Schneefelder erkennen läßt.

Durch eine herrliche Parklandschaft können wir hinunterwandern an den Strand. Da liegt vor uns die einzige Insel des Sees, die Roseninsel. Ein winziges Eiland, rings von dichtem Buschwerk umgeben, von hohen Bäumen überschattet, aber überflossen vom Dufte unzählbarer Rosen, die eines Königs Schwärmerei hier erwachsen ließ. Außer den Trümmern einer uralten kleinen Kirche trägt sie nur ein schlichtes Gartenhaus, das auch von Rosen übersponnen ist.

Wir wandern weiter, immer durch parkähnliche Landschaft, zwischen deren mächtigen Baumriesen der See durchschimmert. Dann sehen wir zu unserer Linken die Türme des alten Schlosses Garatshausen ragen, das nach mancherlei Schicksalen zuletzt Eigentum des vormaligen Königs von Neapel und Sizilien ward.

Gleich darauf stehen wir zwischen den ersten Häusern von Tutzing. Es ist ein ausgedehntes Dorf, an einer breiten Bucht gelegen, mit seinen zahlreichen Villen vom Uferrande amphitheatralisch nach der Höhe zu ansteigend. Ländliche Einsamkeit darf man im Orte selbst nicht suchen; die bietet sich dafür reichlich in der waldschattigen Umgebung. Der hochgelegene Keller der Tutzinger Brauerei gehört zu den prächtigsten Aussichtspunkten am See und bietet zugleich dem wegmüden Wanderer leibliche Erfrischung.

Wir besteigen in Tutzing wieder unseren Dampfer, um die Rundfahrt um den See zu vollenden. Der Tutzinger Keller ist die südlichste Station der Münchener Sonntagsgäste; von hier ab werden die Seeufer stiller und ländlicher; auch das Verdeck des Dampfers ist stark gelichtet. Aber gerade das wirkt überaus anmutig: weniger Kultur und dafür die Berge immer näher, immer greifbarer aufsteigend!

Schloß Allmannshausen.

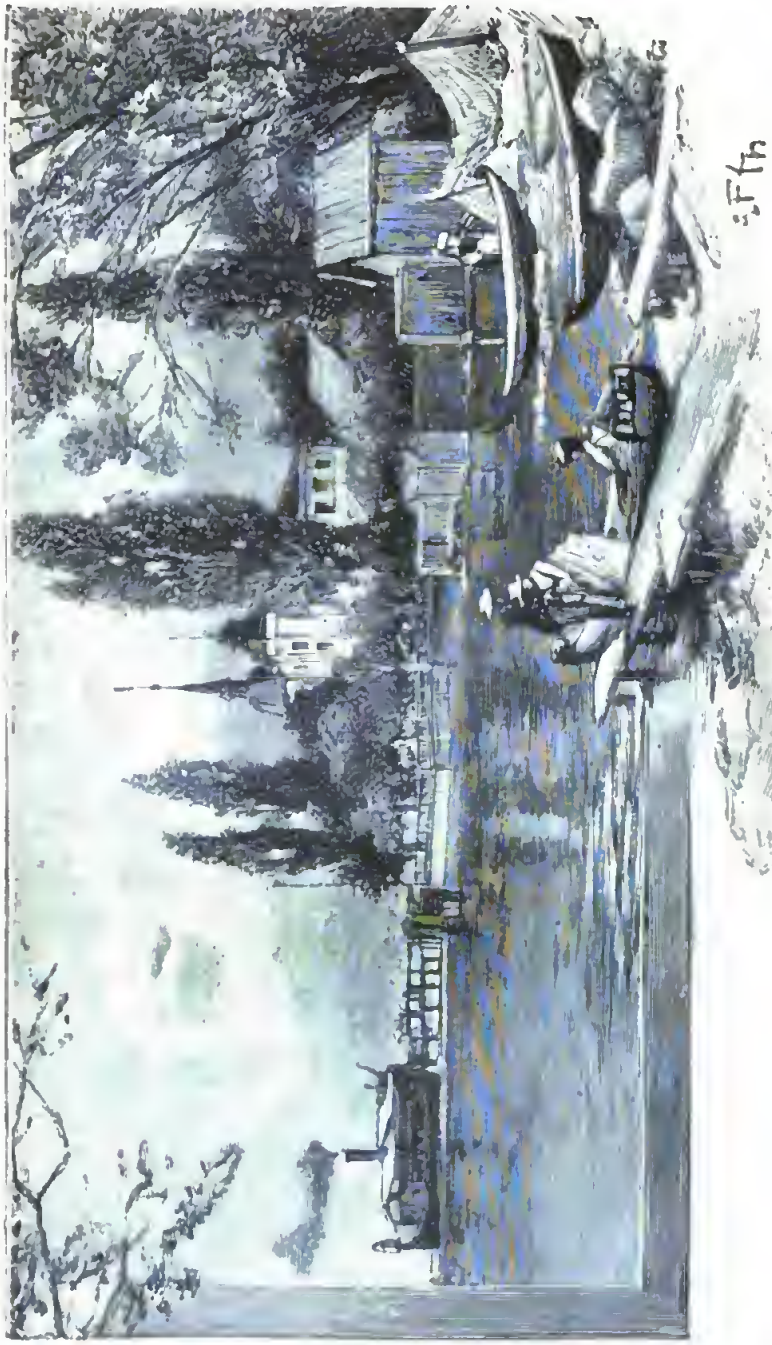
Südlich von Tutzing erreicht der See seine größte Breite. Man möchte den rastlos fortschießenden Dampfer halten, so schön ist's hier mitten auf der weiten Fläche, wo man in so traumhafte Fernen schaut. Bernried, das im zwölften Jahrhundert gegründete Chorherrenstift der Augustiner, jetzt Schloß des Freiherrn v. Wendland, ist der nächste Haltepunkt des Bootes. Schon von weitem erkennt man, was seit einem Menschenalter das Entzücken

Die Rottmannshöhe.

der Landschaftsmaler bildet, jene unvergleichlich schönen Baumgruppen, welche die Gegend hier auf Stundenweite schmücken und am stolzesten im Bernrieder Schloßgarten rauschen. Ueber den Wellen aber schwebt legendenhaft die schöne Herluca, die einst ein leichtblütiges Weltkind aus fürstlichem Hause war, bis sie zur frommen Büßerin ward, um hier in Bernried ihre letzten Jahre mit Gebet und Wohlthätigkeit zu beschließen.

Auch dieses Bild versinkt hinter uns im Glaste der Nachmittagssonne. Wir nähern uns dem südlichen Ende des Sees. Die ganze Landschaft verändert sich rasch. Wie eine blauschwarze Mauer steht die Benediktenwand vor

uns; hinter ihr, noch ſonnenbeglänzt, die Zacken und Hörner des Karwendelgebirges. Alles ſo nahe, daß man



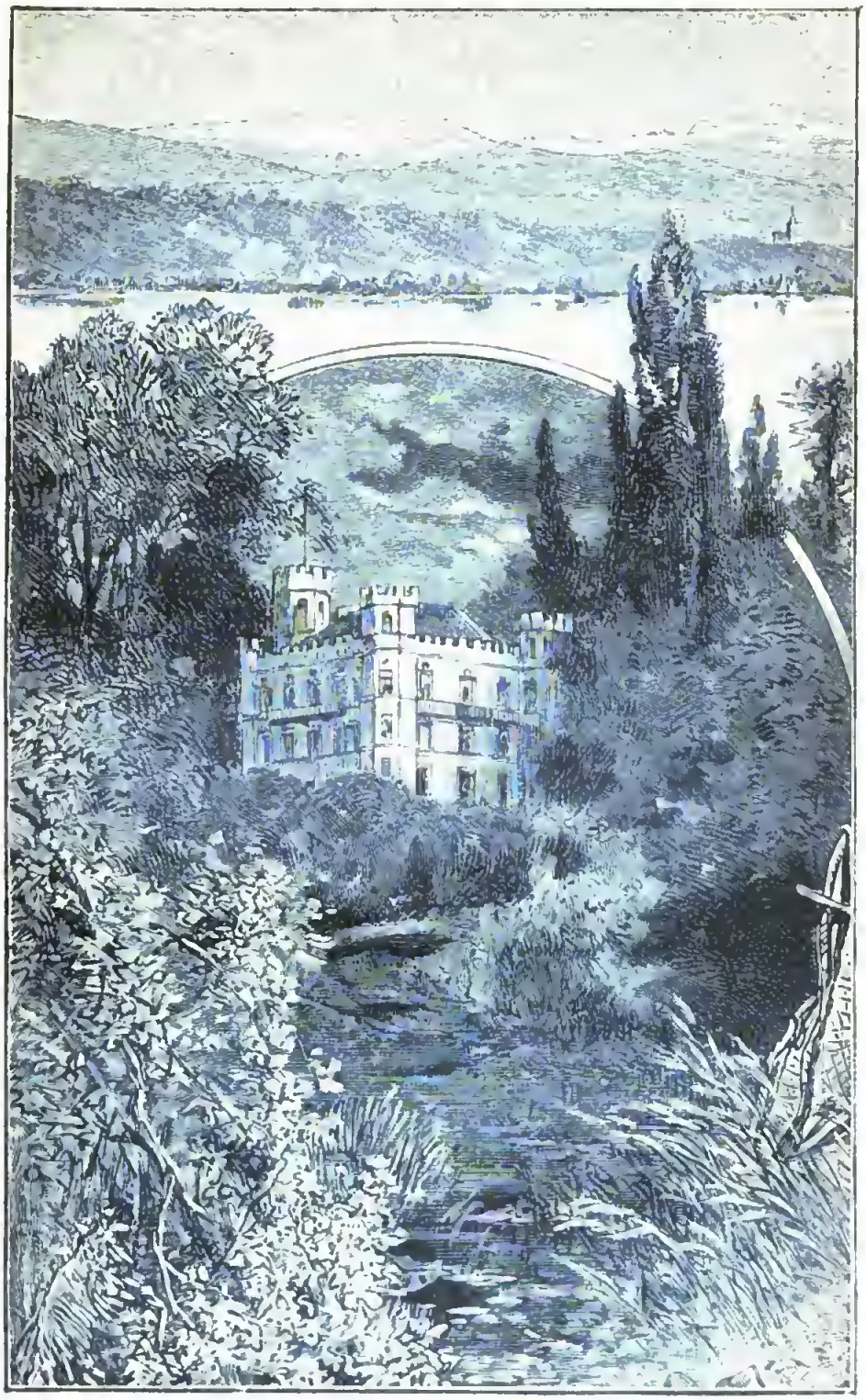
Uferlandſchaft bei Leoni.

es mit Händen zu greifen vermeint. Aber am ganzen weſtlichen Horizont türmen mächtige Gewitterwolken ſich auf,

grell von der Sonne geſäumt. Und während unſer Dampfboot an der Landungsbrücke zu Seeshaupt, der ſüdlichſten Station, hält, kräuſelt ſchon der erſte Stoß des Gewitterſturms die bis dahin ſpiegelglatte Seeflut. Nun ſehen wir den See auch, wenn er ſein wildes Geſicht aufſetzt. Wie prächtig er wird: tiefgrün und mit rauſchenden Schaumkämmen überſäet!

Unſer gutes Schiff ſchießt nordoſtwärts; zur Rechten haben wir einſamſte Moor- und Waldgegend. Dann tauchen die maleriſchen Fiſcherhäuſer des Dörfchens Ambach vor uns auf, zwiſchen ihnen ein paar Landſitze von Städtern. Und während die Wellen ſich immer höher auftürmen, arbeitet ſich der Dampfer weiter. Bald greller Sonnenglanz, bald tiefer Wolkenſchatten liegt auf dem Ufergelände, wo jetzt nacheinander die getürmten Schlöſſer von Ammerland und Allmannshauſen zum Vorſchein kommen. An jeder Landungsbrücke wird das Landen ſchwieriger, weil ſich die Wellen immer wuchtiger an die Ufer werfen. Aber dort ſtehen Schwärme von Ausflüglern, die heute noch zurück wollen nach München; das Boot ſoll ſie aufnehmen; alſo muß die Landung verſucht werden, wenn auch die mächtigen Brückenpfähle ſtöhnen und krachen unter dem Drucke des ſchwankenden Dampfers.

Kaum kann ſich das Schiff mehr von dem Landungsgerüſte zu Allmannshauſen loslöſen und wieder ſeewärts ſteuern. Wildprächtig ſieht ſich das aufgeregte Gewäſſer an, unheimlich das Gewölk, das von dem fernen Tutzing her quer über den See ſich wälzt. Ein letzter Sonnenſtrahl noch funkelt auf dem hohen Hügelrande des Oſtufers und läßt einen leuchtenden Bau dort aufflammen. Es iſt das Haus auf der Rottmannshöhe, jene herrliche Ausſichtwarte, die ihren Namen zur Erinnerung an den größten Landſchaftsmaler trägt. Ihre Rundſchau iſt nicht ſo lieblich, aber großartiger als jene von Feldafing.



Schloß Berg und Blick auf die Alpen.

Auch dieser Sonnenstrahl wird vom Gewölk verschlungen. Eine schwere Aufgabe hat unser Dampfer noch zu lösen: die Landung in Leoni, von wo jetzt eine Drahtseilbahn nach der hoch über dem Orte gelegenen Rottmannshöhe emporführt. Dichtgedrängt voll Menschen erscheint das Gebälk der Landungsbrücke, an das die Wellen brechend hinschäumen. Unser Kapitän wirft einen prüfenden Blick über sein Schiff und über den See hin; er will den Versuch wagen. Und gehorsam legt das Schiff an — nein, es wird von einer seitlängs kommenden Welle hingeworfen, daß Schiff und Gerüst erzittern. Und während von der Seeseite her weißer Gischt über das Deck sprüht, drängt's von der Landseite ins Schiff, als wollte eine ganze Völkerwanderung kommen. Denn Leoni mit seiner geräumigen Uferterrasse ist ja der Platz am See, wo alles sich sammelt, was mit den letzten Schiffen zurück will.

Nur mit gewaltiger Anstrengung gelingt es, das Boot von der Landungsbrücke wieder seewärts zu bringen. Es war höchste Zeit. Eine Viertelstunde später — und die immer gewaltiger andrängenden Wellen hätten die Landung unmöglich gemacht.

Unser Auge streift das nahe Ostufer. Unter sturmzerzausten Parkbäumen eine kleine graue Denksäule, und hart unter ihr der weiße Strandkies, an dem die Wellen sich brechen und über die Stelle hinschäumen, aus der die schaurigste Erinnerung des Starnberger Sees heraufklagt! Die Erinnerung an den unglücklichen Fürsten, der hier mit seinem Arzte zusammen in sturmfinsterer Pfingstnacht ein rätseldunkles Ende fand! Eine Gedächtniskirche, welche den Namen des heiligen Ludwig tragen wird, ist gegenwärtig unweit jener Stelle, an welcher König Ludwig II. so tragisch endete, in der Ausführung begriffen.

Unheimliche Trauer liegt über jener Stelle und freudlos für alle Zeiten steht dort das Königsschloß zu

Berg mit seinen gespensterhaft bleichen Turmzinnen — einst die Heimstätte der hochsinnigsten Träume!

Vorüber — vorüber! Durch prallende Wogen schießt das Schiff; eine Viertelstunde später haben wir wieder Land unter den Füßen, und abermals nach einer Viertelstunde trägt uns der dröhnende Bahnzug von dannen, während ans Wagenfenster mächtige Tropfen schlagen und weit hinter uns der dunkle See sein Sturmlied singt!

Burg Felseck.

Eine heitere Hofgeschichte. Von **Hanns v. Spielberg.**

1.

(Nachdruck verboten.)

Prinz Ferdinand Karl stand vor seinem Arbeitstisch und ließ langsam die einzelnen Zeichnungen, die sein Adjutant ihm aus einer großen Mappe reichte, durch die Hände gleiten. Er, der so voll künstlerischer Interessen war und diese auch so gern bewies, brachte heute den schönen Blättern nur ein sehr geringes Interesse entgegen, obwohl sie ihn eigentlich besonders hätten fesseln müssen, denn es waren Entwürfe zur Ausschmückung des großen Saales der Burg Felseck. Aber die Aufmerksamkeit des Prinzen wollte sich diesmal nicht recht auf die Kunst richten. Immer wieder schweifte sein Blick über die Zeichnungen hinweg ins Freie, hinaus zu dem weitgeöffneten breiten Fenster, durch das die duftige Waldluft hineinflutete.

„Das letzte Blatt, Euer Durchlaucht!" sagte Hauptmann v. Ellern. „Der Fries über die Eingangsthür an der Querseite —"

Mit einer mechanischen Bewegung nahm der Prinz die Zeichnung, um sie sogleich, nach einem einzigen flüchtigen Blick, auf die übrigen zu legen.

„Sehr hübsch, lieber Ellern —“

Der Adjutant wartete einen Augenblick, daß der Prinz seinen Satz beenden würde. Als aber die Fortsetzung ausblieb, fragte er selbst: „So befehlen Durchlaucht die Ausführung?“

Auch die Antwort ließ ein wenig auf sich warten. Die Gedanken des Prinzen waren schon wieder abgeschweift. Er glitt mit der feinen schmalen Hand über die faltenreiche Stirn und wirbelte dann an seinem weißen buschigen Schnurrbart, der ihm ein martialisches Aussehen gab, das gar nicht recht zu dem stillen sinnigen Ausdruck seiner Augen paßte.

Fast schien es, als habe er alles um sich her vergessen — die Zeichnungen — seinen Adjutanten.

Plötzlich raffte der alte Herr sich zusammen.

„Pardon, Ellern!“ meinte er lächelnd. „Gewiß — schreiben Sie Herrn Professor Meyer, daß ich einverstanden bin. Am besten wäre es, er käme selbst möglichst bald. Mir liegt daran, daß der Saal bis zum Herbst fertig ist.“

„Zu Befehl, Euer Durchlaucht. Und die Bedingungen für den Künstler?“

„Bitte, Liebster, ordnen Sie die pekuniäre Seite nach Ihrem Ermessen. Aber nicht auf den Preis drücken, lieber Ellern. Das mag ich nicht — am wenigsten Künstlern gegenüber.“

Nun schwieg er wieder. Der Hauptmann nahm die Zeichnungen und ordnete sie in die Mappe ein. Dann trat er mit einer leichten Verbeugung zurück: „Haben Eure Durchlaucht sonst noch Befehle für mich?“

Der Prinz war an das Fenster getreten und blickte über die weite Rasenfläche zu der Burg Felseck hinüber, die er drüben am Bergeshang aus ihren Trümmern neu hatte erstehen lassen. Es war einer seiner Lieblingswünsche gewesen, das Verlangen seiner Jugend, die heiße Sehn-

ſucht ſeiner reifen Mannesjahre, dieſe Stammburg ſeines Geſchlechts auszubauen, ſeinen reichen Geſchmack an ihrem Schmuck bethätigen zu können; aber erſt in den letzten Jahren hatte eine bedeutende Erbſchaft dem Prinzen die Erfüllung ſeines Wunſches ermöglicht.

Wieder mußte der Adjutant auf die Antwort warten. Und er wunderte ſich darüber, denn es lag ſonſt ſo gar nicht in der Art des immer gütigen, immer rückſichtsvollen Herrn. Es mußte etwas Beſonderes ſein, was deſſen Aufmerkſamkeit dort draußen ſo völlig feſſelte.

Ellern hob ſich ein wenig auf den Fußſpitzen, um von ſeinem, dem Fenſter ziemlich fernen Standpunkt aus an dem Prinzen vorbei ins Freie blicken zu können. Und dann lächelte er leiſe.

Nun wußte er mit einem Male, was den Prinzen am Fenſter feſthielt. Prinzeß Anna Luiſe ging draußen ſpazieren.

Ellern konnte zwar nur einen hellen großen Strohhut erkennen und darunter eine Flut blonder Locken, aber das genügte ja auch — ſolche Locken beſaß nur die Prinzeſſin. Und wenn es nicht genügt hätte, ſo kannte er ja ganz genau das Kapothütchen der zweiten Dame und den dunklen Flechtenkranz darunter. Einen Zopf von ſolcher Fülle, Haar von dieſem Kaſtanienbraun nannte nur Fräulein v. Gerdingen — ſeine Braut ſeit wenigen Wochen — ihr eigen.

Da wandte der Prinz ſich um, ein glückliches Vaterlächeln auf dem Geſicht. „Was? Sie noch hier, lieber Ellern! Aber was bin ich heute zerſtreut! Nein — ich habe nichts mehr für Sie. Und ſchönen Dank, mein Beſter!“

Noch eine Verbeugung, der Adjutant wandte ſich zum Gehen. Er hatte die Thürklinke ſchon in der Hand, als der Prinz noch einmal ſeinen Namen nannte und dann

hinzufügte: „Doch noch eins, Ellern — wirklich, ich bin heute zu vergeßlich. Wir dürfen meinen Neffen Wilhelm in den nächsten Tagen erwarten. Bitte, sprechen Sie mit dem Haushofmeister, dem Eberhard, wegen der Herrichtung der Zimmer. Ohne Umstände — ein paar Zimmer im Oberstock."

Der Prinz winkte freundlich mit der Hand. Hauptmann v. Ellern war nun endlich wirklich entlassen. Mit der Mappe unter dem Arm schritt er durch die teppichbelegten Korridore nach dem Flügelanbau zu, in dem sich sein Bureau befand. Er wollte den Haushofmeister zu sich rufen lassen. Aber dann besann er sich plötzlich eines anderen und pochte an eine der nächsten Thüren.

Eine zitterige alte Frauenstimme rief: „Herein!" und beim Eintritt des Adjutanten erhob sich aus dem Lehnstuhl am Fenster mühsam eine Greisin. Herr v. Ellern eilte sofort auf das Mütterchen zu und drückte die leise Widerstrebende in ihren Sorgenstuhl zurück. „Guten Morgen, Frau Eberhard! Gut zu Wege?"

Unter dem weißen, zierlich getollten Häubchen blickten ein Paar freundlicher Augen zu ihm empor. Und dann sagte die alte Dame: „Muß schon gehen, Herr Hauptmann — muß schon gehen! Womit kann ich dienen?"

„Ich wollte gern Ihren Mann sprechen, Frau Eberhard."

„Er ist nach der Burg gegangen, Herr Hauptmann. Kann ich etwas ausrichten?"

„Es hat am Ende keine Eile... aber wenn Sie so gut sein wollen: Durchlaucht teilten mir soeben mit, daß ein paar Zimmer im Oberstock für Seine Königliche Hoheit, den Prinzen Wilhelm, in stand gesetzt werden sollen."

War's ein Sonnenstrahl, der plötzlich die Augen der Greisin blendete, daß ihr gutes runzliges Gesichtchen ein wenig zuckte und sie wie schützend die welke Hand hob? Sie faßte sich zwar sofort wieder, aber in dem Ton, in

dem sie wiederholte: „Für Seine Königliche Hoheit — den Prinzen Wilhelm?“ zitterte die erste Erregung nach.

Der Ausdruck der Worte war so eigentümlich, aus Sorge und Zweifel gemischt, daß Ellern die alte Dienerin ganz erstaunt ansah.

„Nun ja, liebe Frau Eberhard,“ sagte er dann. „Ist's denn nicht ganz natürlich, daß Seine Königliche Hoheit Schloß Juliana einmal beehrt? Ich glaube, Prinz Wilhelm war noch niemals hier.“

Die Greisin nickte. „Niemals! Das heißt, Prinz Wilhelm Sohn, denn Königliche Hoheit, sein Herr Vater... der war einst sehr, sehr oft hier. — Sehr oft —“ wiederholte sie noch einmal, und dem jungen Offizier kam es vor, als tönten die beiden Worte wie im geheimnisvollen Echo von den Wänden des Zimmers zurück.

Frau Eberhard saß mit im Schoß verschlungenen Händen, das Haupt tief herabgesunken. „Damals,“ flüsterte sie leise, „damals, als unser gnädiger Herr aus dem Feldzuge heimkehrte.“ Aber dann schrak sie zusammen. Sie mochte meinen, schon mehr gesagt zu haben, als die Pflicht der Verschwiegenheit gestattete. Und lebhafter fügte sie hinzu: „Es ist gut, Herr Hauptmann. Der Eberhard wird's schon besorgen. Ein paar Zimmer im Oberstock, denke ich, ohne besondere Umstände.“

„Sagte ich das schon? Sie wiederholen ja wörtlich den Auftrag, den Durchlaucht mir gaben,“ sagte der Hauptmann erstaunt.

Sie lächelte leise. „Wenn man im fürstlichen Dienst so alt geworden ist, wie ich, lieber Herr, lernt man erraten, was die Herrschaften wünschen. „Ein paar Zimmer im Oberstock,“ hieß es auch immer, wenn Prinz Wilhelm Vater angemeldet wurden. Und ohne Umstände wollte er auch aufgenommen sein in Juliana. Freilich, Juliana hieß damals unser Schlößchen ja noch nicht, sondern Monrepos.“

Und indem sie das sagte, schien es, als schaue sie über die Gegenwart zurück in die Vergangenheit, als tauchten vor ihrem geistigen Auge dunkle Schattenbilder auf. Ihr Lächeln verblaßte. „Mourepos —“ wiederholte sie ernst und sinnend. Und dann brach sie plötzlich kurz ab, stand nun doch auf und schloß mit einem Ausdruck, der zu sagen schien: Fragen Sie nicht, forschen Sie nicht, lassen Sie die Toten ihre Toten begraben, mit den Worten: „Die Zimmer werden bereit sein, Herr Hauptmann!“

— — — — — — — — — — —

Auch über Prinz Ferdinand Karl mußten, als der Adjutant das Zimmer verlassen hatte, alte Erinnerungen hereingebrochen sein. Er hatte noch einen Blick zum Fenster hinausgeworfen und seiner Tochter einen Gruß zugewinkt. Dann ließ er sich vor seinem Arbeitstisch nieder, schloß das Mittelfach auf und entnahm ihm einen Brief, den er zwei-, dreimal überlas.

Einen Satz des langen Schreibens wiederholte er halblaut: „Wir haben ein Unrecht gutzumachen!“

Langsam ließ der Prinz den Brief auf die Platte des Schreibtisches niedersinken. „Ja ... ein Unrecht!“ flüsterte er. „Aber nimmer gutmachen könnt ihr, was ihr mir thatet! Könnt ihr mir die Jahre zurückgeben, die ich zur Thatenlosigkeit verdammt war? Die besten Lebensjahre, in denen meine Kraft brach liegen mußte!“ Ein bitteres Lächeln spielte um seine Lippen. „Freilich, wie sagt doch der römische Dichter? Wenn auch die Kräfte fehlen, der gute Wille bleibt zu loben! ... Aber ob es ihnen ernst ist mit dem guten Willen? Die Vergangenheit spricht gegen sie.“

Die Vergangenheit!

Er sah sich heimkehren aus dem großen Kriege als der ruhmgekrönte Heerführer. Der Jubel der Tausende, der ihn umbraust, klang noch einmal in seiner Seele

wieder, und ihm war's, als höre er die Dankesworte des greisen Kaisers. Frohgemut, mit stolz geschwellter Brust, war er damals aus der Reichshauptstadt nach der Heimat geeilt. Und da hatte er am Hofe des Oheims sie zum erstenmal gesehen, die Unvergeßliche, zu früh Dahingeschiedene — seine Julie. Ein armes Hoffräulein, die nichts besaß als ihre Schönheit, ihre Anmut, einen alten, untadeligen Namen und ein großes, reines Herz. Und wie sie sich in die Augen schauten, da wußten sie, daß sie zu einander gehörten trotz des Unterschieds des Ranges und der Jahre — für das ganze Leben!

Gerungen und gekämpft hatte er um sie als der ganze Mann, als der er sich draußen im Tosen der Schlacht bewährt. Aber der Preis, den er um sie darbringen mußte, war schwer gewesen. Nicht das hatte ihn geschmerzt, daß er jedes Anrechts auf die Thronfolge entsagen mußte — menschlichem Ermessen nach wäre er doch niemals zur Regierung gelangt. Aber daß sie ihn herauszwangen aus seinem militärischen Wirkungskreise, das hatte er nie verschmerzen können, daß sie ihn zur Thatenlosigkeit verdammten, das hatte er nicht überwinden gelernt.

Der Herzog und die Agnaten gaben ihre Zustimmung zu der Heirat nur unter der Bedingung, daß Prinz Ferdinand Karl als einfacher Privatmann in Zurückgezogenheit lebe. Wohl ließ man ihm Rang und Würden und militärische Titel, aber sie waren Rauch und Schall geworden in demselben Augenblick, als er mit dem geliebten Weibe vor den Altar trat. Der dankbare kaiserliche Herr allein bewahrte ihm das alte Wohlwollen. Im Gedächtnis vielleicht all des Glücks und all des Leids, das ihm die eigene Jugendliebe zur schönen Prinzessin Elisa Radziwill gebracht, erhob er das Freifräulein v. Gettersheim zur Fürstin Felseck und sicherte damit der Nachkommenschaft des Prinzen die Ebenbürtigkeit.

Aber nur ein Kind entsproß der Ehe — Prinzeß Luise. Und von ihrer Geburt an siechte die Mutter dahin — Jahre folgten, in denen Hoffen und Bangen um ihr Leben wechselten, bis Prinz Ferdinand Karl der Geliebten die Augen zudrücken mußte.

Kurz vor ihrem Scheiden hatte sie ihn noch einmal innig umschlungen und ihn gefragt: „Bereust du auch nicht die Opfer, die du um mich gebracht hast?“

Da hatte er sie an sich gepreßt und erwidert: „Gott ist mein Zeuge: nimmermehr!“

Und als er jetzt emporsah zu dem großen Brustbild der Verewigten, das, von Angelis Meisterhand gemalt, über seinem Schreibtisch hing, da wiederholte er noch einmal im innersten Herzen: „Nimmermehr — nimmermehr!“

— — — — — — — — — — — —

Es pochte leise, und der Prinz wandte das Haupt. Doch ehe noch sein Herein ertönte, schob sich schon ein blonder Mädchenkopf durch die Thür, und eine schalkhafte Stimme fragte: „Darf ich, Papa?“

Die Prinzessin wartete die Antwort nicht ab. Sie huschte ins Zimmer, umschlang den Vater zärtlich, warf ihren weißen Strohhut auf den nächsten Stuhl, daß die langen blauseidenen Schleifenbänder bis zum Tisch hinabhingen, und kauerte sich dicht vor dem Prinzen auf einem kleinen Hocker nieder, ihre Hände auf seinem Schoß verschränkend.

„Du böser Papa! Draußen ist's so wunderschön und du sitzest hier im dumpfen Zimmer, anstatt satteln zu lassen und mit mir auszureiten.“

Er strich ihr lächelnd über den Scheitel. „Kind, ich hatte zu thun Ellern legte mir die Meyerschen Zeichnungen für die Saaldekoration vor —“

„Darf ich sie sehen? Wo hast du sie, Papa?“

„Ich gab sie Ellern wieder mit. Aber wir wollen die

Blätter am Nachmittag drüben im Saalbau selbst noch einmal anschauen. Uebrigens — Professor Meyer wird sich in den nächsten Tagen persönlich einfinden, hoffe ich."

Die Prinzessin klatschte übermütig in die Hände. „Das ist schön, das freut mich. Schon weil es eine Anregung für dich ist, Papa." Dann fuhr sie in ihrer lebhaften Art fort: „Was ist er denn für ein Mann, dieser berühmte Herr? Weißt du, ich stelle ihn mir sehr stattlich vor — mit einem wallenden Künstlerbart und einer langen blonden Mähne — so lang" — und sie markierte auf dem Rücken eine Stelle, nach der Herr Meyer allerdings eine Mähne auf dem Haupt hätte tragen müssen.

Beide lachten, und der Vater entwarf nun seinerseits ein Bild des Malers: klein, ein wenig bucklig, auf einem Auge schielend —

Er kannte Herrn Meyer zwar persönlich auch nicht, aber es machte ihm Spaß, die Tochter ein wenig zu necken.

„Mag er sein wie er will!" meinte die Prinzessin schließlich. „Er wird doch etwas Abwechslung in unsere Einsamkeit bringen." Aber gleich darauf mochte ihr einfallen, daß das leicht hingeworfene Wort den Vater schmerzen könne. Eine rosige Welle überflutete ihr Gesicht, sie sprang auf, legte ihren Arm um seinen Hals und flüsterte ihm ins Ohr: „Das heißt, Papa, nicht etwa, daß ich mich langweile. Denn, weißt du: wo du bist, da kann man sich ja gar nicht langweilen."

„Schmeichelkatze!" lachte der alte Herr. Dann jedoch griff er nach dem Schreiben vor ihm, faltete es sorgsam zusammen und sagte ernster: „Mit unserer schönen Einsamkeit wird es ohnehin bald vorbei sein. Vetter Wilhelm dürfte uns demnächst auf einige Zeit besuchen."

Die Prinzessin richtete den Kopf hoch. „Vetter Wilhelm?" fragte sie erstaunt. Und dann trat sie einen Schritt zur Seite, warf mit einer anmutigen Bewegung die Locken

zurück, machte einen ganz tiefen zeremoniösen Hofknicks und wiederholte fragend: „Seine Königliche Hoheit der Erbprinz von Wallerfingen-Soms-Ladenburg, Erbherr auf Gnaningen, gefürsteter Graf von Hagenstein, Herr zu Nauerloch und Werthstein, Karl Thassilo August Benedikt Wilhelm, wollen unser niederes Haus wirklich beehren?"

Und sie lachte so herzlich, daß der Vater unwillkürlich einstimmte. Er sagte auch noch scherzend: „Alle Wetter, Anna Luise, hast du aber deinen gothaischen Hofkalender gut im Kopf!" — aber dann zog doch der Ausdruck einer leisen Mißstimmung über sein Gesicht, und er fügte ernster hinzu: „Kind, warum nimmt dich das denn wunder, daß Vetter Wilhelm einmal zu uns kommt?"

„Warum? Das ist doch sehr einfach, Pachen: weil er es bisher nicht für nötig gefunden hat, sich dir vorzustellen oder gar etwa die Bekanntschaft meiner unbedeutenden Persönlichkeit zu machen. An Zeit dazu hätte es ihm wohl nicht gefehlt." Sie zog das Mäulchen ein wenig schief und schloß schnippisch: „Na überhaupt, Pachen, ich für meinen Teil pfeife auf die ganze hohe Verwandtschaft!"

„So, du pfeifst? Gerade sehr respektvoll ist das nun nicht, meine Maus — dem Ausdruck nach nicht und der Absicht nach erst recht nicht. Kannst du denn überhaupt pfeifen?"

„Na ob, Papa!" Und sie spitzte die Lippen und pfiff eine Jagdfanfare, als ob sie demnächst als Kunstpfeiferin auf einer Spezialitätenbühne auftreten wolle. Und dann fiel sie dem Vater wieder um den Hals, streichelte ihm die Wange und zauste ein wenig in seinem Schnurrbart. „Papa, kannst du denn dem — dem Karl Thassilo August Benedikt Wilhelm ... kannst du ihm nicht — wie sagt man doch? — ach so: abwinken?"

„Nein, meine Kleine, Erbprinzen winkt man nicht ab,

im Gegenteil, man nimmt ſie mit gebührender Ehrfurcht auf."

Prinzeßchen guckte den alten Herrn ein Weilchen ganz erſtaunt an, dann lachte ſie plötzlich ausgelaſſen. Und es währte eine Zeit, bis ſie endlich Worte fand. „Aber Papa, guter lieber Papa, wie komiſch du biſt! Sprichſt du da, der berühmte Feldherr, von Ehrfurcht ſolch einem Kiekindiewelt von Prinzen gegenüber, der noch nichts erlebt, noch nichts gethan hat ... nur, weil er zufällig der Nächſte zum Thron ſeiner Väter iſt. Und was für ein Thron! Ein Thrönchen, ein Thronſeſſelchen. Denn für dies Reich Wallerfingen-Soms-Ladenburg mit ſeinen zweiundvierzigtauſend Seelen muß ein Thronſeſſelchen doch wahrhaftig genügen."

Diesmal ſtimmte der Prinz doch nicht in das fröhliche Lachen der Tochter ein. Es legte ſich ſogar etwas wie ein leichter Schatten über ſeine Stirn, und er ſtrich ſich ein paarmal den weißen Schnurrbart. „Anna Luiſe!" ſagte er ernſt. „Das ſind ja merkwürdige Worte aus deinem Munde. Du vergißt dich! Vergißt auch, daß ich ſelbſt dem gleichen Geſchlecht angehöre — und daß ich ſtolz darauf bin. Woher haſt du denn in aller Welt dieſe — dieſe ſeltſame Auffaſſung?"

Anna Luiſe war zuerſt betroffen zuſammengezuckt, als der Vater ſo ernſt ſprach. Dann erſchien um ihre friſchen Lippen ein leiſer Zug von Trotz, aber nur, um ſogleich wieder vor einem ſonnigen Lächeln zu verſchwinden. „Von wem ich all dieſe frevlen, hochverräteriſchen Anſchauungen habe?" meinte ſie, und auf ihren Wangen gruben ſich zwei Schelmengrübchen ein. „Wenn Durchlaucht es nicht erraten wollen: von meinem Vater." Und ſie machte einen tiefen Knicks.

„Was? Von — von mir?!"

„Jawohl, Pachen, von dir. Wer leitete denn meinen

Geſchichtsunterricht? Und wer predigte wieder und wieder laut von der Zerriſſenheit des weiland deutſchen Bundes, der erbärmlichen — jawohl!! — der erbärmlichen Kleinſtaaterei, dem Partikularismus, und dann wieder von dem Segen des neuen großen Deutſchen Reiches?! Mit Verlaub unterthänigſt zu vermelden: Seine Durchlaucht Prinz Ferdinand Karl."

„Aber erlaube mal, Anna Luiſe: ſolch ein miſerabler Hiſtoriker iſt dein Lehrer doch nicht geweſen, daß er den Schatten- nicht auch die Lichtſeiten gegenübergeſtellt hätte. Hat er dir nicht davon geſagt, daß faſt jeder dieſer geſchmähten kleinen Höfe ein wahres Bildungszentrum geweſen iſt, eine Stätte, an der Kunſt und Wiſſenſchaften warmherzig gepflegt wurden? Hat er dir nicht geſagt, daß die meiſten deutſchen Fürſten opferwillig ihre Vorrechte auf dem Altar des großen Vaterlandes darbrachten, als die rechte Stunde gekommen war? Hat er dir nicht geſagt, daß die Söhne dieſer uralten Geſchlechter, alleſamt faſt, wacker mitthaten im entſcheidenden Kampf, daß ſie nicht zögerten, ihr Blut einzuſetzen —"

„Und allen, allen voran du — du großer, du lieber Papa! Ja, wenn ſie alle wären wie du: ſo gut, ſo großherzig, ſo tapfer."

Er preßte ſeine Hand auf die Mädchenlippen. „Still, Schmeichelkatze! Wer ſagt dir denn, daß die Jüngeren es uns Alten nicht gleichthun, uns übertreffen werden, ſobald ſich ihnen die Gelegenheit bietet?" Einen Augenblick ſchwieg Ferdinand Karl. Dann fügte er, mit einer leiſen Abſichtlichkeit im Ton, hinzu: „Uebrigens, Anna Luiſe, gerade von dem Erbprinzen habe ich ſtets nur das Allerbeſte gehört, und ich habe mich ſehr darüber gefreut. Erſt kürzlich ſchrieb mir einer meiner alten Freunde aus Berlin ſehr anerkennend über ihn; er ſchildert ihn als einen wackeren, liebenswerten jungen Herrn von vielſeitigen

Gaben — nebenbei auch als einen vielversprechenden, pflichttreuen Soldaten. Ich hoffe, er wird dir auch gefallen. — Und nun, Maus, komm frühstücken! Ich glaube, sie warten schon auf uns!"

Es schien fast, als fürchte er, schon zu viel gesagt zu haben.

2.

Prinzeß Anna Luise saß auf der hohen großen Eichenkommode gegenüber dem Lehnstuhl der Frau Eberhard und sprach lebhaft auf die alte Frau ein. So lebhaft, daß sie notwendigerweise dann und wann mit den Hacken ihrer zierlichen Halbschuhe als Begleitung ihrer Worte gegen die Vorderseite des zum Glück recht massiven Möbels trommeln mußte. Von Zeit zu Zeit wollte sich Frau Eberhard respektvollst aus ihrem Sorgenstuhl erheben, dann machte Prinzeß aber jedesmal eine Bewegung mit der rechten Hand, als führe diese einen Feldherrnstab.

„So! Das nenne ich mir eine nette Freundschaft! Achtzehn Jahre beinah ... jawohl, Frau Eberhard, achtzehn Jahre lang hat's immer geheißen: „Durchlauchtchen hier und Prinzeßchen da!" Und was Sie mir nur an den Augen absehen konnten, das haben Sie mir zuliebe gethan. Und wenn ich ungezogen war, dann haben Sie mich unter Ihre Schürze genommen. Und die schönsten Bratäpfel haben Sie mir gegeben — solche Bratäpfel, wie es sonst überhaupt auf der ganzen Welt nicht mehr giebt. Aber nun ist's aus, mit einem Male aus —"

„Durchlaucht —"

„Still, Frau Eberhard, daß Sie mir sitzen bleiben! Jawohl, nichts konnten Sie mir abschlagen, nichts, gar nichts. Und nun komme ich einmal wieder und bitte — und nun zuckt Frau Eberhard die Achseln."

„Aber, teuerstes Prinzeßchen —"

„Hat sich was mit dem teuersten Prinzeßchen! Ihre

Durchlaucht Prinzeſſin Anna Luiſe ſind ſehr ungnädig.“ Lebhaftes Trommeln an der Kommode. „Und weshalb ſchlagen Sie mir meine Bitte ab? Ohne jeden Grund! Iſt's denn etwas Schlimmes, wenn ich gern wiſſen will, warum ſich Papa mit dem alten Prinzen Wilhelm — er muß ein Greuel, ein Ekel muß er geweſen ſein — überworfen hat?“

„Aber, gnädigſte Durchlaucht —“

„Durchlaucht hin — Durchlaucht her! Wollen Sie's nun Ihrer Anna Luiſe erzählen oder nicht?“ Und plötzlich rutſchte Prinzeßchen von ihrem Thronſeſſel herunter und kauerte ſich auf den Boden neben der Greiſin hin: „Alte, liebe Beate, bitte, bitte, erzähl's mir doch!“

„Ich kann nicht — ich darf nicht, Durchlaucht!“

Einen Augenblick noch ſchaute Anna Luiſe in das faltenreiche Antlitz. Dann erhob ſie ſich kurz und ſchritt haſtig in dem kleinen Gemach auf und ab. Um ihre Lippen hatte ſich ein herber Zug gebreitet. Ganz wie der Vater, wenn er innerlich irgend eine Frage verarbeitete, zog ſie die Stirne hoch, daß dicht unter dem welligen Haar eine ganz winzige ſchmale Falte ſich bildete.

Das Auge der Greiſin folgte unruhig der ſchlanken Geſtalt. Ein paarmal öffneten ſich ſchon ihre Lippen ein wenig, als ob ſie ſprechen wolle.

Plötzlich blieb die Prinzeſſin dicht vor der Alten ſtehen. Und in ganz anderem Tonfall als vorhin — ernſt, ja bitter — ſprach ſie: „Gut, Beate! So will ich dir denn etwas ſagen. Ich ſoll verheiratet werden, und zwar mit dem Prinzen Wilhelm.“

„Mit — mit dem Prinzen Wilhelm?“ wiederholte die Greiſin flüſternd. Ein leiſer Schauer ſchien über ihre Geſtalt zu gehen. Sie ſchloß die Augen, als blende ſie das Licht, das zum Fenſter in hellen Fluten hereinſtrömte. Es war, als ſinne ſie nach — lange, lange — in der Erinnerung an vergangene Zeiten.

Und die Prinzessin sprach weiter: „Jawohl, mit dem Prinzen Wilhelm. Du aber, Beate, warst es, die mir, als ich noch ein Kind war, wieder und wieder, in hundert halben Andeutungen, den Vater dessen, der mir zum Manne bestimmt sein soll, als das Unglück dieses Hauses geschildert hat. Und darum frage ich dich jetzt noch einmal: Was trug sich zwischen jenem und meinem Vater zu? Ich denke, ich habe ein Recht darauf, es zu wissen!"

Die Greisin saß noch immer mit festgeschlossenen Augen. Die Runzeln in ihrem Antlitz schienen sich noch mehr zu vertiefen, der Kopf sank weiter und weiter hinab. Es war, als laste das Gefühl einer gewaltigen Verantwortung auf der alten Frau.

„Soll ich gehen, ohne daß du mir Antwort giebst, Beate?" drängte Anna Luise.

Nun hob Frau Eberhard langsam das Haupt, schlug die Augen auf und blickte mit einem Ausdruck mütterlicher Liebe zu der Prinzessin empor. Sie schien sich zu einem Entschluß durchgerungen zu haben. Langsam und bedächtig begann sie zu sprechen, und es war nicht, als gälten ihre Worte der Tochter des Schloßherrn, es war, als spreche sie wieder zu dem Kinde, das sie auf den Knieen geschaukelt, dem sie oft genug das zu geben versucht hatte, was ihm ein herbes Schicksal geraubt — die sorgende Liebe der Mutter.

„Ich sollte wohl eigentlich sagen," begann sie, „gnädigste Prinzessin, fragen Sie Ihren Herrn Vater. Er allein hat das Recht, zu sprechen — ich habe zu schweigen. So müßte ich als treue Dienerin dieses Hauses handeln. Doch es ist da noch etwas, das mich anders handeln heißt. Unser gnädigster Prinz ist der gütigste Vater, wie er der gütigste Herr ist. Er will nichts als das Glück seines Kindes. Aber Männer sehen das Glück eines Mädchens aus anderen Augen an, wie wir Frauen."

Sie verstummte, und wieder schlossen sich auf einen

Moment ihre Augen. Schweigend, mit auf der Bruſt zuſammengepreßten Händen ſtand die Prinzeſſin vor ihr.

„Und eine Stunde, ehe die gnädigſte Frau Mutter ſtarb, war ich bei ihr — ich ganz allein. Da ſtand das Bett... und da ſtand Ihr kleines Bettchen, Durchlaucht. Die Aerzte hatten es nicht dulden wollen, aber die Fürſtin, meine liebe Herrin, mochte das kleine Bett nimmer miſſen. Und plötzlich richtete ſie ſich ein wenig auf und ſagte leiſe: „Liebe Eberhard, geben Sie mir mein Kind!" Und da nahm ich Sie denn aus den Kiſſen — noch nicht ganz zwei Jahre waren Sie damals, Durchlaucht — und trug Sie hinüber. Sie ſchliefen ganz feſt, die gnädigſte Frau Mutter ſahen Sie lange, lange an, küßten Sie dann auf die Stirne und flüſterten: „Nun legen Sie ſie nur zurück, Eberhard." Und dann mußte ich mich an das Bett der Frau Mutter ſetzen. Eine ganze Weile lag ſie ſtill, dann faßte ſie plötzlich nach meiner Hand und ſagte leiſe: „Eberhard, treue Seele, halte deine Augen offen über meinem Kinde, wenn ich nicht mehr bin." Und ich küßte ihr die Hände und verſprach das recht aus vollem Herzen. Da wurde Durchlaucht wieder ganz ruhig, und dann befahlen ſie: „Mein Mann ſoll zu mir kommen."

Die Prinzeſſin hatte ſich wieder zu den Füßen der Greiſin niedergekauert. Ihr Haupt lag auf dem Schoß der alten Frau, und ſie hauchte unter Thränen: „Meine liebe, liebe Mutter!..."

Frau Eberhard legte ihre welke Hand leiſe auf das Köpfchen und hub wieder an: „Darum, Durchlaucht, darum will ich die Verantwortung auf mich nehmen und ſagen, was ich als Dienerin verſchweigen müßte. Aber nicht ſo... da drüben ſetzen Sie ſich hin, gnädigſte Prinzeſſin. Sie müſſen ruhig ſein, ganz ruhig.

Anno achtzehnhundertſiebzig war der Hof um Ende Juni herum nach Schloß Monrepos — hierher — über-

gesiedelt. Das heißt eigentlich bloß die Fürstin Elisabeth mit dem Hofstaat; Hoheit blieben ja immer in der Residenz. Auch Prinz Wilhelm — der Vater — waren in der Residenz geblieben. Aber alle Wochen hieß es einmal: „Seine Hoheit kommen, es sind ein paar Zimmer im Oberstock bereit zu halten, ganz ohne Umstände! Wir wußten alle, weshalb der Prinz so häufig nach unserem stillen Monrepos herauskam. Um seiner Frau Schwägerin willen nicht; nein, es waren ein Paar andere blaue Augen, die ihn nach Schloß Monrepos zogen, wieder und wieder. Die Augen Ihrer Frau Mutter, Prinzessin. ... Solch armes Hoffräulein — verzeihen Durchlaucht, aber ich muß doch nun einmal alles sagen — ist recht schlimm daran, wenn einer der Herrschaften sie schön findet. Und zumal bei uns war es damals schlimm, denn die Fürstin Elisabeth versuchte Ihrem Herrn Schwager alle Wege zu öffnen. Ich hab' das alles miterlebt, und so manchesmal ist meine spätere gnädigste Herrin hierher zu mir geflüchtet und hat dort, wo jetzt die Tochter sitzt, sich still ausgeweint.

Aber dann wurde das alles anders, als Ihr Herr Vater aus Berlin zurückkam, nach dem Einzug, ganz als der gefeierte Kriegsheld. Da leuchteten die schönen Augen wieder sonnig auf; denn daß Seine Durchlaucht ein ehrlicherer, treuerer Werber war, als sein Herr Vetter, das sahen sie mit dem sicheren Blick der Liebe.

Und nun hieß es, Woche um Woche, nicht mehr: „Prinz Wilhelm kommt!" sondern: „Die Prinzen kommen!" Der gnädigste Herr Vater und Prinz Wilhelm waren, so verschieden sie sein mochten, eng befreundet gewesen von klein auf. Aber jetzt wurde aus der Freundschaft bittere Feindschaft, wenigstens von seiten des Prinzen, während Ihr Herr Vater ruhig, immer der Gleiche blieb.

Und dann kam ein Septembertag....

Am Morgen waren beide Prinzen angekommen. Eine

Stunde nacheinander. Ohne Anſage. Aber unſere Fürſtin hatte beide gleich liebenswürdig empfangen, ſie hatte immer für jeden ein paar gnädige Worte, das war nun einmal ſo ihre Art, jedwedem das zu ſagen, was er gerne hören mochte.

Nach der Tafel kam Eberhard zu mir hier herein. Er hatte ſeine Sorgenfalten auf der Stirn, das ſah ich gleich. „Mutter," ſagte er zu mir, „es kriſelt drinnen." Ich wollte gerne mehr wiſſen, ich bat und drängte, aber wie die Männer ſo ſind — nichts war aus ihm herauszubekommen. Er trank nur haſtig ſeinen Kaffee, und ehe er wieder ging, meinte er noch: „Wenn das gnädige Fräulein kommt, ſei recht gut zu ihr, dem armen Ding." Na, das hätt' er nun wieder kaum nötig gehabt, mir einzuſchärfen.

Und richtig! Sie kam ... Ihre gnädigſte Frau Mutter. Nicht aufgeregt, nicht die Augen voller Thränen, wie ich wohl gedacht hatte, ſondern ganz merkwürdig ſtill, aber mit ſolch einem eigenen Blick, wie jemand, der dicht vor einem recht großen Glück ſteht. Ich merkte, ſie wollte mir etwas ſagen, etwas anvertrauen, aber kaum hatte ſie begonnen, ſo kam einer der Lakaien und rief ſie ab — zu einem Spaziergang mit der Frau Fürſtin. Dieſe ſei ſchon drüben am Waldrand beim Rondell, das gnädige Fräulein möge ſich recht beeilen.

Prinzeſſin, Sie dürfen mir nun aber nicht erſchrecken. Hören Sie wohl, nicht erſchrecken! Denn nun kommt es.

Alſo — wie Ihre gnädigſte Frau Mutter drüben am Rondell angekommen iſt, das damals viel verwilderter war, als jetzt, iſt die Frau Fürſtin nicht dort geweſen. Wohl aber — Prinz Wilhelm, und in der Nähe hat ſein Wagen gehalten. Und er hat auf ſie eingeſprochen und ſie ſchließlich umfaßt, und wie ſie ſich hat losreißen wollen, da hat er ſie in ſeinen Wagen ſchleppen wollen —"

„Um Gottes willen —"

„Sie sollten doch aber ruhig sein, Durchlaucht — ganz ruhig!“ Die alte Eberhard stand auf und trat dicht zu dem leise schluchzenden Mädchen heran. „Liebes Prinzeßchen . . .“

„Weiter — weiter —“ Es kam wie ein Wehlaut aus der jungen Brust.

„Wenn die Not am größten, ist die Hilfe am nächsten. Sehen Sie, Durchlaucht, wie nun Ihre gnädigste Frau Mutter verzweifelt um Hilfe ruft, da ist plötzlich Ihr Herr Vater da, wie aus der Erde gewachsen. Und er wirft sich auf den Prinzen Wilhelm — kein Wort soll über beider Lippen gekommen sein, aber sie haben sich gegenübergestanden Aug in Aug, daß der Atem des einen über das Antlitz des anderen gegangen ist. — Und dann hat der Herr Vater der Gnädigsten den Arm gereicht und sie ins Schloß zurückgeführt und sie der Frau Fürstin als seine Braut vorgestellt. Und am nächsten Morgen sollen die beiden Herren sich bei Werdingen geschossen haben — und dann hat der alte Fürst ein Machtwort gesprochen, und Prinz Wilhelm mußte auf ein Jahr oder noch länger außer Landes gehen. Aber die gnädigsten Herrschaften standen im Herzen dem Prinzen Wilhelm näher, als dem Herrn Vater, und wenn Seine Durchlaucht nicht den gewaltigen Rückhalt in Berlin gehabt hätte und nicht der gefeierte General gewesen wäre — wer weiß, wie alles gekommen sein würde.“

Prinzeß Anna Luise hatte sich leise erhoben und war an das Fenster getreten. Sie blickte hinaus in das dämmernde Grün des Parks — hinüber zu dem Waldsaum, der sich dort um jene kleine Lichtung schloß, die von alters her das Rondell genannt wurde.

Nun wußte sie mit einem Male, warum der Vater jene Stelle so ungern betrat, welche Erinnerung sie immer aufs neue in seiner Brust aufriß.

Nur mit halber Aufmerksamkeit lauschte die Prinzessin den letzten Worten der Greisin. Ihre Gedanken hafteten einzig und allein an dem Vorgang, der sich dort drüben abgespielt haben sollte, und ihr Herz war ganz erfüllt von Mitgefühl für die teure, geliebte Mutter. Nur noch ein anderes Empfinden hatte Raum in ihrer Brust: das Empfinden des Abscheues vor dem Manne, der es gewagt hatte, seine freche Hand nach der Herrlichen auszustrecken! Und mehr und mehr wuchs in diesen Augenblicken dieser Abscheu, er wurde zum bitteren Haß.

Eine ganze Weile stand sie so, starr und stumm, mit den feinen weißen Zähnen an den Lippen nagend. Plötzlich wandte sie sich um, stampfte heftig mit den Füßchen auf und rief ein paarmal kurz hintereinander: „Nie — niemals!“

Und dann warf sie der Greisin die Arme um den Hals, lehnte auf einen Moment ihre glühende Wange an deren faltiges Gesicht, stammelte etwas und stürmte zur Thür hinaus.

3.

„So, mein lieber Ellern, nun wäre wohl alles geordnet. Haben Sie die letzten Abrechnungen des verstorbenen Wodarg in Ihrer Mappe?“

„Zu Befehl, Euer Durchlaucht.“

„Und mein Schreiben an Prinz Wilhelm ist bereits abgeschickt? Gut! Es hilft nichts — er muß seine Ankunft um acht Tage verschieben.“ Der Prinz seufzte leicht. „Bestellen Sie den Wagen auf acht Uhr. Wir erreichen dann bequem den Schnellzug und sind morgen früh in Wellfingen. Fatale Reise, aber ich sehe, es geht nicht anders.“

Prinz Ferdinand Karl lehnte sich in seinen Arbeitsstuhl zurück und beschattete einen Moment mit der Hand die Augen. Er sah abgespannt, verdrießlich aus. Endlich richtete er sich wieder auf.

„Bester Ellern," wandte er sich an seinen Adjutanten, „noch eine Bitte: Können Sie mir wohl Ihre Fräulein Braut einmal selbst herholen?" Und in seinem steten Höflichkeitsbestreben fügte er hinzu: „Verzeihen Sie, daß ich Sie damit belästige, lieber Ellern. Ich möchte Fräulein v. Gerdingen gern sprechen, ohne daß meine Tochter darum weiß. Darum kann ich sie nicht durch einen Diener herbitten lassen."

Der Adjutant verbeugte sich und ging. Der Prinz sank wieder in seine nachdenkliche Stellung zurück. Dann und wann wiegte er leise, wie zweifelnd, das Haupt; in ihm arbeitete eine Gedankenreihe, die er nicht zum richtigen Schluß führen konnte. Dann, als es draußen leise pochte, erhob er sich mit einer raschen Bewegung und zog seinen langen dunklen Gehrock straff herunter.

„Durchlaucht haben befohlen," sprach eine sonore Mädchenstimme.

„Ich danke Ihnen, daß Sie so schnell gekommen sind, liebes Fräulein v. Gerdingen. Ich habe einiges mit Ihnen zu besprechen, das Anna Luise anbetrifft. Ellern hat Ihnen wohl gesagt, daß ich nicht wünsche, daß meine Tochter um unsere Unterredung weiß."

„Er sagte es mir."

„Gut, liebes Fräulein! Ich weiß, ich kann Ihnen volles Vertrauen schenken. So hören Sie denn: ich muß plötzlich verreisen. Mein alter Rentmeister Wodarg in Wellfingen ist gestorben, ich darf an seinem Grabe nicht fehlen. Und es giebt dort sicher auch mancherlei zu thun, was ich nicht gern anderen Händen überlassen möchte. Ich hätte gern gesehen, daß meine Tochter mich begleitete, aber sie schien so gar keine Lust zu haben —"

Nun schwieg er wieder und blickte die junge Dame fragenden, forschenden Auges an, als erwarte er einen Einwurf. Da dieser aber unterblieb, so fuhr er fort:

„Nun, für junge Mädchen mag solch eine Reise ja keine besondere Freude sein, obschon — Fräulein v. Gerdingen, eine offene Frage, die ich offen zu beantworten bitte: Finden Sie Anna Luise nicht seit einigen Tagen verändert? Sie haben immer das Vertrauen meiner Tochter besessen —"

Auf dem feingeschnittenen Antlitz der Hofdame stieg eine leichte Röte empor. „Durchlaucht würdigen mich neuerdings ihres Vertrauens nicht mehr," gab sie nicht ohne einen Anflug von Bitterkeit zurück.

Der Prinz sah erschrocken auf. „So? Sehen Sie: auch Sie! Auch Sie also! Was ist's mit dem Kinde? Seit drei, vier Tagen geht mir Anna Luise geradezu aus dem Wege, ist scheu, in sich gekehrt — ist Ihnen das auch aufgefallen, liebes Fräulein?"

Fräulein v. Gerdingen neigte den Kopf. „In der That, Durchlaucht. Ich kann es nicht leugnen, die Prinzessin hat sich verändert."

„Glauben Sie, daß das Kind krank ist?"

„O nein, Durchlaucht, von einem körperlichen Leiden kann sicher keine Rede sein. Aber die Prinzessin scheint sich unter irgend einem mir unerklärlichen Einfluß in einen fremden Gedankenkreis eingesponnen zu haben."

„Junge Mädchen haben ihre eigenen Ideen!" unterbrach der Prinz sie lebhaft. „Wenn Sie mir sagen, liebes Fräulein, daß ich unbesorgt sein kann, will ich mich bescheiden. Ich möchte es lieber Ihrer Klugheit und Ihrer Freundschaft zu Anna Luise überlassen, das Kind wieder auf den richtigen Weg zu bringen, als daß ich selbst eingreife. Mit direkten Fragen verschlimmert man solche Seelenzustände oft —"

„Ich will mich herzlich bemühen, Durchlaucht. Aber —"

„Aber?"

„Aber ich sagte Eurer Durchlaucht schon, ich scheine

das Vertrauen der Prinzessin vollständig verloren zu haben."

„So müssen Sie es wieder gewinnen. Anna Luise ist ein Kind, und Sie sind ein so kluges, gescheites Mädchen!" Er unterbrach sich, sah sinnend einen Augenblick vor sich hin und fragte dann unvermittelt: „Hat meine Tochter Ihnen einmal von dem Prinzen Wilhelm Sohn gesprochen?"

Wieder stieg eine leise Röte im Antlitz der jungen Dame empor. „Ein einziges Mal, Durchlaucht."

„Ich will nicht in Sie dringen, liebe Gerdingen —"

„Aber Durchlaucht —"

„Nein — nein! Antworten Sie mir nur, wenn Sie es für gut halten, wenn Sie damit keine Freundespflicht gegen Anna Luise zu verletzen glauben. In welcher Verbindung nannte meine Tochter den Prinzen — und wann?"

Einen Augenblick sann Fräulein v. Gerdingen nach. „Vor etwa sechs Tagen, Durchlaucht. Prinzessin fragte mich, ob ich Seine Hoheit kenne. Und da ich verneinte, so fragte sie sichtbar erregt weiter: „Hilda, würdest du je einen Mann heiraten können, den du nicht magst, den du verabscheust?"

Der Prinz schüttelte den Kopf. „Und Sie antworteten?"

Das junge Mädchen warf das Haupt mit einer schönen freien Bewegung zurück. „Ich antwortete, was mir Herz und Pflicht zugleich zu gebieten schienen: daß ich für meine Person nur meiner Neigung folgen würde; daß ich mir aber wohl denken könne, wie in anderen Lebenssphären andere Beweggründe maßgebend und bestimmend sein könnten."

„Gut, Fräulein v. Gerdingen! Und Anna Luise —"

„Ihre Durchlaucht sahen mich erst erstaunt an. Dann lachte die Prinzessin bitter und meinte: „Du denkst sehr

klein, sehr erbärmlich von Leuten in „anderen Lebenssphären", wie du dich so schön ausdrücktest. Ich werde dich lehren, daß diese Leute denn doch auch anders und — besser sein können!"

„Und seitdem besteht die Mißstimmung zwischen Ihnen und Anna Luise?"

„So ist es, Eure Durchlaucht — leider!"

Prinz Ferdinand Karl schritt einigemal im Zimmer auf und ab. Endlich blieb er wieder vor Fräulein v. Gerdingen stehen und sagte zögernd: „Liebes Fräulein, es ist der Vater des thörichten Kindes, der zu Ihnen spricht; bitte, bedenken Sie das. Halten Sie es für möglich, für wahrscheinlich, daß Anna Luise irgend eine Neigung gefaßt hat?"

Nun lächelte das Hoffräulein. „O nein, Durchlaucht! Dafür glaube ich mich verbürgen zu können," gab sie bestimmt zurück.

Sichtbar erleichtert atmete der Prinz auf. Und dann reichte er der jungen Dame die Hand und entließ sie.

4.

Dort, wo der Fahrweg von Schloß Juliana an der Burg Felseck vorüberführt, lag am Hange des steilen Burgbergs das Rondell. Es war ein ziemlich großer freier Raum im Walde, rings von hohen Jasminhecken eingefaßt, aus denen, in halbkreisförmigen Nischen aufgestellt, helle Marmorstatuen hervorschimmerten: die allegorischen Gestalten der Hoffnung, des Glaubens, der Treue und der Liebe. Das eigentliche Rund war ganz schlicht mit wundervoll gehaltenem Rasen bedeckt, nur in der Mitte blühte ein großes duftendes Rosenbeet.

Seitlich führte neben der großen Fahrstraße eine schmale schattige Schlucht aus dem Rondell thalabwärts; in ihr lief ein kleiner Steg längs des steilen Felshanges hin, ein

näherer Fußweg zur Bahnstation. Prinz Ferdinand Karl liebte diesen Steg sehr; er hatte in regelmäßigen Abständen auf ihm bequeme Bänke aufstellen lassen und dehnte gern seine Spaziergänge hierher aus. Der „Prinzenweg" hieß der Steg daher in der ganzen Umgegend.

Prinzessin Anna Luise hatte heute morgen eine kleine, ziemlich erregte Auseinandersetzung mit ihrer Hofdame gehabt. Um eine Kleinigkeit eigentlich — freilich um eine „große" Kleinigkeit — um Fips nämlich.

Fips war der riesige Bernhardiner der Prinzessin, ganz sinngemäß so getauft, weil er eben sehr groß war.

Prinzeßchen hatte Fips am Morgen mitten durch die schönsten Blumenbeete gehetzt, und als Fräulein v. Gerdingen in aller Bescheidenheit darauf aufmerksam machte, daß es doch schade um des Gärtners Mühe sei, hatte Anna Luise das Spiel mit doppeltem Eifer weiter getrieben. Darauf hatte die Hofdame in Anbetracht des gereizten Zustandes der jungen Fürstentochter schweigend die Achseln gezuckt und sich zum Gehen gewendet; darauf hatte Prinzessin sie scharf gefragt, ob sie vielleicht von Fräulein v. Gerdingen immer noch für ein kleines unerzogenes Kind gehalten würde? Darauf hatte besagtes Fräulein ruhig erwidert, sie maße sich nie ein Urteil über Dinge an, die sie nichts angingen. Darauf hatte Prinzessin gemeint, das sei auch sehr notwendig. Darauf hatte Fräulein Hilda wieder einige Schritte zum Schlosse hin gemacht. Darauf hatte die Prinzessin erklärt: „Ich wünsche, daß du hier bleibst!" — und nach einigem Zögern hinzugesetzt: „Ich befehle es!" Worauf Fräulein v. Gerdingen endlich wieder „olympisch" gelächelt hatte: „Durchlaucht belieben zu scherzen —" und wirklich gegangen war.

Das war der angenehme Beginn des Tages gewesen. Dann hatten sich beide junge Damen beim Luncheon schweigend gegenübergesessen. Fräulein v. Gerdingen mit gutem

Appetit speisend, die Prinzessin in allen Schüsseln herumstochernd. Endlich hatte Anna Luise gemeint: „Du ißt ja gar nichts heute, Hilda. Freilich, er ist ja nicht hier."

„Wer — er? Wen meinen Durchlaucht, wenn ich fragen darf?"

„Nun... irgend jemand! Ich werde doch wohl auch einen Scherz machen dürfen!"

Darauf antwortete Fräulein Hilda zunächst gar nichts. Aber als der Diener dann das Zimmer verlassen hatte, sagte sie, aufstehend, sehr ernst: „Ich muß Eure Durchlaucht bitten, in Gegenwart der Domestiken derartige Scherze, wie Durchlaucht vorhin beliebten, zu unterlassen."

„Oho — Hilda! Fräulein v. Gerdingen..."

„Ueberhaupt — Durchlaucht wollen verzeihen — möchte ich bitten, daß Durchlaucht Ihrer üblen Laune mir gegenüber einige Zügel anlegen. Ich habe es in den letzten Tagen sehr schmerzlich empfunden, daß Durchlaucht sich mir gegenüber auf einen ganz anderen Standpunkt wie früher zu stellen wünschen. Aber wenn dies einmal der Fall ist, dann wird es gut sein, diesem Standpunkt auch in den äußeren Formen Rechnung zu tragen." Ein tiefer, sehr formeller Knicks. „Haben Durchlaucht noch Befehle für mich?"

Ein jähes Aufsteigen des heißen Blutes und ein hochmütiges Zurückwerfen des Köpfchens. „Ich danke, nein, Fräulein v. Gerdingen!"

Und nun that dem kleinen Prinzeßchen die häßliche Scene so bitter, bitter leid. Und um alles in der Welt gern wäre sie der lieben Freundin nachgeeilt, hätte sie umhalst und recht tüchtig abgeküßt. Aber nein, das ging nicht. Nur nicht nachgeben. Alles mit sich selber abmachen und durchkämpfen, was durchgekämpft werden mußte!

Sie waren ja alle, alle im Bunde gegen sie! Das

hatte sich nun einmal in dem jungen Köpfchen festgesetzt. Und da dies Köpfchen ein Trotzkopf war, so ließ es sich nicht abbringen von der einmal gefaßten Meinung. —

Wenn Hilda Gerdingen wohl gehofft hatte, Prinzeßchen würde, wie früher so oft, auf ihr Zimmer kommen, sich mit ihr auszusprechen und „Versöhnung zu feiern", dann irrte sie sich. Anna Luise kam nicht, sondern ließ anspannen, fuhr ein Stündchen im Park spazieren, stieg dann am Rondell aus und befahl dem Kutscher, nach Hause zu fahren.

Der Diener wollte der Herrin folgen, aber sie wies ihn entschieden ab. Sie wollte allein sein mit ihren Gedanken.

Und als der Wagen außer Sichtweite war, da führten sie ihre Gedanken erst vor das Marmorbild des Glaubens, dann vor das der Treue, dann zur Hoffnung und endlich zur Statue der Liebe. Und sie schwor sich noch einmal feierlichst, nie einem ungeliebten Manne die Hand reichen, sich nie zu einer Heirat zwingen lassen zu wollen. Wenn aber der Rechte komme, den wollte sie sich erobern, und wenn es ein einfacher Bauernsohn sei.

Nein, ein Bauernsohn doch nicht! Das ging wirklich nicht. Das wäre denn doch zu viel geschworen gewesen. Aber irgend ein armer Offizier etwa. Hatte nicht da unten in Bayern bei den Wittelsbachern auch eine Prinzessin einen armen Lieutenant geheiratet? Durchgegangen war sie mit ihm sogar —

Durchgehen — nein! Das würde sie doch nicht thun. Freilich wenn es nicht anders ginge — aber schließlich; Papa mußte ja nachgeben. Und überhaupt, was wollte denn der Papa eigentlich? Sie war ja doch nur solch eine Dreiviertelsprinzessin. An irgend einem großen Hofe hätte man sie sicher nicht für voll genommen.

Nachdem Prinzeßchen jeder der vier schönen Marmor-

ſtatuen eine gefühlvolle Reverenz abgeſtattet und dazu einen kleinen Monolog gehalten hatte, ſchlug ſie, halb unbewußt, den Prinzenweg ein und nahm endlich, immer in Gedanken, auf einer Bank Platz. Unten rauſchte der Wildbach über die mooſigen Steine, die Sonne warf durch das dichte Gezweig phantaſtiſche Schatten auf den bekieſten Weg; das alles paßte ſo gut zu den träumeriſchen Gedanken.

Ein Lieutenant? Nun, ein Lieutenant brauchte es auch nicht gerade zu ſein. Er konnte vielleicht ein Forſtmann ſein. Oder ein junger Gutsbeſitzer, das paßte eigentlich noch am beſten; dem Grund und Boden haftet immer noch etwas Feudales an, und ſo ganz ohne das Feudale mochte Prinzeßchen trotz aller demokratiſchen Neigungen denn doch nicht leben.

Uebrigens ... mochte er ſein, *was* er wollte! Nur hübſch mußte er ſein, und liebenswürdig und ritterlich, wie Papa. Und ganz gewiß und wahrhaftig kam einer, der ihr gefiel, dann —

Prinzeß Anna Luiſe fuhr erſchrocken empor. Unmittelbar vor ihr ſtand ein junger, hübſcher Mann, im eleganten, grauen Reiſeanzug, aber mit aufgekrempelten Beinkleidern und ohne Handſchuhe; einen dicken Stock trug er in der Hand und einen kleinen Rucksack über der Schulter. Und jetzt zog er artig den Hut und fragte: „Iſt es noch weit nach Schloß Juliana?“

Sie war plötzlich verwirrt. Sie hatte niemand kommen hören. Der junge Mann ſtand ja plötzlich wie aus dem Erdboden herausgewachſen vor ihr. Und in ihrer Verwirrung fragte ſie, ſtatt zu antworten: „Ja, aber wo kommen Sie denn her?“

Der junge Herr lachte fröhlich und zeigte dabei unter ſeinem Schnurrbart zwei Reihen blendend weißer Zähne.

„Wo ich herkomme? Nun — vom Bahnhof. Man

sagte mir dort, ich spare ein gut Stück Wegs, wenn ich durch die Schlucht ginge. Aber daß man in dieser Schlucht auch Elfen begegnet, hat mir der prosaische Herr mit der roten Mütze nicht gesagt."

Prinzeßchen fand die letzte Bemerkung sehr dreist, aber sie mißfiel ihr doch nicht. Der Mann wußte ja nicht, wen er vor sich hatte, brauchte es auch nicht zu erfahren. Vermutlich war's ein Tourist, der eine Fußwanderung machte, eine Nacht oben beim Förster blieb und morgen in aller Frühe weiter wanderte.

Aber nett sah er wirklich aus, stattlich und hübsch. Und schlanke weiße Hände hatte er, trotzdem er keine Handschuhe trug.

Und nun fragte er noch einmal: „Ist's noch weit bis zum Schloß?"

„Eine halbe Stunde etwa," gab sie kurz zurück. Auf eine Unterhaltung mit dem Fremden mochte sie sich doch nicht einlassen. Und sie neigte den Kopf, wie zur Entlassung. Ansehen mochte sie ihn auch nicht mehr. Das schickte sich ja nicht.

Aber er ging nicht. Wie sie so herablassend das Köpfchen neigte, wurde oben im Kapothütchen eine Nadel sichtbar, die er merkwürdig aufmerksam betrachtete. Es war eine Nadel mit einem Brillantkrönchen. Ein kleines, harmlos listiges Lächeln zog dabei über sein Gesicht, und dann fragte er, immer noch stehen bleibend: „Sie sind gewiß vom Schloß, mein Fräulein. Sind die Herrschaften wohl daheim?"

Nun schlug sie den Blick voll zu ihm auf und sah ihn mit großen, erstaunten Augen an — vernichtend, wie sie meinte. Das war denn doch zu stark! So mir nichts, dir nichts eine Art Unterhaltung mit ihr anknüpfen zu wollen.

Sie reckte sich ein wenig und sagte recht stolz: „Ich, ich spreche nicht mit Herren, die ich nicht kenne."

Was das für ein merkwürdiger Menſch war! Weder der vernichtende Blick noch die ſtolze Ablehnung ihrer Worte ſchienen Eindruck auf ihn zu machen. Er lächelte ſogar ein wenig. Aber dann ſagte er — und ihr fiel doch der angenehme Klang ſeiner Stimme auf: „Ah, Verzeihung, gnädigſtes Fräulein. Ich dachte wirklich, man brauche es hier in dieſer wundervollen Waldeinſamkeit nicht ſo genau zu nehmen. Aber ich will nachholen, was ich verſäumte. Geſtatten Sie, daß ich mich ſelbſt vorſtelle: Mein Name — mein Name iſt — Meyer."

Kaum hatte er ſeinen ſtolzen Namen genannt, ſo veränderte ſich auch ſchon der Ausdruck ihres Geſichts. Zuerſt zuckte es um die feinen Mundwinkel; ſie ſuchte krampfhaft ihr Lächeln zu unterdrücken, aber der Reiz war zu mächtig — mit einem Male platzte ſie los. Und nun war er es, der ihr ſprachlos, erſtaunt, wohl auch verletzt gegenüberſtand.

Sie fühlte das ſofort. Eine heiße Schamröte ſtieg in ihren Wangen empor. Und ohne zu zögern, nur beſeelt von der Abſicht, ihre Unart gut zu machen, ſtreckte ſie ihm die Hand hin. Ihr Lachen konnte ſie immer noch nicht ganz unterdrücken, aber um ſo lieblicher klang ihre Bitte: „Verzeihen Sie mir, Herr Profeſſor. Bitte, verzeihen Sie mir. Man hatte Sie mir ſo ganz anders geſchildert, man hat mich arg zum beſten gehabt. Alt ſollten Sie ſein, klein, ein wenig bucklig ſogar und auf einem Auge ſchielen. Und da, wie ich Sie nun ſo vor mir ſah, Herr Profeſſor, da kam mir das zu komiſch vor."

Und Prinzeßchen lachte von neuem — ihr altes, ſilberhelles Lachen — zum erſtenmal ſeit Tagen. Und daß ſie nun wieder lachen konnte, that ihr ſo wohl. Ihr wurde plötzlich ganz leicht ums Herz.

Einen Augenblick hatte er ihre ſchlanken Finger in den ſeinen gehalten. Böſe ſchien er nun gar nicht mehr

zu sein. Im Gegenteil, auch er lachte. Aber dann fragte er doch: „Ja, woher kennen Sie mich denn schon, gnädiges Fräulein?“

„Mein Gott, ich habe doch Ihre herrlichen Kartons gesehen, die Entwürfe für den Saalbau von Burg Felseck,“ gab sie zurück.

„Ach so — die Kartons — richtig!“ lachte er immer noch. „Natürlich, das ist ja ganz einfach. Und da hat man ihnen gesagt, der Professor Meyer sei ein altes Hutzelmännchen ... nein, ist das aber komisch!“

„Nicht wahr? Zu komisch.“

„Wenn Sie die Kartons bei Seiner Durchlaucht gesehen haben, gnädiges Fräulein, dann ist eigentlich meine Frage unnötig, ob Sie vom Schlosse sind; aber meine zweite Frage darf ich wiederholen: Sind die Herrschaften anwesend?“

„Der Prinz ist gestern abend abgereist ... auf acht Tage ungefähr. Aber Sie werden erwartet.“

Die Nichtanwesenheit des Schloßherrn schien den Professor arg zu überraschen. Ob unangenehm oder gar angenehm, verriet sein Gesicht freilich nicht. Er sah nur einen Augenblick schweigend vor sich hin, ehe er weiter fragte: „Und die gnädigste Prinzessin — es ist ja wohl eine Prinzessin im Schloß? Ist sie auch verreist?“

Diesmal zögerte Anna Luise mit der Antwort. Der Schalk saß ihr aber doch zu sehr im Nacken, und so gab sie endlich zurück: „Ja, die ist auch verreist. Darum habe ich ja eben auch Zeit, hier ein bißchen herumzu...“ sie hatte sagen wollen: „herumzubummeln,“ aber sie besann sich noch rechtzeitig und ergänzte: „spazieren zu gehen.“ Und mit einem plötzlichen Entschluß, den sie freilich gleich darauf bereute, setzte sie hinzu: „Ich bin die Hofdame der Prinzessin, Hilda v. Gerdingen.“

Er verbeugte sich so tief, daß sie das Lächeln auf seinen Lippen nicht sehen konnte.

„So etwas ähnliches dachte ich mir gleich!“ meinte er auffallend gelaſſen, um wärmer hinzuzufügen: „Und nun, gnädiges Fräulein, laſſen Sie mich meinem guten Geſchick danken, der Sie mir hier in den Weg führte — wie ein gutes Omen für all mein Wollen dort oben kommt mir dieſe Begegnung vor. Und wenn Sie etwas übriges thun wollen für einen armen Künſtler, dem die Hofluft gänzlich fremd iſt, dann orientieren Sie mich ein wenig über die maßgebenden Perſönlichkeiten auf Schloß Juliana. — Was iſt der Prinz für ein Mann?“

Sie ſchritten — es hatte ſich ganz von ſelbſt ſo gemacht — nebeneinander her, dem Schloſſe zu.

„O, der Prinz!“ In leuchtenden Farben ſchilderte ſie den Vater, und es that ihrem Herzen wohl, als der Profeſſor ſchließlich meinte: „Sehen Sie, genau ſo hab' ich mir ihn vorgeſtellt. — Und die Prinzeſſin? Iſt ſie hübſch?“

„Manche Leute ſagen es.“

„So? — Hochmütig?“

„Aber Herr Profeſſor, ich darf doch über...“

„Aber vor mir, gnädiges Fräulein, brauchen Sie doch kein Hehl zu haben. Alſo — iſt ſie hochmütig?“

„Es — es mag wohl bisweilen ſein.“

„Eigenſinnig?“

„Ja — ja, das iſt nicht zu leugnen.“

„Verwöhnt?“

„Sehr verwöhnt.“

„Klug?“

„Ach nein, nein, klug iſt ſie nicht.“

Der Profeſſor ſeufzte mit ganz komiſchem Tonfall. „Da ſind Sie aber wirklich recht zu bedauern, gnädiges Fräulein. Solch eine kleine, eigenſinnige, verwöhnte Herrin zu haben, die noch dazu nicht einmal klug iſt; das hielte ich nicht aus.“

„Ja, Sie sind auch ein freier Künstler, Herr Professor. O, das muß herrlich sein. Solch armes Hoffräulein aber, wie ich —"

„Nun, Fräulein, wir haben alle unser Endchen Kette durch die Welt zu tragen. Und wenn man jung ist und schön . . ."

„Das dürfen Sie nicht sagen, Herr Professor. Sonst ist's mit unserer Freundschaft vorbei."

„Halt! Lassen Sie mich das letzte Wort festhalten . . . unserer Freundschaft!" Er blieb stehen und blickte mit warmherzigem Ausdruck zu ihr hinüber. „Unserer Freundschaft — das war ein gutes Wort, gnädiges Fräulein!"

Jetzt erschrak sie doch heftig. Und mit einem Male stand plötzlich all das Gewagte, Unüberlegte, das sie gethan, greifbar vor ihr. Sie fühlte sich in ein Labyrinth verstrickt, aus dem es keinen Ausweg zu geben schien.

Einen Augenblick stand sie sprachlos. Wieder war ihr die helle Röte ins Gesichtchen gestiegen, und ihre Pulse jagten. Sie ärgerte sich über sich selbst, sie schämte sich; aber trotzdem konnte sie sich des angenehm prickelnden Reizes doch nicht erwehren, der in der Situation lag.

„Warum antworten Sie mir denn nicht, gnädiges Fräulein? Habe ich wieder einen Formfehler begangen?" hörte sie ihn sagen.

Es klang ihr so lieb und weich ins Ohr. Und wie sie scheu aufsah, da wunderte sie sich zum erstenmal, wie jung eigentlich der Professor war. Er konnte ja kaum sechs Jahre älter sein wie sie selbst.

„Zürnen Sie mir gnädiges Fräulein?"

„Ja, das heißt nein — nein doch, Herr Professor! Ich . . . ich wollte nur — nämlich — die Verhältnisse auf dem Schloß sind so eigentümlich, und da —" Sie verhaspelte sich immer mehr, und ihre Wangen färbten sich in immer tieferem Rot. Dabei hatte sie sich, um ihre

Verlegenheit zu betäuben, schon wieder in Marsch gesetzt und trippelte so schnell sie nur konnte vorwärts.

Gottlob, da war ja wenigstens schon das Rondell.

„Eigentümliche Verhältnisse auf dem Schloß? Aber davon habe ich ja nie etwas gehört."

„Und es ist doch so. Mein Gott, so quälen Sie mich doch nicht!"

Jetzt trippelte sie nicht mehr, sie lief fast. Und er trabte neben ihr her, daß der Rucksack auf seiner Schulter im Bersaglieri-Marschtempo klapperte. Plötzlich blieb sie hochaufatmend stehen. Verwirrt strich sie sich die Löckchen aus der Stirn.

„Das war aber wirklich eine kleine Kraftleistung," sagte er lächelnd.

„Ich, ich habe ja solche Eile, Herr Professor. Man vermißt mich sicher schon auf dem Schlosse. Die Prinzessin —"

„Die ist ja doch verreist."

Sie seufzte verzweifelt. „Sie kann ja aber — sie kann ja jeden Augenblick zurückkommen. Also adieu, Herr Professor!"

„Aber, gnädiges Fräulein —"

„Nein, es ist nicht gut, wenn ... wenn man uns zusammen sehen würde. Und ich — ich muß wirklich eilen."

Nur noch ein ganz, ganz kleiner, etwas schulmädchenhafter Knicks, wie ihn die Verlegenheit diktierte. Dann lief sie den Weg zum Schlosse weiter, erst ganz allmählich ihre Schritte mäßigend.

Und er lächelte seelenvergnügt hinter ihr drein.

— — — — — — — — — — — —

Als Prinzeß Anna Luise Schloß Juliana erreicht hatte, schlüpfte sie durch eine Seitenpforte hinein. Gottlob, es schien sie niemand von der Dienerschaft bemerkt zu haben.

Zuerst blieb sie im kühlen Korridor einige Augenblicke

ſtehen. Das Herz ſchlug ihr zum Zerſpringen. Dann huſchte ſie die Treppe hinauf. Sie mußte jemand haben, zu dem ſie ſich ausſprechen konnte. Vor der Thür der Frau Eberhard hielt ſie einen Moment inne. Aber nein, die gute alte Mama war diesmal doch auch nicht die Rechte! Und ſo nahm Prinzeß mit einem plötzlichen Anlauf die zweite Treppe und pochte an die Zimmerthür ihrer Hofdame.

Fräulein v. Gerdingen ſaß am Fenſter. Neben ihr lag ein Operuglas, und in der Hand hielt ſie eine Depeſche, die ſie ſoeben erhalten hatte. Als die Prinzeſſin ins Zimmer trat, ſteckte ſie das Telegramm ſchnell ein und erhob ſich ein wenig zeremoniös.

„Durchlaucht ſelbſt?“

Aber ſtatt jeder weiteren Auskunft flog ihr Anna Luiſe um den Hals und küßte ſie rechts und links auf die Wangen und dann auf die Lippen und ſchließlich noch auf beide Augen. Es war ein ganz verzweifelter Zärtlichkeitsausbruch. Und zwiſchen jedem Kuß bat ſie: „Biſt noch böſe? — Ich war wohl ſehr garſtig. — Liebe, liebe Hilda, du mußt wieder gut ſein!“ Und dann lachte ſie, und dabei liefen ihr die dicken Thränen über die Backen.

Endlich konnte Hilda ein wenig aufatmen, und ſie ſagte in ihrer ruhigen Weiſe ſofort: „Es iſt ja ſchon wieder gut, liebe Durchlaucht.“

„Wirklich, Hilda? Ganz gewiß und wahrhaftig?“

„Ganz gewiß und wahrhaftig!“ beſtätigte jene mit einem herzlichen Lächeln.

„Ach, wie glücklich bin ich! Nun zur Beſtätigung noch einen Kuß! So, Hilda, und nun hierher geſetzt und zugehört. Denn ich habe dir ja ſo viel zu ... zu beichten!“ Und ſie ſprudelte ihr großes Abenteuer heraus. Anfangs in lebhaften, ſich haſtig überſtürzenden Worten, dann ein wenig zögernd, unter ängſtlichem Aufſchauen, ſchließlich

wieder Mut gewinnend und raſch dem Schluſſe zueilend: „Ja und nun, liebſte, teuerſte, ſüßeſte Hilda? Und was ſoll ich armes Weſen eigentlich nun thun?“

Fräulein Hilda hatte zuerſt ein recht bedenkliches Geſicht gemacht. Ein paarmal hatte ſie den ſchönen Kopf, deſſen klaſſiſche Linien ſo eigenartig gegen die kleine Rokokoſchönheit, die ſich an ſie ſchmiegte, abſtachen, geſchüttelt, einmal auch ein erſtauntes, faſt erſchrockenes „Aber Durchlaucht!“ eingeworfen. Doch dann ſchien eine Wandlung in ihr vorzugehen. Sie lächelte leiſe vor ſich hin, ſie unterbrach nicht mehr, und als jetzt Prinzeßchen um ihren guten Rat bat, ſagte ſie ſogar: „Ja, wir müſſen eben überlegen, was zu thun iſt —“

„Hilda, Sie ſind die klügſte aller Freundinnen!“

„Jubeln Sie nicht zu früh, Durchlaucht. Sehen Sie, es bleibt doch gar nichts anderes übrig, als daß ich — ich bin ja ſo ungefähr in dem Alter und der Stellung, daß ich das kann — alſo als daß ich den Herrn Profeſſor zu mir bitten laſſe und ihm ſage, welchen Spaß ſich eine gewiſſe Prinzeſſin...“

„Um Gottes willen, das kann ja Ihr Ernſt nicht ſein, Hilda!“

Es ſchien wirklich, als habe die Hofdame ihren Vorſchlag nicht ganz ernſt gemeint. Sie legte zwar ihr Geſicht noch ein Weilchen in feierliche Falten, aber dann ſagte ſie plötzlich: „Wenn ich Sie recht verſtehe, Prinzeßchen, möchten Sie womöglich gar die Komödie noch etwas fortſetzen.“

Anna Luiſe faßte ganz erſchrocken die Hand der Freundin. „O nein! Ich würde ja vor Angſt vergehen, daß es doch herauskäme!“ Aber nach einigen Sekunden ſinnenden Niederblickens fügte ſie zaghaft und beklommen hinzu: „Schön wär's ja — zu ſchön! So einmal mit einem Menſchen, wie es der Profeſſor iſt, ſich offen aus-

ſprechen zu können, ohne daß er immer hundert Rückſichten auf die „Durchlaucht" nimmt, ſo einmal wirklich ein kleines Abenteuer erleben. Aber nein, es geht ja nicht. Es iſt ja unmöglich! Und du, die „korrekte" Hilda, du wärſt ſicher die letzte, die mir dazu verhelfen würde!"

Wieder lächelte Fräulein v. Gerdingen ihr olympiſches Lächeln, und dann gab ſie plötzlich der Prinzeſſin unaufgefordert, was höchſt ſelten vorkam, einen Kuß.

„Prinzeßchen, man kann nicht immer korrekt ſein. Mich faßt auch heute ſo etwas wie Abenteuerluſt. Das mag wohl der holde Frühling bringen. Da haben Sie meine Hand, wir wollen einmal gemeinſam über die Stränge ſchlagen!"

5.

Profeſſor Meyer war nicht im Schloß Juliana abgeſtiegen, trotzdem ihm Hauptmann v. Ellern doch ausdrücklich geſchrieben hatte, daß im Kavalierhauſe Zimmer für ihn bereit ſeien. Er hatte ſich bei dem Förſter das Oberſtübchen anweiſen laſſen, wie ein Touriſt, hatte ſein Rührei mit Schinken mit brillantem Appetit gegeſſen, wie ein Touriſt, und ſeinen Schoppen Landwein dazu getrunken, auch wie ein Touriſt.

„Etwas ſäuerlich," hatte er nur zu dem Förſter gemeint, als er den letzten Reſt einſchenkte.

Der war ein weit und breit als grob bekannter Mann und erwiderte: „Für das Geld können Sie keinen Johannisberger verlangen, Herr! Und wem's bei mir nicht gut genug iſt, der mag ſeinen Wein wo anders trinken."

„Im Gegenteil, ich liebe ja eben dieſen friſchen ſäuerlichen Geſchmack, Herr Förſter. Das iſt doch noch einmal reiner Wein, ohne Glycerin und ohne Zucker. Bitte, laſſen Sie mir drum gleich noch ein Schöppchen bringen."

Und zu dem zweiten Schöppchen hatte er den Herrn

Förſter eingeladen, und der hatte ihm allerlei vom Schloß und von Burg Felseck erzählen müſſen. Und der Profeſſor hatte immer ſtill und freundlich vor ſich hin gelächelt.

Mit der Beſichtigung ſeiner demnächſtigen Arbeitsſtätte ſchien er es nicht ſonderlich eilig zu haben. Ja, er meldete ſich heute noch nicht einmal im Schloſſe an. Erſt nachdem er in guter Ruh und Beſchaulichkeit ſein Mittagſchläfchen gehalten, ſchlenderte er in den Park hinüber, wanderte ein Stündchen durch die ſchattigen Gänge, immer wieder ab und zu zum Schloſſe hinüberſpähend, und ſuchte ſich endlich gegenüber der großen offenen Veranda in der Nähe des plätſchernden Springbrunnens ein Plätzchen. Dort ſetzte er ſich, zog ein Buch aus der Taſche und einen großen Bleiſtift, den er vorher Förſters Ernſt um zwanzig Pfennig abgehandelt hatte, und ſtrichelte in dem Buch herum.

Die Maler können nun einmal die Strichelei nicht laſſen.

Die Kunde von der Ankunft des Herrn Profeſſors war inzwiſchen natürlich längſt in das Schloß gedrungen nebſt ſeiner Perſonalbeſchreibung. Herr Eberhard fühlte ſich eigentlich etwas in ſeiner haushofmeiſterlichen Würde gekränkt. Er hatte zwar während des Baues von Burg Felseck ſchon alle möglichen Sorten von Künſtlern kennen gelernt, und bei jedem faſt irgend eine Schrulle mit in den Kauf nehmen müſſen. Aber daß einer der Herren ſo einfach auf die Gaſtfreundſchaft von Schloß Juliana verzichtete, wie dieſer Profeſſor Meyer, das war ihm denn doch noch nicht vorgekommen.

Immerhin hielt er es für ſeine Pflicht — gewiſſermaßen in Stellvertretung ſeines fürſtlichen Herrn — wenigſtens den Verſuch zu machen, den jungen Herrn ins rechte Fahrwaſſer und in die für ihn reſervierten Zimmer des Kavalierhauſes zu bringen. Als ihm daher von einem

der auf Posten gestellten Gärtnerjungen gemeldet wurde, es säße „einer" draußen an der Fontäne, das könne „er" sein, setzte er sein Käppchen auf, steckte die weißen Handschuhe zwischen Hemd und Weste — sie anzuziehen lohnte wohl nicht — und machte sich auf den Weg.

„Ich habe den Vorzug, mit Herrn Professor Meyer zu sprechen? Mein Name ist Eberhard, ich bin der Haushofmeister," redete er den Fremden an.

Dieser erhob sich ein wenig, lüftete dabei verbindlich den Hut und entgegnete: „Freut mich sehr, Ihre Bekanntschaft zu machen, Alterchen!"

Das ging denn doch über die Hutschnur. Herr Eberhard würgte ein wenig, ehe er sich wieder gefaßt hatte. Aber, dachte er schließlich, diese Künstler sind eben alle ein wenig verdreht, und man muß sie nehmen, wie sie sind — natürlich ohne sich etwas zu vergeben.

„Ich möchte dem Herrn nur mitteilen, daß die Zimmer längst bereit stehen."

„Für mich? Ach so, lieber Freund — nein, ich danke sehr: ich bleibe vorläufig beim Förster."

„Aber ich fürchte, Seine Durchlaucht werden ungehalten —"

„Das lassen Sie nur meine Sorge sein, Alterchen!"

Unfreundlich sprach der junge Mann ja nicht, durchaus nicht, nur entsetzlich unpassend. Man that jedenfalls gut, möglichst zurückhaltend zu sein.

„Wie es dem Herrn beliebt. Ich wollte nur meine Pflicht gethan haben," sagte Herr Eberhard daher reserviert, zog sein Käppchen und wollte sich entfernen.

Da aber stand der Professor plötzlich auf, legte ihm freundlich die Hand auf die Schulter und meinte: „Ich danke Ihnen jedenfalls bestens, lieber Herr Haushofmeister. Vielleicht ziehe ich später um. — Wie lange wird der Prinz denn verreist bleiben?"

„Ich denke, Durchlaucht kommen in fünf bis sechs Tagen zurück."

„So — so! Da müßte ich mich wohl vorher bei Ihrer Durchlaucht der Prinzessin melden lassen. Was?"

„Die gnädigste Prinzessin sind leider heute nachmittag recht unwohl geworden —"

Der junge Mann schrak sichtbar zusammen. „Das verwünschte Rennen!" stieß er hervor.

„Wie meinten Sie, Herr Professor?" Eberhard meinte, wirklich nicht recht verstanden zu haben.

„Ach, ich bin heute etwas scharf gegangen und habe mir ein wenig Seitenstechen geholt —"

„Da sollte der Herr Professor Arnika einreiben."

„Danke, danke, es hat nichts auf sich. Aber unsere Prinzessin" — er ist wirklich ein unverschämter Kerl, dachte der Alte, spricht von „unserer" Prinzessin — „aber unsere Prinzessin ist hoffentlich nicht ernstlich krank?"

„Wir haben doch vorsichtshalber nach dem Leibarzt geschickt, nach Welsungen."

„Ich werde mich jedenfalls gegen Abend nochmals erkundigen lassen. Glauben Sie wohl, verehrter Freund, daß ich mich bei der Hofdame — wie heißt sie doch gleich — persönlich erkundigen dürfte?"

„Fräulein v. Gerdingen trennt sich sicher auch nicht auf eine Minute von Ihrer Durchlaucht."

„So? Na, dann bitte, empfehlen Sie mich den Herrschaften."

Sprach's, nickte noch einmal recht freundlich, so mit einem ganz eigenen Gemisch von Freundlichkeit und Herablassung, und ging.

„Das ist denn doch der Tollste, den wir bisher hier gehabt haben," entschied sich Herr Eberhard. „Läßt sich empfehlen — der gnädigsten Prinzessin!"

— — — — — — — — — — — —

Krank war nun Prinzessin Anna Luise freilich nicht, obwohl sie wirklich fieberte, wie Herr Obermedizinalrat Doktor Fosch mit bedenklicher Miene feststellte. Er sprach sogar von „absoluter Bettruhe", verordnete ein Pülverchen und einen kalten Umschlag auf die durchlauchtigste Stirn und vernahm mit froher Genugthuung die feierliche Versicherung Fräulein v. Gerdingens, daß für alles bestens gesorgt werden würde.

Kaum aber hatte er das Krankenzimmer verlassen, so schleuderte Prinzeßchen die Seidendecke fort, sprang auf und lief ans Fenster, die fieberheiße Stirn an der Scheibe zu kühlen und — nach einem gewissen jungen Professor auszuspähen, der nun schon zum zweitenmal unten beim Kastellan erschien, um sich nach dem Befinden der hohen Patientin zu erkundigen.

Auch am nächsten Morgen, ehe er nach Burg Felseck emporklomm, sprach Professor Meyer noch einmal in Schloß Juliana vor und vernahm mit sichtlicher Betrübnis, daß Ihre Durchlaucht keine sonderlich gute Nacht gehabt zu haben scheine.

Während dieses halbamtliche Bulletin in dem vorderen Schloßportal abgegeben wurde, huschte hinten zu der Domestikenthür Anna Luise aber frisch wie ein Mairöschen heraus, und als der Professor oben bei Burg Felseck anlangte, fand er sie bereits auf der Steinbank unter der kühlen Vorhalle sitzen.

Er sah sie ein wenig erstaunt an, und sie war verlegen wie ein ertapptes Kind.

„Wiedergenesen?" fragte er nach der ersten Begrüßung.

Nun stutzte sie. Aber dann erwiderte sie hastig: „Ich, Herr Professor? Wer hat Ihnen denn gesagt, daß ich krank sei? Meine Prinzessin ist freilich nicht wohl —"

Er hatte den weichen Filzhut noch in den Händen und zerdrückte ihn unbarmherzig.

„Richtig — richtig, gnädiges Fräulein! Ihre Durchlaucht, das eitle, launiſche, unkluge Geſchöpf, iſt krank. Ich hörte es ja.“

„So ſchlecht dürfen Sie über meine Herrin nicht vor mir ſprechen, Herr Profeſſor!“ ſchmollte ſie.

„Aber ich wiederhole ja nur wörtlich, was Sie ſelbſt mir geſtern ſagten, gnädiges Fräulein. Sei's wie es ſei: jedenfalls bin ich glücklich, daß das Unwohlſein der kleinen Durchlaucht Ihnen einige Freiheit zu gönnen ſcheint.“

Anna Luiſe fühlte, daß ſie ſich auf keine Details einlaſſen dürfe, ohne in Gefahr zu geraten. Um das Geſprächsthema ſchnell zu wechſeln, fragte ſie daher: „Sie wollten gewiß die Stätte Ihres Wirkens in Augenſchein nehmen, Herr Profeſſor. Und, offen geſtanden, deshalb kam ich ſelbſt hierher — mit Erlaubnis meiner Durchlaucht. Nämlich, ich bin ja häufig dabei geweſen, wenn der Prinz ſeine Anſichten über die Saalfresken entwickelte. Und da meinte ich ... meinte die Prinzeſſin auch, es wäre vielleicht vorteilhaft —“

Der Filzhut hatte während der haſtigen Worte der kleinen Dame einen vergnügten Kreiſeltanz in den Händen des Profeſſors begonnen, und das Lächeln auf deſſen Lippen wurde immer fröhlicher. Er dachte: „Alle Wetter, kann die aber flunkern!“ ſagte aber endlich: „Das iſt ja wirklich ſehr, ſehr freundlich, Fräulein ... Fräulein v. Gerdingen. Ich bin ſehr dankbar. Indeſſen, heute möchte ich eigentlich nur Stimmung ſammeln. Stimmung, das wiſſen Sie ja jedenfalls, gnädiges Fräulein, iſt für uns Künſtler die Hauptſache.“

„Ach ja — Stimmung!“ wiederholte ſie. Und da er Miene machte, als ob er gern auf der Bank Platz nehmen wollte, ſo rückte ſie bis ans äußerſte rechte Ende, worauf er ſich ohne Weiterungen niederließ, aber nicht etwa am

entsprechenden linken Eck, sondern hübsch in der Mitte, ziemlich dicht neben ihr. Er sah das ohne Zweifel als günstig für das „Stimmungsammeln" an. Und wenn sie es auch ein wenig dreist fand, es gefiel ihr doch nicht übel.

Ueberhaupt gefiel ihr der jugendliche Künstler heute womöglich noch besser als gestern. Nicht nur äußerlich. Gerade als er nun zu erzählen begann, von allem möglichen, nur eigentlich etwas wenig von der Kunst — da erschien er ihr erst sehr liebenswürdig, dann ungeheuer „frisch", schließlich sogar äußerst „schneidig". Er mußte weit herumgekommen sein in der Welt auf seinen Studienreisen. Denn er erzählte fast in einem Atemzuge von der Alhambra und von Capri, und daß er am Nil Schakale gejagt und wie er einen tollen Ritt von Sofia nach Saloniki gemacht habe. Aber dann hob er plötzlich den Blick zu ihr, that einen tiefen, tiefen Atemzug und meinte: „Am schönsten ist es aber doch in der Heimat — wie die deutschen Frauen die schönsten und besten auf dem Erdenrund sind."

Das war doch wieder bedenklich. Erst rückte Anna Luise noch ein wenig mehr rechts von ihm ab. Da aber hier die Bank ein Ende hatte und es ihr schien, er rücke ihr nach, so stand sie zögernd auf. „Ich muß nun wohl nach der Prinzessin sehen," sagte sie gepreßt.

„Ach, lassen Sie doch die kleine hochmütige, launische Durchlaucht, gnädiges Fräulein."

„Aber Herr Professor..."

„Kranke überläßt man überhaupt am besten sich selbst. Langeweile ist ein halber Doktor. Und Sie wollten mir ja doch auch noch den Saal zeigen —"

Richtig! Das half nun nichts — das hatte sie einmal selbst gesagt.

So schritten sie denn durch die weite Vorhalle und die große Freitreppe hinauf. Er einen Schritt hinter ihr,

mit ſeinen Blicken ihre zierliche Geſtalt umſpannend. Und ſeine Augen leuchteten. Kein Wunder — Künſtleraugen!

Dann ſtanden ſie in dem gewaltigen Raum, deſſen getünchte weiße Wände noch des Meiſters harrten. Und ſie begann eifrig von der Einteilung des Gemäldecyklus zu ſprechen, von ſeinen Entwürfen.

Wunderlich, wie zerſtreut der Profeſſor war. Dann und wann that er eine Frage, die ſie gar nicht verſtand, faſt als ob er ſeine eigenen Skizzen vergeſſen habe. Wenn ſie dann verwundert aufblickte, meinte er jedesmal: „Ach ſo —"

Nun kam das rechte Seitenbild an die Reihe.

„Hier war der Prinz, glaube ich, mit Ihrem Entwurf nicht ganz einverſtanden."

„So? Das thut mir leid. Ja — was ſollte denn gleich hierher, gnädiges Fräulein?"

„Aber Herr Profeſſor!" Sie ſprach es ganz vorwurfsvoll. „Hier kommt ja unſere — die Ahnfrau des fürſtlichen Hauſes hin, die Gräfin Hartmute, die in ein Kloſter gehen wollte, weil ſie einem ungeliebten Manne die Hand reichen ſollte, und die dann —"

„Richtig — richtig! Die Gräfin Hartmute, die dann von dem Grafen Sizzo entführt wurde. Eine ſehr verſtändige Dame — finden Sie nicht auch, Fräulein... Fräulein v. Gerdingen?"

Sie ſtand da wie mit Blut übergoſſen. Nicht um ſeiner Worte wegen, ſie hatte deutlich gefühlt, wie ſeine Hand — freilich nur auf einen einzigen flüchtigen Augenblick — ihren Arm ſtreifte. Und es war nicht unabſichtlich geweſen — dieſer kleine, ſanfte, faſt zärtliche Druck.

„Hab' ich nicht recht, gnädiges Fräulein? Warum antworten Sie mir denn nicht? Würden Sie jemals einem ungeliebten Manne angehören mögen?"

Wie er ſo fragte und ihr dabei in die Augen ſah, da

wallte es in ihr heiß auf. Sie schöpfte tief Atem, und dann hob sie leicht die Hände und streckte sie wie abwehrend aus. „Nein — o nein!“ rief sie mit schmerzbebender Stimme. Ein leises Zittern überlief ihre schlanken Glieder, und sie mußte auf einen Moment die Augen schließen. Ihr war's plötzlich, als käme eine Ohnmacht über sie.

Auf dem Antlitz des jungen Mannes malte sich ein Ausdruck, wie von herzlichem Mitempfinden. Der impulsive Aufschrei war zu unverkennbar deutlich gewesen. Und wie er sie nun wanken sah, da erschrak er. Zärtlich stützte er sie und leitete sie vorsichtig bis zu einer der schlichten Holzbänke, die die Arbeiter noch hatten stehen lassen. Willenlos folgte sie. Und dann löste sich ihre Erschütterung in ein leises Weinen.

Ein ganzes Weilchen ließ er sie sich ausweinen. Er stand neben ihr, an einem der Pfeiler gelehnt, und betrachtete sie mit hellen, klugen Augen, als ob er auf dem Grunde ihrer Seele zu lesen, die tiefste Ursache des plötzlichen Umschlags ihrer Stimmung zu deuten und zu verstehen wüßte. Und dann setzte er sich wieder neben sie und nahm ganz ungeniert ihre Hand in die seine und sagte leise und doch mit einer gewissen eindringlichen Bestimmtheit, in der etwas Tröstliches lag: „Nun müssen Sie aber ruhig werden, ganz ruhig. Und es soll Sie niemand zwingen ... kein Mensch auf der Welt. Dafür will ich schon sorgen.“

Sie hatte ihm ihre Rechte gelassen, ohne daß sie eigentlich wußte, daß sie es that. Es war ihr nur so unsagbar wohlthuend, wie er ihre Hand in der seinen hielt und sie sanft streichelte. Aber als er nun zu ihr sprach, da schrak sie doch ein wenig zusammen, und mit einem schwachen, vergeblichen Versuch, ihm die Hand zu entziehen, sagte sie, ohne ihn anzublicken, trübe das Köpfchen schüttelnd: „Ach Sie, wie wollen Sie denn für mich sorgen?“

„Schauen Sie mich doch einmal an! Warum meiden ſie denn meinen Blick?“ fuhr er lächelnd fort. „So — ſo iſt's ſchon beſſer. Und nun wollen wir einmal weiter ſehen: wir ſind doch ganz gute Freunde geworden, ſo kurze Zeit wir uns erſt kennen. Nicht wahr, Fräulein... Fräulein v. Gerdingen.“

„Ja,“ hauchte ſie leiſe und zögernd.

„Nun alſo! Da müſſen Sie doch ein wenig Vertrauen zu mir haben.“ Er hielt noch immer ihre Hand feſt. „Und müſſen mich ruhig anhören. Aber nicht die Augen wieder niederſchlagen ... immer hübſch anſehen! — So, jetzt geht's ſchon ganz gut. Sehen Sie, mir ſcheint — als guter Freund darf und muß ich ja ganz offen ſein — man will Sie zu einer Ehe zwingen. Alle Wetter, das ließe ich mir auch nicht gefallen. Und daß Sie's nicht thun, das gefällt mir ſehr. Aber mit dem paſſiven Widerſtand allein iſt's doch nicht geſchehen. Am beſten wär's doch...“

Er unterbrach ſich plötzlich. Ein neuer Gedanke ſchien ihn zu packen, und zwar ein unerfreulicher, ſtimmungsfeindlicher. Einen Augenblick ſchwieg er, und dann ſtieß er plötzlich in verändertem Tonfall hervor: „Aber was rede ich da? Vielleicht entſpringt Ihr Widerſtand nur der Thatſache, daß Sie ſich ... daß Ihr Herz bereits einem anderen gehört? Habe ich recht?“

Zuerſt hatte ſie ihm wie in einem Traum befangen zugehört. Bei der plötzlichen Veränderung ſeiner Stimme aber war ſie erſchrocken. Sie entzog ihm die Hand und ſtarrte ihn wortlos an. Aber nur einen Augenblick. Dann lächelte ſie unter Thränen und ſchüttelte den Kopf.

Und da jubelte er auf und ergriff ihre Hand aufs neue und drückte ſeine Lippen auf die zarten Mädchenfinger.

6.

Fräulein v. Gerdingen hatte Gewiſſensbiſſe.

Sie hatte da auf eigene Hand eine kleine Komödie eingefädelt und war nun um den Ausgang beſorgt. Es war ſonſt gar nicht ihre Art, zu intrigieren, und ſie fragte ſich immer wieder, ob ſie auch nur die geringſte Fähigkeit dazu beſaß. Und wenn ihr Plan mißglückte und ihre Hoffnungen ſcheiterten — wie ſollte ſie es verantworten? Vor dem Prinzen, vor ihrer kleinen Durchlaucht und vor Ellern?!

Ellern war der letzte, der ihr den Anſchlag vergab, wenn er zum ſchlechten ausſchlug.

Da hatte ſie zwar ſeine Depeſche und holte ſich immer aufs neue Troſt bei ihr, aber hatte ſie den Inhalt des Telegramms auch richtig verſtanden? Handelte ſie ſinngemäß?

„Trafen Prinz W. auf Bahnhof. Hat Abſage nicht mehr erhalten, kommt inkognito. Letzteres nicht ſtören. Kennen lernen laſſen. Kommen umgehend zurück. E.“

„Inkognito nicht ſtören. Kennen lernen laſſen.“ Das waren die Worte, an die ſie ſich anklammerte. Aber wenn ſie nun daran dachte, daß jetzt wahrſcheinlich Prinz Wilhelm und ihre kleine Durchlaucht oben auf Burg Felseck eine Zuſammenkunft hatten, überrieſelte es ſie doch unheimlich. Würde das Prinz Ferdinand Karl auch billigen?

Und da war noch etwas anderes: ſie kannte den jungen Prinzen nicht, der unter der Maske des erwarteten Künſtlers daherzog und den ein Ungefähr zum Profeſſor geſtempelt hatte. Wie würde er die kindliche — vielleicht ſogar ein klein wenig kindiſche Art, in der Anna Luiſe ihm ſicher entgegenkam, auffaſſen? War er der Mann, die köſtliche Herzensnaivität ihres Lieblings und die Harm-

losigkeit der ganzen kleinen Komödie zu verstehen und zu würdigen?

Schließlich vermochte Hilda der folternden Unruhe nicht mehr Herrin zu bleiben. Sie nahm Hut und Schirm und machte sich selbst auch auf den Weg nach Burg Felseck.

Aber so leicht kam sie nicht aus Schloß Juliana fort. Auf dem Korridor schon begegnete ihr Frau Eberhard. Die gute alte Dame verließ sonst selten ihr Zimmer, und wenn sie's that, bedeutete das immer etwas Außergewöhnliches. So war es diesmal auch. Sie wollte nach dem kranken Prinzeßchen sehen, wie sie unruhig, mit hastender Stimme sagte.

„Durchlaucht befinden sich besser und haben einen kleinen Spaziergang gemacht. Ich bin, wie Sie sehen, soeben im Begriff, der Prinzessin zu folgen," sagte Hilda.

Die Alte nickte. Aber dann hielt sie die Hofdame fest und seufzte: „Ach, gnädiges Fräulein, ich mache mir so große Vorwürfe. Ich wollte schon immer mit Ihnen sprechen —" Sie schluckte einigemal, und dann fuhr sie fort: „Ich glaube, ich fürchte, ich habe eine große Thorheit begangen."

Frau Eberhard stand im ganzen Schloß in dem Ruf einer sehr verständigen Person, die der Herrschaft mit unerschütterlicher Treue ergeben war. Wenn sehr verständige Personen sich selbst — und in solchem Tone — einer großen Thorheit zeihen, ist das regelmäßig ernst zu nehmen. Das empfand auch Fräulein v. Gerdingen sofort, und so fragte sie nicht ohne Besorgnis: „Betrifft es die Prinzessin, Frau Eberhard?"

„Ja, ja doch, gnädiges Fräulein. Ich meinte es ja so herzensgut. Aber schließlich ließ ich mich doch von thörichten Erinnerungen fortreißen, von verjährtem Groll; es war die Zunge, die mit mir durchging."

Hilda zog die alte Frau in ihr Zimmer, und hier er-

zählte ihr diese unter vielfachem Stocken von der Mitteilung, die sie der Prinzessin gemacht, und die für die Hofdame die Erklärung der plötzlichen Veränderung in dem Wesen ihrer kleinen Herrin in sich barg. Und dann setzte die Greisin in flüsterndem, geheimnisvollem Ton hinzu: „Und, gnädiges Fräulein, gestern abend habe ich den Prinzen gesehen. Im Garten, und mein Eberhard lachte mich aus — es sei ein berühmter Maler. Aber meine Augen trügen nicht, und meine Erinnerung auch nicht. Wie der Vater sah er aus, aber doch auch wieder anders, besser, einfacher, natürlicher. Und da fiel mir erst recht aufs Herz, was ich vielleicht angerichtet habe. Kann's denn nicht gerade Gottes Wille sein, daß der Sohn gut macht, was der Vater Uebles zu thun gedachte?! Und wie kommt es mir zu, Vorsehung spielen zu wollen! Keine Ruhe hat es mir gelassen."

Keine Ruhe! Um die Ruhe Hildas war es nun erst recht geschehen. Vor ihrem Geiste tauchte schon wieder eine neue Gefahr auf: wie mußte es auf ihre arme Anna Luise wirken, wenn sie jetzt erkannte, daß ihr Professor der Prinz Wilhelm sei?

Sie fand kaum die Kraft, der alten Frau ein beruhigendes, tröstliches Wort zu sagen. Sie hastete förmlich aus dem Schloß und durch die sonnenbestrahlten Parkwege und den Hang zum Burgberg hinauf.

Unten, am Fuß des Hanges, war sie bereits an einer zweispännigen Kalesche, die dort unweit des Rondells hielt, vorübergekommen, ohne auf den Wagen weiter zu achten. Aber unmittelbar vor dem Eingang zur Burg überholte sie einen alten, sehr würdig ausschauenden Herrn, der, sich schwer auf seinen Stock stützend und sichtlich unter der mittäglichen Hitze leidend, langsam bergauf stieg. Als sie an ihm vorüber wollte, blieb er stehen und fragte, höflich den breitrandigen Panamahut ziehend: „Verzeihen

Sie, meine Gnädigste, bedarf es einer besonderen Eintrittskarte für die Besichtigung der Burg?"

„O nein, mein Herr," gab sie hastig zurück, nur von dem Wunsche beseelt, möglichst schnell loszukommen. Es wurde ihr aber nicht ganz leicht gemacht.

Der alte Herr sächselte ein klein wenig, nur so viel, wie es in den oberen Gesellschaftskreisen Dresdens Gebrauch ist. „Verzeihen Sie, meine Gnädigste," fuhr er fort. „Ich möchte nicht lästig fallen. Aber vielleicht darf ich doch fragen, ob es oben auch offen ist? Der Stationsvorsteher meinte nein, aber mein Kutscher meinte ja — er fährt nämlich öfter hierher. Und ich möchte nämlich gern gleich sehen, wie es oben in der Burg aussieht."

Dabei hatte der alte Herr aus der Tasche des Sommerüberziehers, den er über dem Arm trug, umständlich ein großes rotseidenes Taschentuch herausgezogen und trocknete sich die perlenden Schweißtropfen von der hohen Stirn.

Hilda beeilte sich, zu versichern, daß in der Burg in einzelnen Räumen des oberen Stockwerks noch gearbeitet werde, und der Eingang sicher ungehindert sei. Und dann eilte sie weiter.

Sie traf niemand in der Vorhalle, auch das große Treppenhaus war leer. Dumpf hallte ihr Schritt auf den granitenen Stufen. Aber als sie nun die Thür des Festsaales öffnete, da schrak sie heftig zusammen.

Drüben an der jenseitigen Wand, unterhalb der Holzgerüste, saßen auf einer Bank dicht nebeneinander zwei junge Menschenkinder. Und sie waren so vertieft in ihrer Unterhaltung, daß sie das Oeffnen der Thür ganz überhörten — sie küßten sich nämlich.

Wie nun jedoch Fräulein v. Gerdingen sich energisch räusperte, da fuhr die Prinzessin empor. Einen Augenblick stand sie wie versteinert, mit purpurübergossenen Wangen. Dann hob sie den rechten Arm gegen die Freun-

bin — mit einer rührenden Bewegung der Bitte, während sie die linke Hand in der des jungen Mannes neben ihr ließ. Und sie lächelte so glücklich, so selig.

Aber plötzlich erstarrte dies Lächeln. Wieder hatte sich die schwere Eichenthür geöffnet. Und eine gemütliche Stimme klang durch den Raum: „Verzeihen Sie, meine Herrschaften, ich störe doch nicht? Ich bin nämlich der Professor Meyer aus Dresden und habe den Auftrag —"

Weiter kam der gute alte Herr nicht. Denn er sah mit Erstaunen, daß sich die junge Dame dort drüben plötzlich von dem Herrn, der sie zärtlich umfaßt hielt, mit einer heftigen Bewegung losriß, daß sie, wie in sinnloser Flucht die Stufen zur Estrade emporhastete.

Und dann hörte er einen erstickten Aufschrei. Prinzessin Anna Luise war ohnmächtig zusammengebrochen.

7.

Auf Schloß Juliana herrschte helle Verzweiflung. Prinzessin Anna Luise lag zu Bett und war wirklich krank — recht krank, wie der Leibarzt versicherte.

„Ich sah es gestern schon kommen, Fräulein v. Gerdingen," meinte er mit würdevollem Lächeln. „Die Anzeichen waren für den erfahrenen Arzt ja ganz untrüglich. Hm! Ja! Wir werden ein kleines Nervenfieberchen erwarten müssen..."

Mit großen offenen Augen lag Prinzeßchen in ihren seidenen Kissen und sprach kein Wort. Es war, als ob sie die Sprache verloren hätte. Wenn der Arzt oder Hilda oder Frau Eberhard sie fragten, sie flehend baten, zu antworten, sah sie sie alle nur starr an, ohne sich zu regen.

„Hm! Ja! Eine heftige Nervenerschütterung. Hm, es scheint mir doch geraten, einen Spezialisten heranzuziehen. Ich werde an Professor Mende wegen einer Konsultation telegraphieren."

„Also wirklich, wirklich so gefährlich?“ hauchte Hilda erschüttert.

Der Leibarzt zuckte die Achseln. „Man kann nicht wissen, ich hatte gestern schon ernste Besorgnisse ... hm ... ja.“

Und er ging. Gut nur, daß ein Telephon im Schlosse war.

Rechts vom Bette saß Hilda Gerdingen, links Frau Eberhard, beide in heller Verzweiflung. Und gerade unter dem Krankenzimmer saß in heller Verzweiflung der Urheber alles Unheils.

Herr Professor Meyer aus Dresden aber saß nebenan bei einer Flasche kühlen Moselweins und einem kalten Huhn und schüttelte zwischen jedem Gläschen und jedem Knöchelchen das freundliche Haupt. Er konnte sich absolut keinen Vers aus dem Ganzen machen und war nahe daran zu glauben, er sei anstatt nach Schloß Juliana in eine Anstalt für Geisteskranke geraten.

Und der arme Prinz Ferdinand Karl sauste im Extrazug verzweifelt nach der Heimat zurück, und sein Adjutant wagte ihm kaum in die Augen zu sehen.

— — — — — — — — — — — —

Es war eine böse Nacht. Der Zustand Ihrer Durchlaucht hatte sich bis Mitternacht nicht verändert, konstatierte Doktor Fosch, als er gegen ein Uhr noch einmal im Krankenzimmer erschien. Dabei war die Körpertemperatur der Prinzessin nur wenig erhöht, und auch ihr Puls ging nur unbedeutend schneller, als bei einem normalen jungen Mädchen. Aber der Medizinalrat schüttelte gerade über diesen Umstand besonders bedenklich den Kopf.

Gegen halb zwei Uhr trat plötzlich eine unerwartete Veränderung ein. Prinzessin Anna Luise richtete sich auf, sie schnellte förmlich im Bett empor, und dann sprach sie.

Und was sprach die Aermste! Mit unnatürlich fester

Stimme sagte sie: „Ich möchte jetzt endlich mein Abendbrot haben — ein ordentliches Beefsteak und ein Glas Wein."

Hilda auf der einen, Frau Eberhard auf der anderen Seite waren emporgefahren. Freudig erschrocken ob dieser Wendung. Auch der Leibarzt, der im Nebenzimmer auf einem Lehnstuhl ein kleines Schläfchen gehalten hatte, kam herein. Auf seinem Gesicht malte sich Erstaunen, aber durchaus keine Erleichterung.

„Ich möchte essen! Ich habe Hunger . . . großen Hunger!" wiederholte die Prinzessin.

Die Frauen blickten den Arzt fragend an.

„Hm — ja, ein kleines Biskuitchen vielleicht und etwas Limonade."

Frau Eberhard wollte zur Klingel greifen. Aber die Prinzessin faßte mit einer energischen Bewegung ihre Hand. „Kein solch lächerliches Biskuit, liebe Eberhard! Ein Beefsteak will ich und ein Glas Wein."

„Durchlaucht wollen verzeihen, Durchlaucht sind ernstlich krank," fiel der Leibarzt ein.

Aber Prinzeßchen hörte gar nicht darauf. „Ein Beefsteak oder sonst etwas Ordentliches will ich. Soll ich denn verhungern?"

Kopfschüttelnd eilte die alte Frau hinaus, um in der Küche irgend einen Kompromiß zwischen Beefsteak und Biskuit zu finden. Auf dem Korridor traf sie den Pseudoprofessor, der, von innerer Unruhe gefoltert, rastlos über die dicken Teppiche wanderte.

„Wie steht's?" fragte er hastig. „Doch nicht schlimmer?"

„Nein, Durchlaucht haben soeben gesprochen."

„Endlich! Dem Himmel sei Dank! Und was denn, gute, beste Frau?"

„Ihre Durchlaucht haben Appetit —"

„Aber das ist ja vorzüglich. Was wünscht die Prinzessin denn —"

„Ein Beefsteak und ein Glas Wein. Aber der Herr Leibarzt —"

Einen Augenblick schaute der Prinz wie verprellt die gute Frau an. Dann aber faßte er sie um die Taille und schwang die Humpelnde, sich vergeblich respektvollst Sträubende jubelnd im Kreise. „Sie bekommen den Hausorden — weibliche Abteilung — mit dem Kochlöffel am Bande! Anna Luise will ein Beefsteak — ein Beefsteak! Warten Sie, ich komme mit in die Küche, sie soll ihr Beefsteak haben trotz allen Leibärzten der Welt!"

Drinnen im Krankenzimmer stand Doktor Fosch am Fußende des Bettes, das graue Haupt vornübergebeugt, mit sorgenvollem Ausdruck die Patientin betrachtend. Hilda v. Gerdingen rückte mit zärtlicher Sorgfalt die Kissen zurecht.

Die Prinzessin hatte sich jetzt ganz aufgerichtet. „Ich bin gar nicht krank!" sagte sie energisch.

„Durchlaucht irren: Durchlaucht sind krank! Hm — recht krank. Und man kann nicht wissen — jedenfalls müssen wir meinen Kollegen abwarten..."

„Sie irren, Herr Doktor! Ich bin nicht krank. Ich hatte nur zu denken, viel zu denken, und wollte mit meinen Gedanken allein sein, ungestört. Jetzt bin ich fertig, und nun will ich aufstehen und essen. Das weitere wird sich finden."

Der arme Geheimrat schlug verzweifelt die Augen gen Himmel. „Durchlaucht, Verzeihung, ich möchte Sie gern überzeugen: gerade dies Bedürfnis, so viel zu denken... hm, das ist krankhaft."

In Hilda dämmerte allmählich etwas wie ein kleines Verständnis des „Zustandes der Patientin" auf. Sie beugte sich zärtlich über sie, strich ihr die Locken aus der Stirn

und meinte: „Wir haben uns so um Sie geängstigt, liebe Prinzessin. Und nun bleiben Durchlaucht jedenfalls ruhig liegen, es ist ja mitten in der Nacht. Und essen kann man auch im Bett.“

Sie drängte den Leibarzt mit sanfter Gewalt aus dem Zimmer.

„Mach die Thür zu, Hilda — so!“ klang's vom Bett her. „Und dann komm zu mir und setze dich! Ich habe mit dir zu reden. Krank bin ich nicht — bewahre. Aber der Kopf thut mir doch 'n bißchen weh, weißt du. Und ein Wunder ist das ja nicht. Ich hab' ihn ja geradezu gefoltert all die langen Stunden hindurch. Aber nun weiß ich's ganz bestimmt: ich kann ihn nie — nie heiraten! Und da ich das weiß, bin ich ganz ruhig. — Laß nur! Widersprich nicht, Hilda!“ fuhr die Prinzessin fort. „Sieh mal, zuerst dachte ich nicht anders, als er sei ein Hochstapler, als sich der andere, der wirkliche Professor vorstellte; solch ein Betrüger, wie man sie dann und wann in der Zeitung geschildert liest. Und ich meinte, ich sollte in die Erde sinken, denn — er hatte mich geküßt. Aber sieh, Hilda, ich glaube fast, ich hätte das noch eher überwunden. Wie ich dann aber zur Besinnung kam, und du neben mir knietest und mir zuflüstertest, es sei ja alles gut, er sei ja Prinz Wilhelm, da kam erst der wirkliche große Schreck.“

„Aber, liebe Durchlaucht, dazu lag doch wahrhaftig keine Veranlassung vor. Der Prinz liebt —“

„Still, Hilda! Nein, er hat sein Spiel mit mir getrieben. Er hat gleich gewußt, wer ich war. Und das war nicht ehrlich... nein, das war es nicht.“

„Aber, liebe Prinzessin, für wen gaben Sie sich denn aus?“

Die kleine Durchlaucht seufzte schmerzlich. „Das ist's ja eben. Ich war auch nicht besser. Und eine Ehe auf

ſolchem Fundament aufgebaut — auf Lug und Trug — nein! Nimmermehr! Und wenn Papa kommt, ſoll er es ihm gleich ſagen. Ich will nichts mehr von ihm wiſſen —"

Hilda v. Gerdingen ſchien Ihre Durchlaucht doch noch etwas als Patientin zu betrachten. Sie faßte zärtlich die weißen Händchen und drückte die Prinzeſſin ſanft in die Kiſſen zurück. „Prinzeßchen, morgen iſt auch noch ein Tag. Dann werden Sie anders denken, Ihr Herz hat nicht umſonſt geſprochen."

Da ſchnellte Anna Luiſe aber wieder empor. „Du denkſt doch nicht etwa gar, daß ich ihn noch liebe?" wehrte ſie erregt, heftig ab.

Die Freundin wollte etwas erwidern, aber in dieſem Augenblick ging die Thür auf. Frau Eberhard erſchien, hochrot im Geſicht, in den Händen ein kleines Tablett tragend. Und die Prinzeſſin ſah dies kaum, als ſie auch ſchon rief: „Endlich! Habe ich aber einen Hunger —"

Es war nur ein Liliputbeefſteak, denn Frau Eberhard war ihrer Sache doch nicht ganz ſicher geweſen. Auch druckſte ſie jetzt ſichtlich und traute ſich nicht, etwas zu ſagen, was ſie auf dem Herzen hatte. Erſt als ſie ſah, daß ihr Prinzeßchen wirklich mit dem geſundeſten Appetit von der Welt aß, und als die größere Hälfte des kleinen Beefſteaks ſchon verſchwunden war, brachte ſie, immer noch zögernd, hervor: „Ich ſollte Euer Durchlaucht auch einen — einen recht ſchönen Gruß beſtellen" — die Prinzeſſin ſah auf — „von Seiner Durchlaucht dem Prinzen Wilhelm."

Patſch! Da lagen Meſſer und Gabel mitten auf der weißen Spitzendecke.

„Das — das hat er gewagt? Hilda, hörſt du nicht, Hilda?"

Einen Augenblick ſaß Prinzeß ganz ſtarr, während

Frau Eberhard mit zitterigen Händen Meſſer und Gabel wieder auf den Teller legte. Hilda antwortete nicht. Sie hatte nun wieder ihr olympiſches Lächeln.

Dann nahm Anna Luiſe plötzlich das Beſteck auf und fing ruhig an weiter zu eſſen. Und erſt als der letzte Biſſen erledigt war, fragte ſie: „Wo trafſt du denn den Prinzen, liebe Eberhard?“

Die Alte erzählte und Prinzeßchen hörte zu.

„Und er iſt wirklich mit dir in die Küche gegangen?“

„Gewiß. Und Feuer hat er auch anzumachen verſucht, es wollte aber nicht brennen.“

Jetzt kicherte Anna Luiſe ſchon leiſe.

„Und dem Ernſt, dem Kochgehilfen, wollte der Prinz helfen, denn der war ſo verſchlafen, daß er kaum aus den Augen ſehen konnte. Er kannte den Prinzen ja aber nicht, und da hätten ſie ſich beinahe gezankt. Dann kam der Chef ſelbſt und hat ſchnell das Beefſteak gebraten, und wie ſie dann ſahen, daß der Herr ſo leutſelig war, haben ſie ihm eine weiße Schürze umgebunden, und der Prinz hat ſich auslöſen müſſen mit einem Hundertmarkſchein.“

„Hundert Mark hat er für mein Beefſteak bezahlt!“ Diesmal kicherte Prinzeßchen laut.

„Und ich ſoll den fürſtlichen Hausorden bekommen mit dem Kochlöffel am Bande,“ fuhr Frau Eberhard fort.

Nun wurde aus dem Kichern ein helles Lachen. Und dann lehnte ſich Anna Luiſe plötzlich zurück, dehnte und ſtreckte ſich behaglich und ſagte: „Jetzt will ich ſchlafen.“

Fünf Minuten ſpäter war ſie wirklich eingeſchlafen. Aber als ſich unmittelbar vorher Hilda noch einmal über ſie beugte, hatte ſie halb im Traum geflüſtert, mit einem trotzigen Zucken um den Mund: „Und ich nehme ihn doch nicht.“

Und Hilda v. Gerdingen hatte ihr lächelnd einen Kuß auf die Stirn gedrückt.

Um acht Uhr früh rollte der Wagen des Schloßherrn vor die Rampe. Zugleich erschien im Portal Prinz Wilhelm. Er eilte an die Equipage, half dem Prinzen aussteigen, wollte ihm die Hand küssen und sagte dabei mit strahlendem Gesicht: „Teuerster Oheim, sie hat gegessen... ein ganzes Beefsteak!"

Da der arme Vater über alle Einzelheiten des traurigen Falls noch ununterrichtet war, so nahm er diese wichtige Mitteilung gar nicht mit dem Interesse auf, das sein Neffe vielleicht erwartet hatte. Er fragte vielmehr rein sachlich mit bekümmerter Miene: „Und jetzt? Schläft Anna Luise? Was meint der Arzt?"

Prinz Wilhelm gab Auskunft so gut er konnte. Und schon erschien auch Fräulein v. Gerdingen, die das Vorfahren des Wagens gehört hatte, in der Halle. Sie wechselte mit ihrem Bräutigam nur einen kurzen Händedruck; dann winkte der Prinz ihr, in sein Arbeitszimmer zu treten. Und hier mußte sie beichten. Und dann wurde sie entlassen, und Prinz Wilhelm kam an die Reihe. Und endlich Frau Eberhard. Und dann ließ der Schloßherr den Arzt bitten.

„Nun, lieber Rat?"

„Durchlaucht, ein höchst merkwürdiger, höchst interessanter und schwieriger Fall —"

„Der Fall, lieber Freund, interessiert mich nicht. Wie geht es meiner Tochter jetzt, das will ich von Ihnen hören?"

„O, das ist ja eben das Merkwürdige, Euer Durchlaucht. Gestern — man konnte wirklich nicht wissen — eine seltsame Nervenaffektion ... fast möchte ich sagen, eine Nervenstarre! Und jetzt ist die gnädigste Prinzessin ganz wohl — hm! ja — und hat mich fortgeschickt, weil sie sich ankleiden und Euer Durchlaucht begrüßen will."

Der Prinz lächelte. „Ich will selbst zu meinem Kinde —"

Aber er kam nicht dazu. Kaum hatte sich die eine Thür hinter dem Arzte geschlossen, so that sich die andere schon auf, und Prinzessin Anna Luise erschien im Zimmer mit niedergebeugtem Köpfchen, die Augen gesenkt.

Der Vater ging ihr entgegen. Er küßte sie auf die Stirn und hob ihr den Kopf in die Höhe, sah ihr in die thränenfeuchten Augen und sagte mit verstelltem Ernst: „Mein armes, armes Kind, ich weiß alles."

Er umfaßte sie und geleitete sie zärtlich zu einem Sessel. Dann setzte er sich ihr gegenüber, faßte ihre beiden Hände und streichelte sie.

Anna Luise schluchzte leise.

„Ja, mein armes Kind," begann der Vater nun, „ich weiß alles. Es ist ja sehr traurig — weine dich aus! Und dann wollen wir ruhig miteinander beraten, was zu thun ist. Nicht wahr, Kleine?"

„Ja, Papa!"

„Siehst du, mein Kind, ich gebe dir ganz recht. Du kannst ihn natürlich nicht heiraten —"

„Nein, Papa!" Es kam ganz, ganz weh heraus, und das Schluchzen verstärkte sich.

„Sieh einmal, Anna Luise, ich gestehe es dir offen, es war mir eine Herzensfreude, daran zu denken, daß ihr beide ein Paar werden würdet. Nun, die alte Eberhard ist mit ihrem Geschwätz dazwischen gekommen. So gut sie's meinte, es war sehr thöricht. Denn das mußt du mit deinem gesunden Menschenverstand einsehen, daß man eine Thorheit, meinetwegen auch etwas Schlimmeres, das der Vater begehen wollte, dem Sohne doch nicht aufs Kerbholz schreiben kann, besonders wenn dieser Sohn ein braver, ehrlicher Mensch mit dem Herzen auf dem rechten Fleck ist. Das hoffte ich, das wäre der Sohn. Aber du hast ja die entgegengesetzte Erfahrung gemacht, nicht wahr?"

Anna Luise hob das Haupt. Sie sah den Prinzen

erschrocken an. Auf ihren Lippen schien ein Einwurf zu liegen. Aber dann sank das Köpfchen wieder, wie verzagend, herab, und sie fing aufs neue an zu weinen, noch heftiger als vorher.

„Ich weiß ja, er kam doch, um dich zu werben und machte dann einem angeblichen Fräulein v. Gerdingen in bedenklicher Weise den Hof. Nun behauptet er zwar, er habe von Anfang an gewußt, wer Fräulein v. Gerdingen sei, aber solche leichtsinnige junge Männer behaupten —"

Unter Schluchzen und Weinen kam es heraus, aber doch recht bestimmt: „Nein, Papa, leichtsinnig ist er nicht gewesen."

„Nicht? Nun darüber läßt sich vielleicht streiten. Man könnte ja, wenn man übelwollend sein wollte, auch sagen, die kleine Komödie, die Anna Luise spielte, müßte mit gleichem Maße gemessen werden. Aber das ist nicht meine Meinung —"

„Doch, Papa, es war sehr, sehr unrecht von mir —"

„So? Nun gleichviel. Ich sehe ja, dein Entschluß ist felsenfest und du bist nicht umzustimmen. Nicht wahr?"

„Ja — nein — ja..." Anna Luise brach wieder in heftiges Weinen aus.

„Siehst du, armes Kind! Ich werde also meinem Neffen — übrigens, das muß ich dir doch sagen: er liebt dich wirklich sehr, und unter anderen Umständen hätte ich gerade die Art, wie ihr euch kennen lerntet, von Herzen willkommen geheißen — also ich werde Wilhelm sagen, daß du seine Neigung nicht erwiderst, oder besser, richtiger —"

Er schwieg einen Augenblick. Und dann erhob er sich, leise vor sich hin lächelnd, und drückte auf eine Schelle. Anna Luise bemerkte es gar nicht. Sie hatte beide Hände vor das Antlitz geschlagen, ihr zarter Körper bebte.

Der Vater zog ihr leise die Hände vom Gesicht und blickte zärtlich in die thränenüberströmten Augen.

„Du armes Kind," er nickte dem Eintretenden zu und hob den Finger an die Lippen, „es wird nicht anders gehen, du wirst es ihm selbst sagen müssen, daß du nie die Seine werden willst. Dreh dich einmal um, Anna Luise, er wartet auf deinen Bescheid."

Die Prinzessin schrak mit einem Aufschrei empor. Aber da hatte Prinz Wilhelm sie schon umfaßt. „Anna Luise, liebe Anna Luise, mache uns doch nicht mit so unnötigen Bedenken die Herzen schwer!"

Und er küßte sie auf Augen und Lippen, und sie lehnte ihr Köpfchen an seine Schulter. — —

Der Prinz war ein wenig zurückgetreten bis an seinen Arbeitstisch. Dort stand er nun und seine Augen wanderten von dem jungen Paare zu dem Bilde seiner Gemahlin, und auch in seinen Wimpern perlte es feucht.

Er ließ den beiden reichlich Zeit, sich „ohne Worte", wie er nachher meinte, zu verständigen. Nun aber trat er zu ihnen und küßte sie mit zärtlicher Innigkeit. „Seid glücklich, Kinder!" sagte er. Nichts weiter. Und sie standen eine geraume Weile eng umschlungen.

Endlich löste er sich sanft aus ihren Armen. Er wischte sich mit einem kleinen Lächeln die Thränen aus den Augen. „Kinder, wir wollen nicht zu egoistisch sein. Draußen harrt Ellern und seine Braut mit Zittern und Zagen der Entscheidung, denn ich habe ihnen etwas eingeheizt. Willst du deiner Hilda nicht selbst mitteilen, lieber kleiner Querkopf, daß du nun doch deinen Pseudoprofessor heiraten möchtest?"

Anna Luise nickte. Ihr Gesichtchen strahlte trotz des feuchten Schimmers, der noch in ihren Augen lag.

„Wir wollen beide gehen," sagte Prinz Wilhelm. „Ich bin Fräulein v. Gerdingen ja noch zu besonderem Dank verpflichtet."

Plötzlich kam etwas wie die alte Schalkhaftigkeit über die Prinzeſſin. Sie machte einen kleinen zierlichen Knicks vor ihrem Bräutigam und hob ein wenig den Arm, wie um ihn in den ſeinen zu legen. „Wenn ich bitten darf, Herr Profeſſor.“

Prinz Ferdinand Karl hatte auf den Knopf der elektriſchen Klingel gedrückt. Er wollte wohl Hauptmann v. Ellern und Hilda herbeibitten laſſen. Aber der im Vorgemach harrende Diener mußte mißverſtanden haben. Gerade als das junge Paar das Zimmer verlaſſen wollte, riß er die Thüre auf; hinter ihm erſchien eine altersgebeugte Geſtalt mit wallenden grauen Locken, und er meldete: „Herr Profeſſor Meyer!“

Prinzeßchen Braut kicherte, Prinz Wilhelm lachte, der Schloßherr aber ſchritt mit dem gewohnten huldvollen Lächeln auf den eintretenden Künſtler zu und reichte ihm die Hand: „Willkommen, lieber Meiſter, auf Schloß Juliana! Herzlich willkommen als unſer Glücksbringer!“

Elefanten bei der Arbeit.

Skizze aus Hinterindien. Von R. Immann.

Mit 13 Illustrationen.

(Nachdruck verboten.)

Seit wir Deutsche afrikanische Kolonien haben, in denen es noch zahlreiche wilde Elefanten giebt, hat das Interesse für diese gewaltigen, leider durch englische Sportsmen massenhaft hingemordeten Riesentiere aus praktischen Gründen neue Nahrung gefunden. Es hat sich bereits eine Gesellschaft gebildet, die sich das Halten und Zähmen von Elefanten und anderen großen Tieren der Tropenwelt zur Verwendung bei nützlicher Arbeit zur Aufgabe stellt. Als nachahmenswertes Beispiel schwebt uns Indien vor, wo die Engländer seit einer Reihe von Jahren die Elefanten nicht mehr allein als Paradetiere, als Beförderungsmittel oder bei großen Jagden zu benutzen pflegen, sondern sie bei Bauten und ganz besonders bei dem Fortbewegen großer Baumstämme aus den Waldungen zur Arbeit benutzen. Heutzutage ist der Wasserfall nicht mehr allein ein sehenswertes Naturschauspiel, das zum Schmuck einer Landschaft dient, sondern er wird auch in praktischer Weise als Kraftquelle ausgenützt. Ganz ähnlich verhält es sich mit den größten noch lebenden Tieren der Erde.

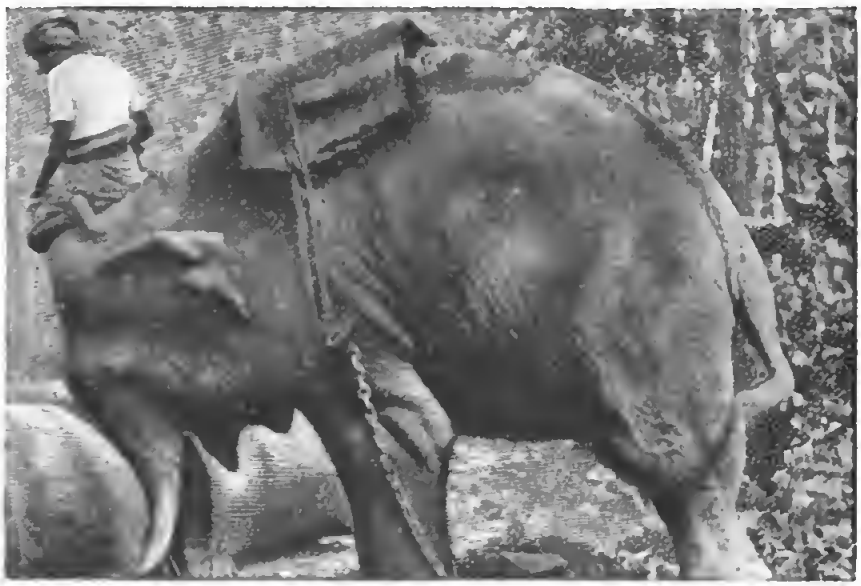
Der asiatische und der afrikanische Elefant haben in

ihrem Körperbau bedeutende Verſchiedenheiten, die dem aufmerkſamen Beobachter ſchon bei dem erſten Blick auffallen müſſen; der Afrikaner macht bei weitem nicht den majeſtätiſchen Eindruck wie der Indier, ſeine Erſcheinung iſt unſchöner, der Leib kürzer, aber höher, der Rüſſel iſt

Der Elefant hilft ſeinem Wärter beim Aufſtieg.

dünner und die Ohren ſind bei weitem größer, die Bruſt iſt ſchmaler und die Beine ſind häßlicher. Der Vollkommenere von beiden, der Leiſtungsfähigere und vielleicht auch der Klügere iſt der indiſche; indeſſen iſt darüber kein Zweifel vorhanden, daß auch der afrikaniſche zu gewaltigen Arbeitsleiſtungen herangezogen werden könnte, wenn nicht die Kunſt, ihn zu zähmen, verloren gegangen wäre. Geſchichtlich iſt feſtgeſtellt worden, daß die Karthager ihn vielfach

gebraucht und gezähmt haben; wahrſcheinlich gab es früher wilde Elefanten auch am Atlas. In der Schlacht bei Raphia, 217 v. Chr., ſtanden 73 gezähmte afrikaniſche Elefanten des ägyptiſchen Königs Ptolemäus Philopator gegen 102 indiſche des ſyriſchen Königs. Die Karthager brachten zahlreiche afrikaniſche Elefanten nach Spanien, und Hannibal führte mehrere mit ſich auf dem berühmten



Der Elefant rollt einen Baumſtamm durch den Wald.

Uebergange über die Alpen; hierbei kamen indes alle bis auf einen oder zwei um. Reſte der Gebeine eines derſelben will man jüngſt in Italien entdeckt haben. Die römiſchen Schriftſteller Plinius und Livius, ſowie Strabo, berichten, daß die indiſchen Elefanten den afrikaniſchen an Stärke und Mut überlegen ſeien. Man vermißt an letzteren den Ausdruck der geiſtigen Vollkommenheit, welcher die indiſchen Verwandten in ſo hohem Grade auszeichnet, würde ihnen jedoch entſchieden unrecht thun, wenn man daraus folgern wollte, daß ſie der Erziehung und Abrichtung unfähig wären. Sie dürften nicht ſo Erſtaunliches wie ihre indiſchen Vettern, ſicherlich aber noch immer

außerordentlich viel leisten. Die Römer, die das Erbe der Karthager antraten, hatten die afrikanischen Elefanten unter anderem gelehrt, Buchstaben mit einem Griffel zu zeichnen, auf einem schräg gespannten Seile auf und ab zu gehen, zu vieren auf einer Sänfte einen fünften zu tragen, welcher den Kranken vorstellte, nach dem Takte zu tanzen und an einer prächtig besetzten Tafel aus Gold- und Silbergeschirr mit aller Beobachtung der feinen Sitte und des Anstandes zu speisen.

Elefanten stapeln Teakholzbalken auf: Das Herbeischleppen.

Die beifolgenden Abbildungen, die einen Beweis davon ablegen, wie vielseitig man in Indien die gewaltige Kraft des

Elefanten auszunützen gelernt hat, sind keine Phantasiegemälde, sondern Photographien nach der Wirklichkeit, und dürften daher allseitiges Interesse beanspruchen.

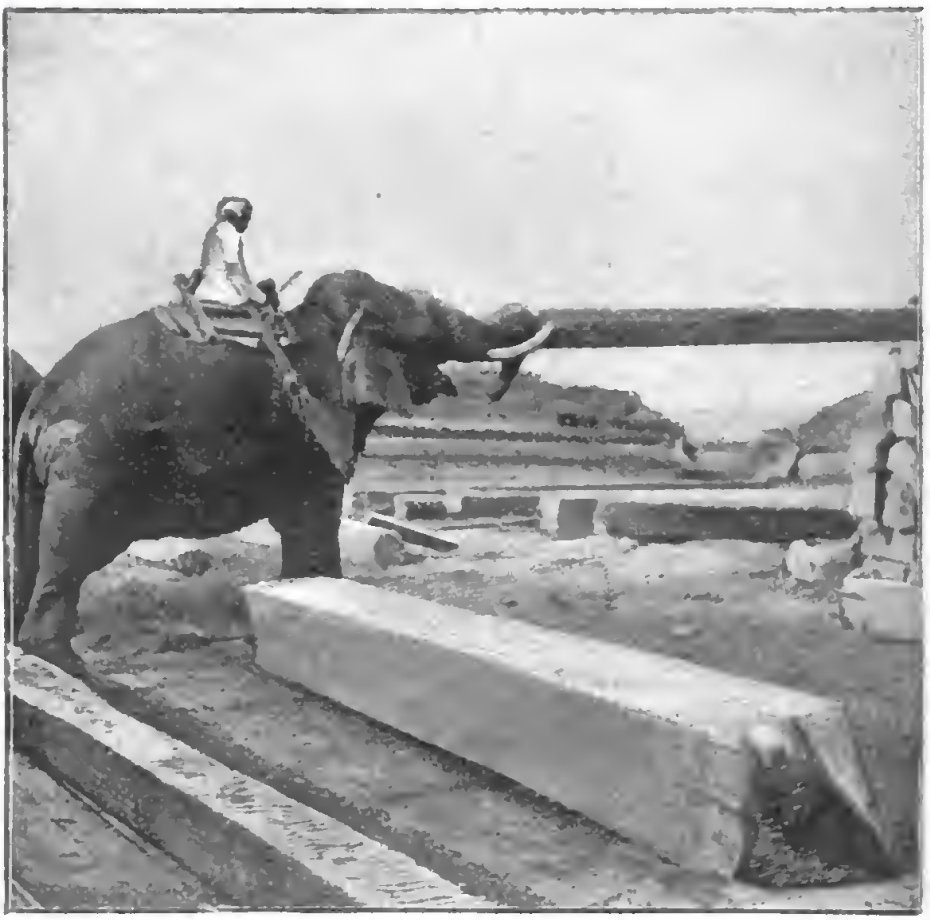
Der Lenker (mahout) besteigt sein Tier unter eigener

Der Elefant lehnt den Balken gegen den Stapel.

Beihilfe desselben. Der Koloß erhebt seinen rechten Vorderfuß und giebt demselben, sobald der Lenker hinaufgestiegen ist, einen Schwung, worauf der Mahout seinen Sitz auf dem Kopfe einzunehmen im stande ist.

Der wertvollste Baum in Hinterindien ist der Teakbaum, dessen Holz wegen seiner eisenharten Struktur schwer zu bearbeiten und noch schwerer fortzuschaffen ist.

Der Elefant ist darauf abgerichtet, einen viele Zentner wiegenden Stamm mit Hilfe seiner Stoßzähne im Urwald fortzuschieben. Sobald man eine Lichtung erreicht hat, spannt man den Elefanten an, der dann den Stamm bis



Der Elefant schiebt den Balken in die richtige Lage.

an den Fluß schleppt, wo er von kleinen Dampfern weitergeschafft wird. Teakholz findet auch bei deutschen Kriegsschiffen mehrfach Verwendung, bei Eisenbahnwagen und wertvollen Gebäuden. In London kostet der Kubikfuß fünf Mark im Kleinhandel. In Hinterindien giebt es große Dampfsägefabriken, in denen der Teakbaum zu Balken verarbeitet wird. Dieselben sind so lang, daß man zum Aufstapeln derselben auf große Haufen zwei

Elefanten verwenden muß; die Tiere verrichten hierbei ihre Arbeit faſt ohne Beihilfe der Mahouts, indem ſie ſich gegenſeitig unterſtützen und die gewaltige Laſt nur mit dem Rüſſel tragen. Einzelne heben dann die Balken am leichteren Ende empor, lehnen ſie gegen den Stapel-

Wie der Elefant kleinere Blöcke trägt.

haufen und bringen ſie durch Schieben zuletzt in die richtige Lage.

Das Mc Gregorſche Dampfſägewerk in Rangun beſchäftigt gegen 130 Elefanten, welche dort die Stelle von vielen hundert Arbeitern, die ſonſt nötig wären, einnehmen. Die männlichen Tiere, die bedeutend ſtärker ſind und dank ihren Stoßzähnen beſſer arbeiten können, koſten 2000 bis 4000 Mark, die weiblichen, die nur ſchleppen, ungefähr die

Hälfte. Ihre Nahrung beſteht aus Reis in der Schale und Gras. Mit fünfundzwanzig Jahren beginnen ſie zu arbeiten und werden häufig über hundert alt. Mit ſiebzig Jahren ſteht der Elefant in ſeiner Vollkraft; er kann dann einen Stamm heben, der eine halbe Tonne wiegt,

Einladen von Baumſtämmen auf der Aſſam-Eiſenbahn.

und Bäume ſchleppen, die drei Tonnen ſchwer ſind. Die Klugheit der Tiere geht ſo weit, daß man ſie auch dazu verwendet, die Stämme unter die Kreisſäge zu ſchieben; dabei kommt es nie vor, daß ſie verletzt werden, ſie ſind ſo vorſichtig, daß ſie aufhören, ſobald der Stamm zu kurz geworden iſt, und ſobald ſie ſich der Säge zu ſehr nähern. Wenn die Mittagsglocke erſchallt, laſſen ſie unfehlbar ihren

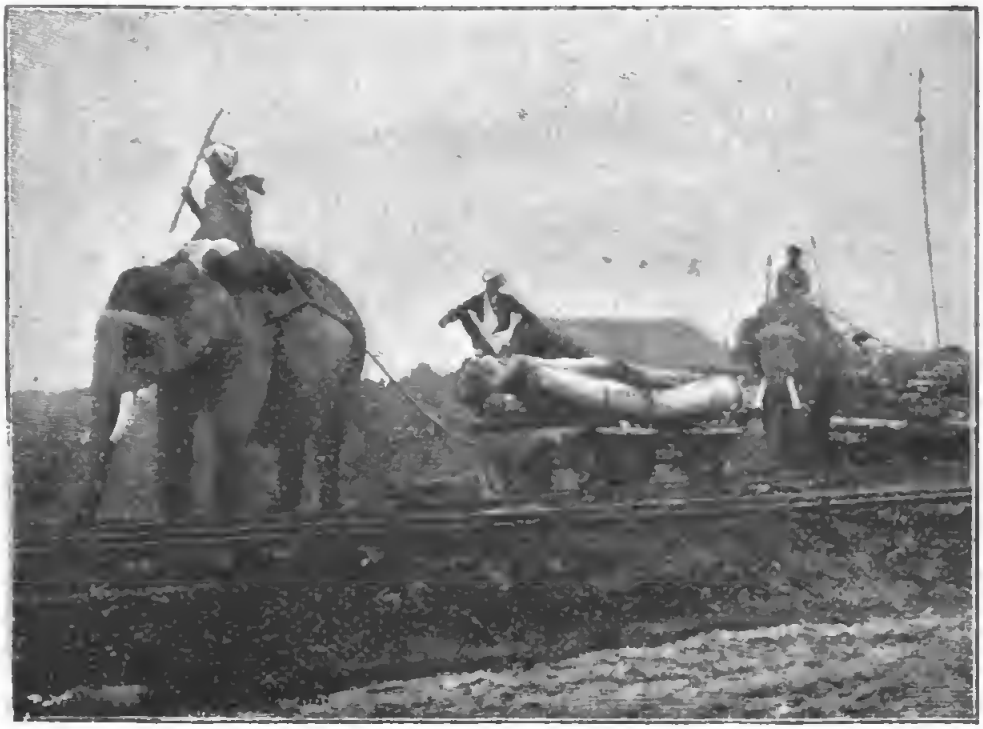
Baum fallen, trompeten laut und bezeigen durch Springen und Tanzen ihre Freude über die ihnen bevorstehende

Elefanten bei der Arbeit im Walde.

Fütterung. An einen zu schweren Baum wagt der Elefant sich nicht; sollte der Mahout darauf bestehen, daß er

die Arbeit übernimmt, ſo holt er einen Kameraden herbei und beide vollbringen dann das Werk. Wenn ſie eine Brücke mit einer Laſt überſchreiten müſſen, überzeugen ſie ſich erſt davon, daß das Bauwerk ſolide genug iſt, ſie zu tragen. Kleinere Holzblöcke legen ſie wohl auf ihre Stoßzähne und halten die Laſt mit dem Rüſſel feſt.

Die außerordentliche Klugheit des Elefanten zeigt ſich



Elefanten an Stelle von Lokomotiven.

in manchen kleinen Zügen, welche die engliſchen Aufſeher und Ingenieure bei den Sägemühlen und Bahnarbeiten in Hinterindien beobachtet haben. Der Elefant arbeitet oft mit einem tiefen Verſtändnis für das, was geſchehen muß, und übertrifft an Verſtandesſchärfe nicht nur das Pferd und den Hund, ſondern auch manchen Menſchen. Bei dem Aufſtapeln der ſchweren Hölzer iſt ſein Augenmaß ſo vortrefflich, daß er nicht zu viel und nicht zu wenig Kraft anwendet, um zum Ziele zu gelangen, er

tritt sogar ein paar Schritte zurück, als ob er abschätzen wolle, wie groß die Entfernung ist, und trifft dann sicher das Richtige. Manche Elefanten werden nachts auf der Weide gelassen; sie schleppen dann eine schwere Eisenkette mit sich herum, die auf dem Boden eine sichtbare Spur hinterläßt und zeigt, wohin sie gegangen sind, sollten sie einmal Lust haben, einen „Nachtbummel" in die Wildnis zu unternehmen. Es kommt aber vor, daß Elefanten, um keine Spur zu hinterlassen, die Kette mit dem Rüssel aufheben und meilenlang vorsichtig auf den Stoßzähnen tragen, so daß niemand wissen kann, wo sie in der Nacht gewesen sind.

Um andere Tiere bekümmern sich die Elefanten wenig, sie halten sie des Umgangs scheinbar nicht für würdig; manche sind ihnen auch widerwärtig und unangenehm, besonders Mäuse, vor denen die Kolosse zittern; auch die kleinen siamesischen Pferde werden von ihnen gemieden und verabscheut. Im nördlichen Siam sind die Arbeitselefanten meistens in den Händen von Unternehmern, von denen mehrere an hundert besitzen, die sie wieder an andere Unternehmer, Baumeister und Kaufleute vermieten. Nachts werden die Tiere dort vielfach in die Dschangeln, das Dickicht an den Flüssen, oder in einen Wald, in dem kein Wassermangel herrscht, getrieben, wo ihr Herr weder Stallmiete noch Futtergeld für sie zu zahlen braucht; die Elefanten ernähren sich dort kostenlos selber. Am nächsten Morgen sucht sich jeder Mahout sein Tier, jeder Elefant kennt seinen Lenker, meistens kommen sie schon von selbst auf ihn zu. Es kommt indessen auch vor, daß einzelne keine Lust haben, zu arbeiten; dann verstecken sie sich wie Kinder, die nicht in die Schule gehen mögen. Ein Elefant, der arbeitsscheu war, verbarg sich, so erzählen englische Blätter, drei Tage in einem dichten Gehölz, das ganz in der Nähe lag, um nicht arbeiten zu müssen; nach

Ablauf dieſer Friſt, nachdem er ſich genug ausgeruht hatte, kehrte er ſtillſchweigend und geduldig zurück. Zeigt ein Elefant große Unluſt zur Arbeit, ſo ſchickt man wohl einen der größten und ſtärkſten Kameraden zu ihm, der ihn herbeiholt und zur Arbeit anhält; es iſt, als ob dieſer ihm gütlich zurede, auch der Störrigſte wird gewöhnlich beſänftigt, wenn ihn ein paar große Brüder in die Mitte

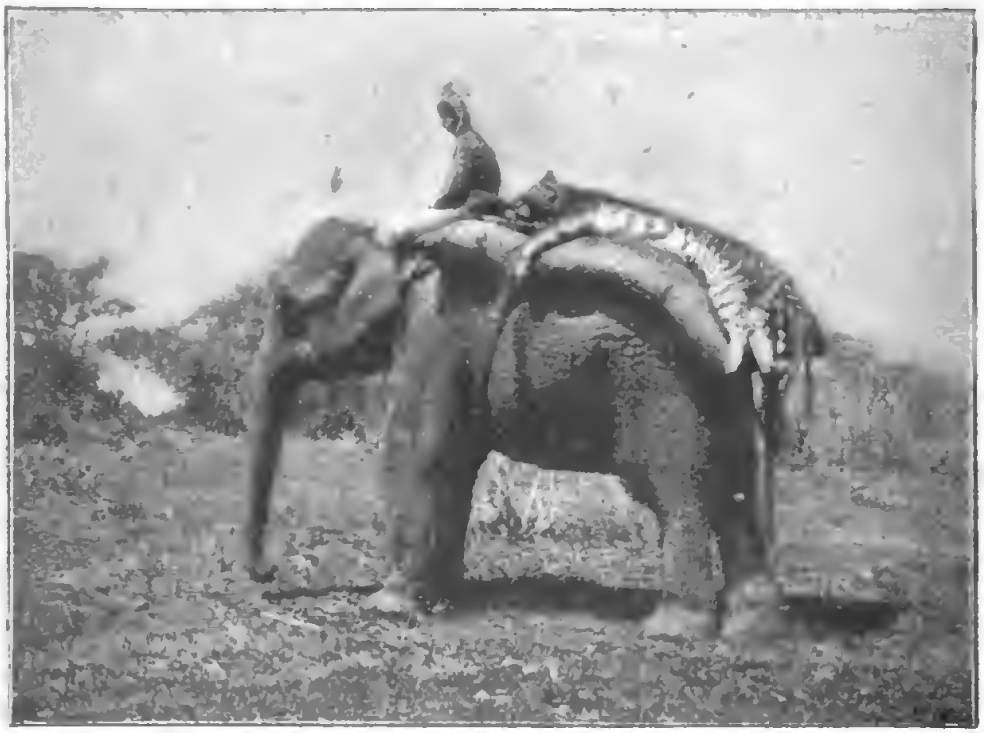
Der Elefant als Poſtbeamter.

nehmen und zur Pflicht antreiben, meiſt durch ſanfte Rippenſtöße mit den Stoßzähnen. Selten leiſtet der Schwächere dem Stärkeren ernſtlichen Widerſtand, er weiß, daß er im Kampfe doch erliegen wird; aber Elefanten von ungefähr gleicher Kraft fechten nicht ſelten einen Zweikampf aus, der damit endet, daß der eine oder der andere Stoßzahn abgebrochen wird.

In Aſſam wurde die Haupteiſenbahn nebſt vielen Nebengeleiſen unter Aufſicht der Ingenieure faſt ganz von Elefanten gebaut. Sie rollten die Baumſtämme nach der fertigen Strecke, hoben ſie in die Arbeitswagen und ver-

richteten auch oft die Dienste von Lokomotiven und schleppten die beladenen Wagen zur Hauptstation. Bei großen Ueberschwemmungen, wie sie in Assam, in Birma und Siam nicht selten auftreten, dienen sie auch als Postbeamte, indem sie Briefe und Pakete in die Dörfer tragen, deren Straßen unter Wasser stehen.

Der Mahout übt natürlich den größten Einfluß auf



Ein Jagdelefant trägt eine erlegte Tigerin nach Hause.

den Elefanten aus, sobald sich beide gut verstehen, was indessen nicht immer der Fall ist. Einen groben, unfreundlichen und rohen Menschen haßt der Elefant, und zu gelegener Zeit giebt er seinen Empfindungen Ausdruck: entweder ignoriert er den Lenker trotz aller Zurufe, ja trotz aller Mißhandlungen und wird allmählich völlig unlenksam, oder er schüttelt sich eines Tages so fürchterlich, daß der Mahout herabstürzt, und dann nimmt er den Fuß und zerdrückt die unliebsame Persönlichkeit wie einen Wurm.

An Beiſpielen aus der Praxis fehlt es nicht; das Amt eines Lenkers bleibt immerhin ein gefährliches, da nicht wenige ſonſt ruhige und gutartige Tiere an plötzlichen Wutanfällen leiden, die nicht vorauszuſehen ſind. Im allgemeinen iſt das Verhältnis zwiſchen beiden ein gutes,

Wanderndes Theater in Myſore.

und um ſo beſſer iſt es, je vorſichtiger der Mahout auftritt, je freundlicher er ſeinen Rieſen behandelt.

Ein großer Elefant hatte lange einen Treiber gehabt, an deſſen leiſe Stimme er gewöhnt war; er liebte den guten, freundlichen Menſchen und gehorchte jedem ſeiner Winke. Als an ſeine Stelle ein laut ſcheltender Mahout getreten war, verweigerte der Rieſe den Gehorſam, wurde ſtörriſch und mußte bald ganz entfernt werden, da man

ihm nicht mehr traute. Elefanten, die besonders für Tigerjagden verwendet werden, sind für andere Dienste weniger brauchbar, sie sind gröber, unlenksamer und wilder als die anderen. Unsere Abbildung zeigt ein Jagdtier, das mit einer sehr großen Tigerin heimkehrt, die in Assam erlegt wurde. Es giebt Mahouts, die eine besondere Geschicklichkeit darin besitzen, auch die bösartigsten Tiere zu zähmen; diese Treiber sind natürlich sehr gesucht und erhalten oft das Doppelte an Lohn wie die anderen, deren Arbeit meist recht geringfügig ist.

Wie unter den frei in der Wildnis lebenden Elefanten die einsamen Hagestolze am meisten gefürchtet werden, die sich von der Familie abgesondert haben, so sind auch unter den zahmen die ungeselligen Tiere am schwersten zu behandeln, welche die Einsamkeit vorziehen und ein unfreundliches, störrisches Temperament haben. Diese letzteren haben von Zeit zu Zeit, wie es scheint, das dringende Bedürfnis, sich auszutoben und alles zu zertrümmern, was ihnen in den Weg kommt. Einem solchen Riesen gelingt es oft, binnen kurzem ein halbes Dorf zu zerstören; die leichtgebauten Hütten der Eingeborenen stößt er wie Kartenhäuser zusammen, verwüstet die Zäune, reißt Obstbäume aus und zerstampft die Kornfelder in wilder Wut. Dann eilen die Dorfältesten, ihre Tantams schlagend, von allen Seiten zusammen, und man schleudert Steine und Spieße nach dem rohen Gesellen, bis er abgezogen ist; sein Herr muß die Kosten tragen.

Am Hofe des Maharadscha von Mysore hatte man unlängst bei Gelegenheit einer Hochzeitsfeier auf den Rücken zweier nebeneinander wandelnden Riesentiere ein zwölf Fuß langes und breites Gerüst errichtet, auf dem vier Tänzerinnen Vorstellungen gaben. Bei Fackellicht und bengalischer Beleuchtung nahm dies wandernde Theater am Umzuge bei der Hochzeitsprozession teil. Die Tiere

mußten ganz vorzüglich dressiert sein, daß sie stets dicht beisammen blieben, sonst hätte das Gerüst das Gleichgewicht verloren, und die Tänzerinnen hätten einen Riesensprung auf den Erdboden ausführen müssen.

Auf Ceylon war bei einem Hausbau unlängst ein Elefant dazu abgerichtet, dem Maurer zu helfen; während dieser den Mörtel zurecht packte, legte das Tier einen schweren Steinblock darauf, und zwar so vorsichtig und genau, daß selten etwas daran zu verbessern war. Der gescheite Elefant prüfte seine Arbeit selbst und schob mit Rüssel und Stoßzahn an dem Stein herum, bis er in die richtige Lage gekommen war. Natürlich hat sich auch das englisch-indische Heer die Stärke und Klugheit des Elefanten zu nutze gemacht, und es giebt dort Elefantenbatterien, das heißt

Eine Elefantenbatterie.

Batterien, bei denen die Geſchütze von Elefanten gezogen werden. Dieſe ſind beſonders in den Grenzkriegen in Berg und Urwald außerordentlich verwendbar, denn der Elefant dringt durch Dickichte, die kein Pferd mehr paſſieren kann.

Hoffentlich gelingt es deutſchem Fleiße und deutſcher Ausdauer, den oſtafrikaniſchen Elefanten in ähnlicher Weiſe in unſeren Kolonien zu Kulturzwecken heranzuziehen, wie es die Engländer in Indien gethan haben.

In Feuersgluten.

Eine Schilderung berühmter Brandkataſtrophen.

Von **A. Kreuzer.**

Mit 10 Illuſtrationen.

(Nachdruck verboten.)

Wohl jeder hat ſchon einmal Gelegenheit gehabt, eine Feuersbrunſt — wenn auch nur von ferne — anzuſehen und ſich davon zu überzeugen, wie wahr und treffend die berühmte Schilderung iſt, die Schiller in ſeiner „Glocke“ von den Schrecken einer ſolchen entworfen hat. In früheren Zeiten waren die Brandkataſtrophen natürlicherweiſe noch viel häufiger und furchtbarer als heutzutage, da das Feuerlöſchweſen ſich nur ſehr langſam zu ſeiner gegenwärtigen Vollendung und muſterhaften Organiſation entwickelt hat.

Von den Feuerlöſchanſtalten der Alten iſt überhaupt nur wenig bekannt, aber dies Wenige läßt darauf ſchließen, daß ſie auf die primitivſten Vorkehrungen beſchränkt geblieben ſind. In Deutſchland begegnen wir den erſten Anfängen einer Feuerordnung erſt im 13. Jahrhundert, und hier, wie in den übrigen Kulturländern Europas, kam man auf dieſem Gebiete nur ſehr langſam vorwärts. Zu Anfang des 16. Jahrhunderts wurden die Feuerſpritzen eingeführt, gegen Ausgang des 17. Jahrhunderts die

Schläuche und Zubringer, und die erste Bildung militärisch organisierter Feuerwehren ist erst vor einem halben Jahrhundert erfolgt. Es kann daher nicht wunder nehmen, daß alle alten Städtechroniken voll sind von solchen Unglücksfällen, die entweder Blitzschlag oder böswillige Brandstiftung, Unvorsichtigkeit und andere Zufälle als Ursache hatten. Hinzu kam dann noch die Einäscherung ganzer Städte und Ortschaften in den Kriegen, für die ja auch die modernen Kriege leider noch Beispiele genug liefern, wenn auch heutigestags jede Zerstörung im Kriege, die um ihrer selbst willen geschieht, als völkerrechtswidrig betrachtet wird.

Aus der Chronik der großen Feuersbrünste — seien es Brandkatastrophen, welche Städte, oder solche, die einzelne hervorragende Bauten betrafen — wollen wir nachstehend dem Leser einige der bemerkenswertesten vorführen.

Wohl die älteste Einäscherung einer ganzen Stadt, von der wir Kunde haben, ist die Zerstörung Ilions oder Trojas durch die Griechen, die nach der gewöhnlichen Annahme im Jahre 1184 (nach anderen 1127) v. Chr. stattgefunden hat. Wohl sind es nur dichterische Schöpfungen, denen wir nähere Kunde über jenes Ereignis verdanken, doch liegen ihnen zweifellos geschichtliche Thatsachen zu Grunde, wofür ja auch die Ergebnisse der Schliemannschen Nachgrabungen in Hissarlyk zu sprechen scheinen. Im Jahre 480 v. Chr. wurde Athen, das seine Bewohner auf Betreiben des Themistokles preisgegeben hatten, von den Persern verbrannt, und im Jahre 390 v. Chr. erfuhr die Siebenhügelstadt die gleiche Verwüstung durch die Horden der Gallier.

Unter Tiberius verheerten zweimal (in den Jahren 27 und 36 n. Chr.) Feuersbrünste Stadtviertel von Rom; unter Nero fand dann im Jahre 64 jener furchtbare neuntägige Brand statt, wodurch der größte Teil der Stadt,

Der Brand Roms unter Nero.

darunter die ehrwürdigſten Tempel und Heiligtümer der Vorzeit, wie die unſchätzbarſten Meiſterwerke griechiſcher Kunſt zu Grunde gingen, und die unteren Volksklaſſen dem furchtbarſten Elende preisgegeben wurden. Man rechnete aus, daß das Feuer an demſelben Tage (19. Juli) ausgebrochen ſei, an dem einſt der galliſche Brand gewütet. Von den vierzehn Stadtteilen blieben nur vier unverſehrt, drei brannten bis auf den Grund nieder. Die Volksſtimme bezeichnete den unmenſchlichen Kaiſer Nero ſelbſt als den Urheber dieſer Kataſtrophe; er habe, ſo berichten die Zeitgenoſſen, einmal das Schauſpiel des brennenden Troja genießen wollen und deswegen Rom an verſchiedenen Punkten anzünden laſſen.

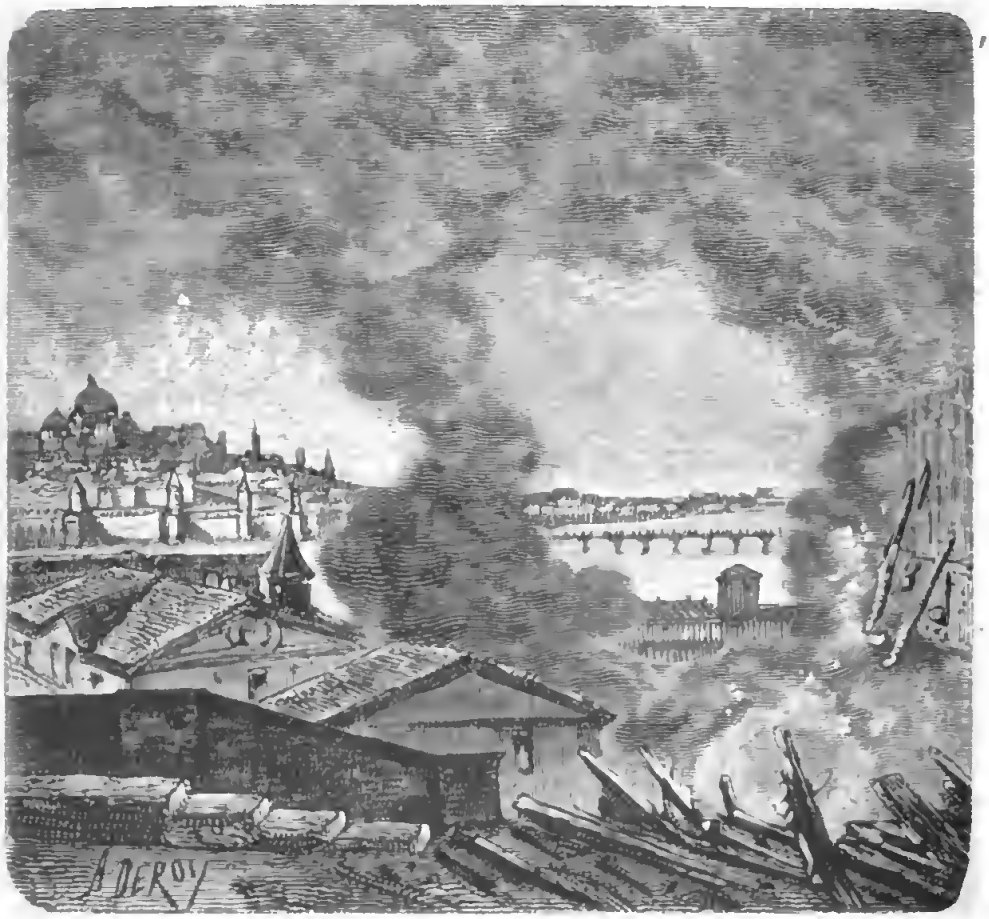
Je zahlreicher und genauer die geſchichtlichen Quellen werden, deſto häufiger werden auch die Nachrichten über gewaltige Feuersbrünſte, und es giebt kaum eine ältere Stadt, die nicht eine derartige Kataſtrophe in ihren Jahrbüchern zu verzeichnen hätte.

Paris brannte erſtmals zum großen Teile im Jahre 586 nieder durch die Unvorſichtigkeit eines Bürgers, der — wie Gregor von Tours uns berichtet — ſeine Kerze neben einem Faß von Oel brennen gelaſſen hatte. 856 brannten es die Normannen nieder, und was damals die Flammen verſchont hatten, legten jene wilden Horden im darauffolgenden Jahre in Aſche. Weitere verheerende Brände fanden in den Jahren 886, 1034, 1360 und 1618 ſtatt.

London hatte ſeinen „großen Brand" im Jahre 1666, nachdem kaum die Peſt erloſchen war, welche im Vorjahre 68,596 Menſchen hingerafft hatte. Das ſogenannte „Monument", eine 1671 bis 1677 von Chr. Wren errichtete, 61½ Meter hohe doriſche Säule, auf deren Gipfel eine vergoldete Flammenkugel angebracht iſt, und deren Galerie von allen Fremden wegen der herrlichen Ausſicht beſtiegen wird, erhebt ſich an der Stelle, wo damals der ver-

Der Brand von London im Jahre 1666.

hängnisvolle Brand entstand. Es war in der Nacht vom 11. zum 12. September, als in dem Hause eines Bäckers in der New Fishstreet Feuer ausbrach, das in den dort vorhandenen Holzvorräten reichliche Nahrung fand. Da die Straßen damals fast alle noch sehr eng waren und



Das brennende Moskau (1812).

die oberen Stockwerke über die unteren vorsprangen, so daß die Dächer oben fast zusammenstießen, so gewann das Feuer, das durch einen heftigen Nordostwind noch mehr angefacht wurde, im Nu eine riesige Ausdehnung. Es wütete fünf Tage und fünf Nächte und legte im ganzen 13,200 Wohnhäuser in Asche, daneben verschiedene Kirchen,

Brand der Kathedrale von Rouen (1822).

unter anderen die alte St. Pauls Kathedrale, das Zollgebäude, das Stadthaus und das Newgate-Gefängnis. Die niedergebrannten Gebäude erstanden aber sehr bald wieder aus ihren Trümmern, wozu nicht wenig beitrug, daß jeder Hausbesitzer, der sich zum sofortigen Wiederaufbau entschloß, auf sieben Jahre von der damals bestehenden Schornsteinsteuer befreit wurde. Zugleich erließ König Karl II. die Bestimmung, daß fortan Häuser nur aus Ziegeln oder Stein erbaut werden dürften.

Der Weltgeschichte gehört der berühmte Brand von Moskau im Jahre 1812 an, der den Wendepunkt in dem Geschick des korsischen Welteroberers bedeutete. Am 14. und 15. September hielt Napoleon I. nach dem blutigen Siege bei Borodino mit seiner noch immer über 100,000 Mann zählenden Armee seinen Einzug in die alte Zarenstadt, wo er im Kreml seine Residenz nahm. Dort gedachte er sich, nachdem er den Frieden diktiert haben würde, von seinem Heere zum „Kaiser des Abendlandes, Oberhaupt des europäischen Bundes und Verteidiger der christlichen Religion" ausrufen zu lassen, indessen das Schicksal hatte es anders beschlossen. Die Insignien seiner kaiserlichen Würde: Mantel, Scepter und Krone, hatte er mit nach Moskau genommen; sie sind nachher nicht wieder zum Vorschein gekommen und wahrscheinlich auf dem kläglichen Rückzuge in der Verwirrung der Ausfahrt aus Wilna verloren gegangen.

Schon vor dem Einmarsch hatte man von ferne einzelne dicke Rauchsäulen aus Moskau emporsteigen sehen. Gleich in der ersten Nacht liefen im Kreml Meldungen auf Meldungen ein, daß die Stadt an verschiedenen Punkten brenne, und bald konnte kein Zweifel mehr darüber bestehen, daß man einen dem Untergange geweihten Ort besetzt hatte. Ein scharfer Nordostpassat peitschte das entfesselte Element mit unheimlicher Schnelle weiter, und

Brand der Kathedrale von Chartres (1836).

gegen Mittag des 16. September stand die ganze Stadt in Flammen, vor denen man nur mit Mühe den Kreml schützen konnte. Eilends mußte Napoleon den Palast verlassen; er begab sich mit seinen Garden nach dem Lustschlosse Petrowskoje, von wo aus er die „heilige Stadt" der Russen, deren Besitz seinem Ehrgeiz als der höchste Triumph erschienen war, in Feuersgluten untergehen sah. Am 20. September erst ließ der furchtbare Brand nach. Drei Viertel der Stadt lagen in Asche; der Gesamtverlust an Brand- und Kriegsschäden in der Stadt und dem Gouvernement Moskau ward auf 321 Millionen Rubel geschätzt.

Unter den Einzelgebäuden, deren Brände von allgemeinem Interesse sind, stehen die Kirchen obenan. Solange ihre Türme noch gar keine Blitzableiter oder aber solche besaßen, deren mangelhafte Einrichtung den aus der Wolke niederzuckenden Strahl nicht abzulenken vermochten, ist die Mehrzahl der Feuersbrünste von Kirchen durch Blitzschlag veranlaßt worden. Ein Beispiel dafür bietet die herrliche gotische Kathedrale von Rouen, die an Stelle einer im Jahre 1200 niedergebrannten sich erhebt. Sie hat drei Türme, von denen der über dem Kreuz der Kirche emporsteigende Mittelturm früher eine hölzerne, mit Blei gedeckte Spitze, die Pyramide Robert Becquets genannt, hatte. In der Nacht des 15. September 1822 schlug der Blitz in die Spitze dieser Pyramide, die alsbald in hellen Flammen stand. Der Turm war nicht zu retten, die Spitze stürzte ein und fiel zunächst auf das Seitendach der Kirche und von dort auf ein daneben stehendes Haus, dessen obere Stockwerke sie einschlug. Ein großer Teil des Dachstuhles der Kathedrale brannte ebenfalls; den vereinten Anstrengungen der Bürgerschaft und der Garnison gelang es aber gegen Morgen doch, dem weiteren Umsichgreifen des Feuers Einhalt zu thun und die Kathedrale zu retten. An Stelle der verbrannten Spitze erhielt

Der Brand des Towers in London (1841).

ſie alsdann eine neue von Eiſen, die 150 Meter hoch iſt und alſo nur dem Ulmer Münſter und dem Kölner Dom an Höhe nachſteht.

Die fünfſchiffige gotiſche Kathedrale von Chartres, eine der ſchönſten Kirchen Frankreichs, wurde in ihrer älteſten Geſtalt im Jahre 1020 vom Blitz getroffen und brannte nieder. Sie wurde dann von 1194 bis 1260 ſo aufgebaut, wie man ſie im weſentlichen heute ſieht, kam aber noch wiederholt in Gefahr, von den Flammen zerſtört zu werden. So im Jahre 1506, als ſie abermals ein Blitzſtrahl traf, und in den Jahren 1674 und 1836. Die beiden letzten Male brach das Feuer durch einen unglücklichen Zufall aus. Am 4. Juni 1836 waren Klempner auf dem mit Blei gedeckten Dache der Kathedrale geweſen, um einige Beſchädigungen, welche die Bedachung durch einen heftigen Sturm erlitten hatte, auszubeſſern. Sie hatten oben einen kleinen tragbaren Ofen aufgeſtellt und Feuer darin angemacht, um ihre Lötkolben darin glühend zu machen. Der auch an dieſem Tage noch ziemlich heftige Wind ſcheint unbemerkt einen Funken zu dem bei der Ausbeſſerungsarbeit bloßgelegten hölzernen Sparrenwerk des Daches getragen zu haben, der dort weiter glimmte. Um ſechs Uhr nachmittags ſtand dann plötzlich das Dach des ehrwürdigen Gotteshauſes in Flammen, was ein furchtbar-ſchönes Schauſpiel gewährte. Das ganze Dach wurde vom Feuer zerſtört, ebenſo die Glocken; glücklicherweiſe gelang es aber, aus dem Inneren der Kirche die zahlreichen, dort befindlichen Kunſtſchätze u. ſ. w. rechtzeitig in Sicherheit zu bringen.

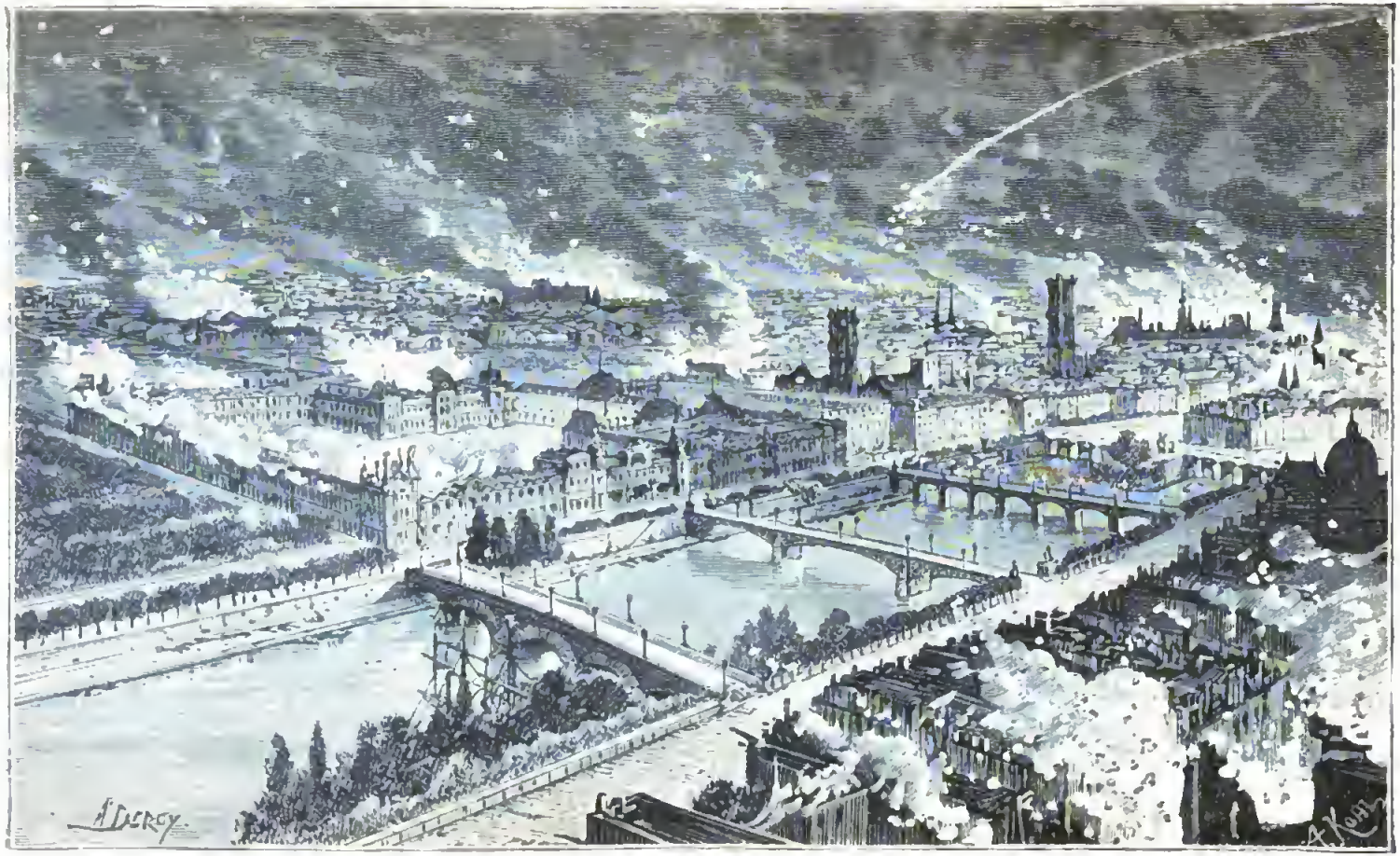
Sehr viele Kunſtſchätze und unerſetzliche Altertümer dagegen gingen bei dem großen Brande des Towers in London 1841 zu Grunde. Das Feuer, deſſen Urſache niemals aufgeklärt worden iſt, nahm ſeinen Anfang in dem Inſpektionsſaal, der unterhalb jenes Gemaches lag,

Die große Feuersbrunst in Konstantinopel (1870).

in welchem der Sage nach der Herzog von Clarence, Sohn Eduards IV., in einem Faſſe Malvaſier ertränkt worden ſein ſoll. Ein draußen am Towerhügel Vorübergehender gewahrte um halb elf Uhr abends einen verdächtigen Schein unter der Kuppel des Runden Turmes und benachrichtigte eine Schildwache, die ſofort einen Alarmſchuß abfeuerte. Die ganze Garniſon eilte zu Hilfe, aber das Feuer griff noch lange weiter um ſich, da es an Waſſer zum Löſchen fehlte, weil die nahe Themſe infolge der anhaltenden Dürre jenes Sommers faſt ausgetrocknet war; auch reichte der Strahl der Feuerſpritzen nicht bis zur Höhe des Runden Turmes empor. Dieſer ſowie der Uhrturm brannten ganz aus, ebenſo wurde das Zeughaus mit ſeinen Waffen und Trophäen von den Flammen zerſtört, an deſſen Stelle ſich jetzt die Towerkaſerne erhebt. Mit Aufbietung aller Kräfte gelang es wenigſtens, den Weißen Turm und die Kirche St. Peter ad vincula, die gleichfalls ſchwer bedroht waren, zu retten.

Unter den Städtebränden neuerer Zeit ſteht der von Hamburg obenan. Das Feuer brach am 5. Mai 1842, frühmorgens bald nach ein Uhr, in einer Cigarrenfabrik aus und konnte erſt am 8. Mai gegen Mittag unterdrückt werden, wobei drei am Tage zuvor von London angekommene Dampfſpritzen die wirkſamſten Dienſte thaten. Die Flammen hatten inzwiſchen faſt den dritten Teil des bebauten Areals der altberühmten Hanſeſtadt in Aſche gelegt. 1729 Häuſer und 102 Speicher waren ein Raub der Flammen geworden, gegen 20,000 Menſchen obdachlos, und der Geſamtſchaden belief ſich auf etwa 135 Millionen Reichsmark.

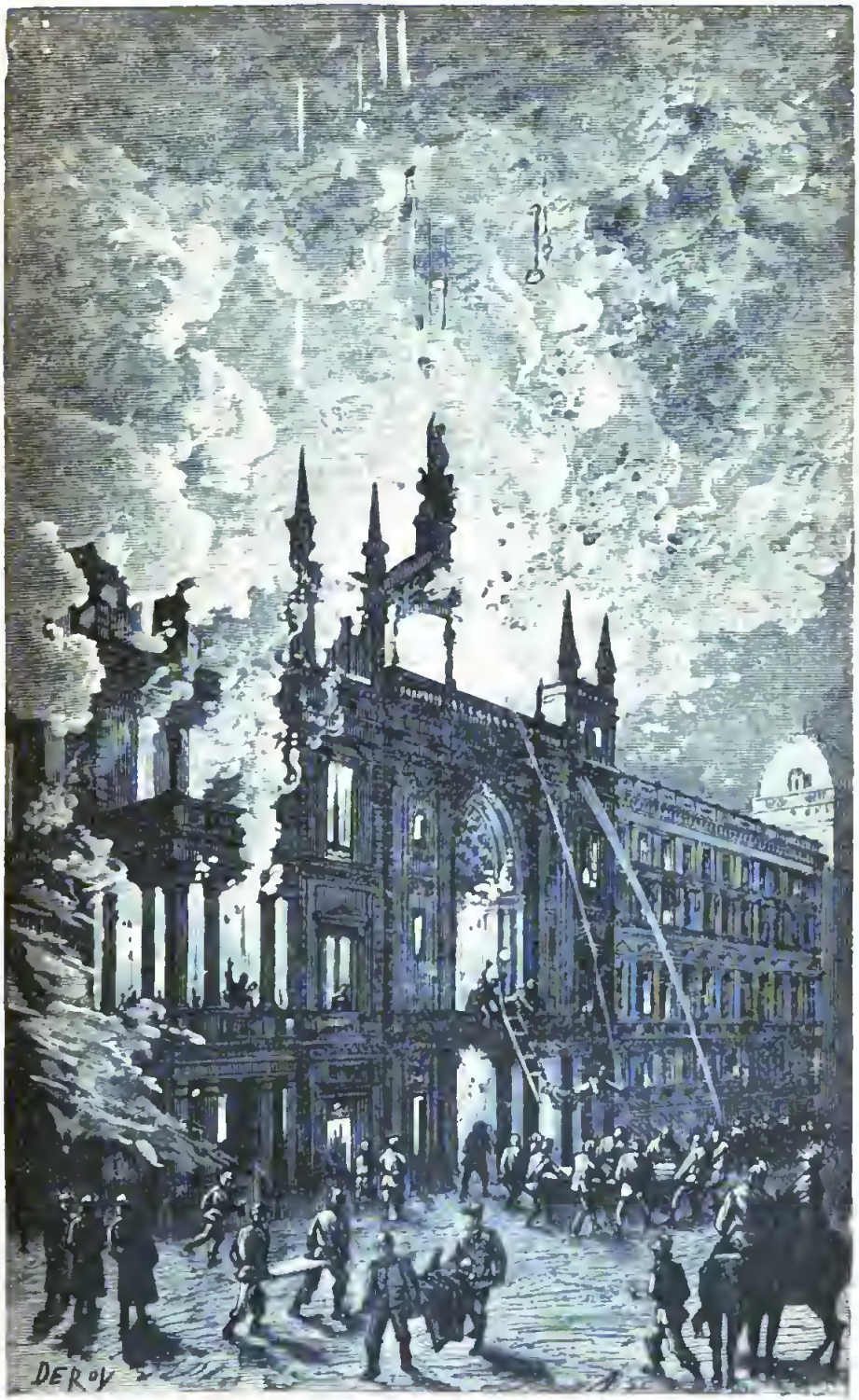
Von den europäiſchen Staaten iſt nächſt Rußland die Türkei dasjenige Reich, welches die zahlreichſten und verheerendſten Feuersbrünſte aufzuweiſen hat. Konſtantinopel ſelbſt hieß bei den Türken bis vor einem Vierteljahrhundert



Das brennende Paris im Mai 1871.

der „Ort der Brände"; es war kaum etwas Außergewöhnliches, daß 3000, selbst 5000 Häuser niederbrannten, und bei keinem Feuer ging es unter einem Verlust von 200 bis 300 Häusern ab. Die Hauptbrände in unserem Jahrhundert waren die von 1808, 1826 und 1870. Am 5. Juni 1870 wurde die Vorstadt Pera, welche Galata und Tophane überragt und der Sitz aller Gesandtschaften und Konsulate ist, zum größten Teil von den Flammen verzehrt, 2000 Menschen verloren dabei ihr Leben. Die Hauptstadt des türkischen Reiches entbehrte bis dahin einer wohlorganisierten Feuerwehr. Die Tulumbadschis oder Spritzenleute, die über die ganze Residenz in 120 Gruppen verteilt waren und noch sind, eilten bei dem Feuerlärm mit kleinen tragbaren Spritzen zur Stätte des Unglücks, begannen aber erst ihre Rettungsarbeit, nachdem sie mit dem Hausbesitzer über die Belohnung, die er ihnen dafür zahlen sollte, einig geworden waren. Bei dem Brande von 1870 hatte der Sultan Abdul Asis beim Galata-Serai in einem großen hölzernen Hause Aufstellung genommen, um den Brand zu beobachten. Als die feurigen Wogen sich immer näher heranwälzten, erklärte der Beherrscher der Gläubigen zornig, er werde sämtliche Tulumbadschis ohne Gnade hängen lassen, wenn das Feuer auch dieses Gebäude ergreifen sollte. Das wirkte, und nun wurde der Brand endlich gelöscht. Diese Feuersbrunst hatte aber die Folge, daß der damalige Oberkommandant der Pester Feuerwehr, Graf Edmund Szechenyi, nach Konstantinopel berufen wurde, um dort neben den Tulumbadschis eine militärisch organisierte Feuerwehr einzurichten. Dies geschah, und seitdem sind große Brände in der türkischen Hauptstadt eine Seltenheit geworden.

In einer Chronik der bemerkenswertesten Feuersbrünste darf auch der Brand von Paris im Mai 1871 nicht vergessen werden. Wohl hatte es auch während der Be-



Der Brand des Wiener Ringtheaters (1881).

schießung durch die deutsche Artillerie bald hier, bald dort in der Seinestadt gebrannt, allein diese Feuersbrünste und der dadurch angerichtete Schaden kamen doch für das Ganze, im Vergleich zu dem Gesamtumfange der Riesenstadt, kaum in Betracht. Den Franzosen selbst, den Mitgliedern der bereits dem Untergange geweihten Kommune, blieb es vorbehalten, jene ungeheure Feuersbrunst zu entfachen, die einen großen Teil des Seinebabels vom Morgen des 24. Mai bis zum 28. Mai in ein Flammenmeer verwandelte und zahlreiche Monumentalbauten, wie die Tuilerien, das Stadthaus, das Finanz- und das Justizministerium u. s. w., in Asche legte.

In dasselbe Jahr fiel der erste große Brand von Chicago, dem 1874 ein zweiter folgte. Diese beiden Feuersbrünste ließen 18,450 Häuser mit fast sämtlichen öffentlichen Gebäuden der Stadt am Michigansee in Flammen aufgehen und verursachten einen Schaden von 194 Millionen Dollars. Chicago ist aber, wie die Weltausstellung gezeigt hat, seitdem aus der Asche wie ein Phönix verjüngt und verschönert hervorgegangen.

Einen erschreckenden Umfang hat in neuerer Zeit die Statistik der Theaterbrände angenommen, so daß die städtischen Verwaltungen und die Polizeibehörden überall genaue Untersuchungen der Theater anordneten, um je nach deren Ausfall die Vornahme der für die Sicherheit des Publikums und der Künstler erforderlichen Umbauten u. s. w. anzuordnen; von hohem Werte auch in dieser Beziehung ist namentlich die Einführung der elektrischen Beleuchtung gewesen.

Wohl der grauenhafteste aller Theaterbrände war der noch unvergessene Brand des Wiener Ringtheaters am Abend des 8. Dezember 1881. Während der Zuschauerraum sich füllte, brach um 6¾ Uhr auf der Bühne beim Anzünden einer Lichterreihe dicht hinter dem Vorhang

Feuer aus, das sich mit Blitzesschnelle weiter verbreitete. Es entstand eine Panik; die verspätet anlangende Feuerwehr rettete zwar noch etwa 140 Personen, die sich an die Fenster, auf die Balkone u. s. w. geflüchtet hatten, allein nachträglich fand man im Inneren noch 447 Erstickte oder

Brennende Petroleumgruben in Pennsylvanien.

im Gedränge Erdrückte, während die die Aufsicht führenden Polizeiorgane versichert hatten, das Haus sei vollständig leer.

Aber auch in der freien Natur giebt es Brände, die furchtbare Verheerungen anzurichten vermögen, es sei nur an die Steppen- und Prairiebrände, sowie die Waldbrände erinnert. Noch unheimlicher ist der Brand eines Kohlen-

bergwerks, und brennende Petroleum- oder Naphthaquellen oder -Gruben bieten ein Schauspiel, das so leicht von keinem anderen an Furchtbarkeit übertroffen wird. In den Petroleumzonen von Nordamerika und im Kaukasus ist es wiederholt vorgekommen, daß teils durch Blitzschlag, teils durch Unvorsichtigkeit von Arbeitern die Erdölquellen mit den über ihnen errichteten Bohrtürmen oder auch mit dieser entzündlichen Flüssigkeit gefüllte Bassins und Reservoirs in Brand gerieten. In letzterem Falle mußte man das Petroleum natürlich ausbrennen lassen; im ersteren konnte das Feuer nur erstickt werden, wenn es gelang, die Mündung der Grube oder die Oeffnung des Petroleumquells zu verstopfen. Mitunter findet auch eine Selbstentzündung der Petroleumgase statt, und ein interessantes Vorkommnis dieser Art, mit dem wir unsere Chronik der Brände schließen, ereignete sich erst im Juli 1896 in dem Oeldistrikt von Oesterreichisch-Galizien. Um Mitternacht erfolgte bei Schadnico auf der Grube der Firma Gebrüder Gartenberg unterhalb Muchowate infolge heftiger Oelausbrüche auf dem neuerbauten Arthurschachte unter heftiger Detonation eine Entzündung der ausströmenden Gase. Der Schacht selbst und zwei benachbarte Kesselhäuser standen sofort in Flammen, die sich dann noch auf vier weitere Schächte ausdehnten und sieben mit Rohöl gefüllte Bassins verzehrten. Ganz Schadnico bildete ein Feuermeer und weit im Umkreise waren furchtbare Rauchwolken sichtbar. Während der Nacht gewährten die brennenden Oelausbrüche, grandiosen Fontänen gleich, einen erhaben-schrecklichen Anblick. Erst gegen Mittag des folgenden Tages gelang es, den furchtbaren Brand zu ersticken.

Mannigfaltiges.

Das Drama in den Schloßkellern von Kleve. — Als im letzten Jahrzehnt des vorigen Jahrhunderts, gemäß einer Uebereinkunft der Republik Frankreich mit Preußen, das Herzogtum Kleve bis zum Frieden durch französische Truppen besetzt wurde, kam mit der 22. Brigade der Lieutenant Karl Surville, dessen Eltern in Paris auf der Guillotine gestorben waren, und deren Güter die Gewalthaber eingezogen hatten, nach der Hauptstadt Kleve ins Quartier. Sein Quartiergeber, ein Herr Milner, war ein großer Liebhaber und Kenner von Altertümern und bildete mit seinem Sohne, einem Gerichtsreferendar, und seinen beiden sechzehn- und siebzehnjährigen Töchtern Alexandra und Dorothea die kleine, gut situierte Familie. Zwischen Surville, einem liebenswürdigen, begabten Offizier, und Dorothea entstand bald eine tiefe gegenseitige Neigung. Als aber der junge Mann um Dorotheas Hand anhielt, erklärte ihm Milner: „Weisen Sie mir ein Hauptmannspatent vor oder einen schriftlichen Nachweis von tausend Thalern jährlichen Einkommens, und Sie sollen Dorothea sofort zur Frau haben." Surville konnte das Geforderte nicht erbringen, denn um Hauptmann zu werden mußte er wohl noch Jahre warten, und sein und seiner Eltern Vermögen hatte der unersättliche Rachen der Revolution verschlungen. Doch er verlor den Mut nicht und gedachte sich das Wohlwollen von Dorotheas Vater auf andere Weise zu erringen, der, wie er wußte, alte Münzen, Waffen, Vasen, Manuskripte und dergleichen mindestens ebenso hoch schätzte, als ein Hauptmannspatent.

Nach einer alten Ueberlieferung sollten die ehemaligen Keller

des Kleviſchen Schloſſes, des „Schwanenſchloſſes", welches ſchon vor Julius Cäſar erbaut worden ſein ſoll, neben unermeßlichen Schätzen auch eine Menge Altertümer enthalten, und Surville beſchloß, danach zu ſuchen. Mit Gefahr ſeines Lebens wollte er in die unterirdiſchen, faſt verſchütteten Gänge eindringen und nachgraben, um vielleicht im Schoße jenes Gerölles ſein Lebensglück zu finden. Mit den nötigen Geräten verſehen, begab er ſich eines Tages, ohne irgend jemand etwas davon zu ſagen, nach der hochgelegenen Schwanenburg. Mit vieler Mühe gelang es ihm, in die dunklen, Grabesluft aushauchenden Gewölbe, die ſeit Jahrhunderten keines Menſchen Fuß betreten hatte, einzudringen, und nach langer Arbeit und großer Anſtrengung wurde ſein herzhaftes Unternehmen mit einem ſchönen Erfolge gekrönt; denn bereits am anderen Tage kam er wohlbehalten mit mehreren römiſchen Münzen, einem gut erhaltenen Helm und einem großen Bogen von Fiſchbein im Milnerſchen Hauſe wieder an.

Beim Anblick dieſer koſtbaren Altertümer, deren Fundort Surville verſchwieg, überſchüttete ihn der alte Herr Milner mit Glückwünſchen und Schmeicheleien. Surville beſchloß, ſeine Verſuche fortzuſetzen, um neue Schätze ans Licht zu fördern. Um genauere Nachgrabungen vornehmen zu können, gedachte er drei Tage dazu zu verwenden, und zog deshalb ſeine Geliebte ins Geheimnis. Obgleich Dorothea ihn beſchwor, von dem gefahrvollen Unternehmen abzulaſſen, begleitete ſie ihn endlich doch ſelbſt, und ſie kamen, mit Windlichtern, Inſtrumenten und Lebensmitteln reichlich verſehen, zum Eingange der Keller. Hier bat Surville die Geliebte, zurückzukehren, damit ihre Abweſenheit die Eltern nicht auf ihre Spur leite, und dieſe willigte nach langem Sträuben in ſein Begehren. Nach einem thränenreichen Abſchiede übergab ſie dem neuen Theſeus einen langen Faden, der ihn, bei irgend einem unerwarteten Abenteuer, wieder zum Eingange, oder ſie ſelbſt zu ihm führen ſollte, wenn er nach Verlauf von drei Tagen nicht zurückkehre.

Der zweite Tag der Entfernung Survilles war noch nicht vorüber, als General Gaſtine, der Kommandant der Diviſion, nach Kleve kam und der 22. Brigade den Marſchbefehl überbrachte, um ſich mit der Sambre- und Maasarmee zu vereinigen.

In allen Gassen hörte man Generalmarsch schlagen, und bald war die Compagnie, zu welcher Surville gehörte, versammelt, nur er allein fehlte noch. Man wußte nicht, was man von seinem Ausbleiben halten sollte; Urlaub hatte er nicht nachgesucht und auf der Krankenliste stand er auch nicht. Wo war der sonst so pflichttreue Mann, der, trotzdem ihm der Finger einer Hand amputiert worden war, seinen Abschied nicht erbeten hatte, und der mit Leib und Seele Soldat war? Die Brigade setzte sich schließlich ohne Surville in Marsch, kehrte jedoch, durch einen Gegenbefehl veranlaßt, am anderen Morgen nach Kleve zurück, und General Gastine setzte sofort ein Kriegsgericht ein, um dem Deserteur Surville das Urteil zu sprechen.

Im Milnerschen Hause war man von allen Vorgängen unterrichtet. Der dritte Tag ging zur Neige und noch war Surville nicht zurück. Dorothea, von Angst fast verzehrt, wartete, bis sie niemand beobachtete, dann machte sie sich allein zu den Kellern auf den Weg. Sie erreichte glücklich den Eingang, doch war sie kaum eingetreten, als die Grabeskälte und der Modergeruch sie einer Ohnmacht nahe brachten, und sie sank auf einen Stein nieder. Nahe daran, ihrer aufgeregten Phantasie in dieser für ein Frauengemüt so grauenhaften Umgebung zu unterliegen, berührte sie zufällig den an dem Stein, auf welchem sie saß, befestigten Faden, welchen sie dem Geliebten eingehändigt hatte. Nun kehrte all ihr Mut wieder zurück. Sie erhob sich freudig, ergriff mit der einen Hand den Faden, mit der anderen ihre Wachsfackel und machte sich auf den Weg. Langsam schritt sie in den unabsehbaren Gängen vorwärts, durch eine Menge Krümmungen und über herabgerissenes Geröll; hell flackerte die Fackel und beleuchtete mit rotem Schein die rissigen Gewölbe. Fast eine Stunde lang war sie in den labyrinthischen Gängen, die sich in unzähligen Windungen immer tiefer hinabzuziehen schienen, umhergeirrt, da vereiste fast ihr Blut, denn der Faden, ihr einziger Wegweiser und ihre ganze Hoffnung, hatte ein Ende. Unbeweglich und sprachlos vor grauenhafter Angst stand sie lange da, bis sie sich endlich krampfhaft aufraffte und mit lauter Stimme klagend rief: „Karl, mein Karl, wo bist du? Bist du tot?“ — Und — „tot! — tot!“ — war der einzige Laut, den

das Echo widerhallte, dann umgab sie wieder Grabesstille. — Dorothea zweifelte nicht mehr, daß ihr Geliebter den Tod gefunden habe, und sie beschloß, ihn unter allen Umständen zu suchen. Sie eilte aufs Geratewohl in einen Seitengang, aber nur einige Schritte machte sie, dann stand sie plötzlich vor seiner Leiche, die halb unter einer niedergestürzten Mauer begraben lag. Der Tod an der Seite des Geliebten dünkte ihr eine Erlösung zu sein, doch der Gedanke drängte sich ihr auf, daß es ihre Pflicht sei, den Verdacht, der auf ihrem unglücklichen Bräutigam durch sein Verschwinden lastete, zuvor zu entkräften. Aber wie sollte sie das auf unwiderlegbare Weise erreichen? Lange sann sie nach, endlich ergriff sie das neben der Leiche liegende Beil und mit rascher That sicherte sie sich einen unwiderleglichen Todesbeweis und eilte, geleitet durch den Faden, aus den Kellern heraus und ins Elternhaus zurück. Hier begegnete ihr zuerst die Schwester Alexandra, die über ihr ganz verändertes Aussehen einen Todesschrecken bekam.

Unter Thränen erzählte die Arme, was sich zugetragen und fragte: „Was spricht man von Karl?"

„Eben wird über ihn geurteilt!" erhielt sie zur Antwort.

Eiligen Fußes flog Dorothea zu dem Hause, wo das Kriegsgericht seine Sitzungen hielt, und stürzte in dem Augenblicke in den Saal, als der Präsident mit lauter Stimme verkündete: „Karl Eugen Surville, der Desertion aus einer Grenzfestung überwiesen, ist einstimmig ver—"

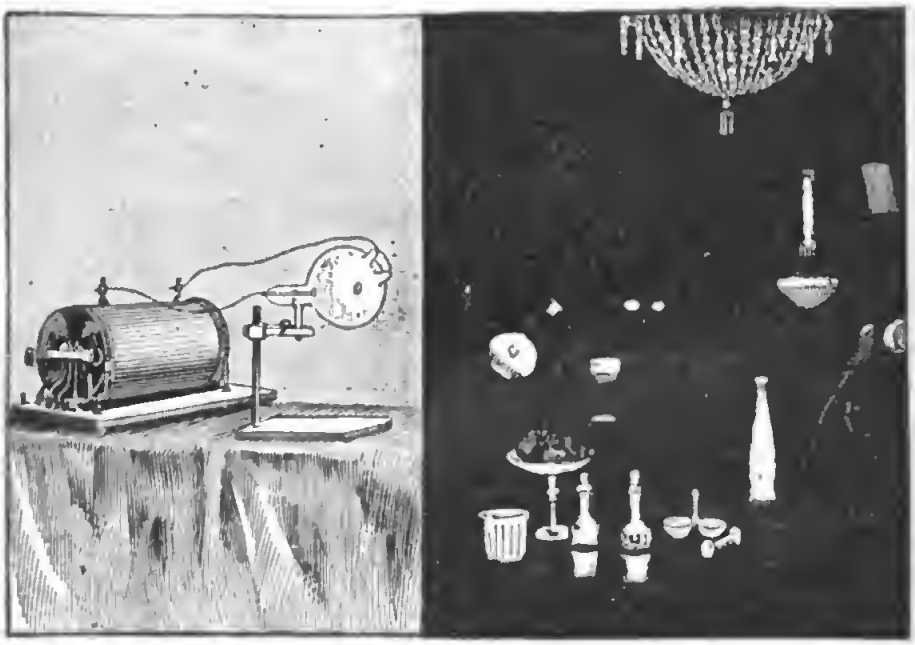
„Gerechtigkeit, Gerechtigkeit!" schrie das unglückliche Mädchen; „Karl ist nicht desertiert, er ist für mich und unsere Liebe gestorben!"

Bei diesen Worten zog sie die abgehauene Hand des Geliebten hervor, die durch das Fehlen eines Fingers jedermann kenntlich war, und sank dann, von einem Herzschlage getroffen, entseelt zu Boden.

Die über das merkwürdige Vorkommnis berichtenden Akten sind noch vorhanden. C. T.

Neue Erfindungen: I. Eine merkwürdige Eigenschaft der Röntgen-Strahlen. — Dem rastlosen Streben der Physiker und Techniker ist es jetzt schon gelungen, durch Verbesserung der Apparate mittels der Röntgen-Photographie Leistungen zu erzielen, welche die kühnsten Erwartungen übertreffen. Auf dem

jüngst in Berlin abgehaltenen Chirurgenkongreß wurde von verschiedenen hervorragenden Fachmännern eingehend dargelegt, die praktische Medizin habe in anderthalb Jahren mittels der X-Strahlen schon so bedeutsame Resultate zu verzeichnen, daß man noch viel Größeres auf diesem Gebiete von der Zukunft erwarten dürfe. Die Erforschung der verschiedensten Fremdkörper im menschlichen Körper geschieht auf diese Weise mit der größten Zuverlässigkeit;



Durch Röntgen-Strahlen leuchtend gemachte Gläser, Krystalle und Brillen.

ferner bieten die Erkrankungen der Knochen, sowie die Bestimmung der Lage innerer Teile und dergleichen mehr ein sehr ergiebiges Feld für die Röntgen-Photographie, und auch eine direkte Heilwirkung der Röntgen-Strahlen ist in gewissen Fällen nachgewiesen. Dann giebt es zahlreiche technische Gebiete, auf denen diese Photographie überraschende Ergebnisse herbeigeführt hat. Ein Konstrukteur physikalischer Apparate, Radiguet in Paris, hat bei seinen Versuchen kürzlich eine ganz neue Eigenschaft der Röntgen-Strahlen entdeckt, welche von hohem wissenschaftlichem und technischem Interesse ist.

Man wußte bereits, daß unter der Einwirkung von Röntgen-Strahlen gewisse Substanzen fluorescierend werden. Diese Eigen-

ſchaft wurde benutzt, um das Fluoroſkop herzuſtellen, das eine direkte Erforſchung des Inneren undurchſichtiger Körper ohne Beihilfe der Photographie geſtattet. Radiguet fand nun, daß, wenn man durch die Entladungsröhre einen hinreichend kräftigen elektriſchen Strom ſchickt, gewiſſe Subſtanzen, wie Glas, Kryſtall, Edelſteine, Porzellan u. ſ. w., fluorescierend werden. Es läßt ſich auf dieſe

Der automatiſche Haken.

Weiſe eine ganz überraſchende Wirkung erzielen, welche unſere Abbildung veranſchaulicht. In einem Raum ſtellt man einen Induktionsapparat auf, der aber mindeſtens Funken von 50 Centimeter Länge geben muß und auf die Röhre wirkt. Dann bringt man in einem anſtoßenden Gemach oder auch in dem erſteren Raum, wenn ſich dort eine vollkommene Dunkelheit erzielen läßt, verſchiedene Gegenſtände aus obengenanntem Material an, indem man ſie auf einen Tiſch legt, an den Wänden aufhängt u. ſ. w. Sobald der Apparat in Wirkſamkeit tritt, leuchten dann auf einmal in der Finſternis Gläſer, Flaſchen, Kronleuchter u. ſ. w.

auf, ja selbst die Brillen, welche etwa Zuschauer tragen, ohne daß man letztere selbst sieht, was einen ganz geisterhaften Eindruck hervorbringt. Ergreift einer der Anwesenden ein Glas, eine Flasche oder dergleichen, so sieht man diese Gegenstände sich hin und her bewegen, ohne daß man die Ursache davon gewahren kann. Noch phantastischer wirkte es, als Radiguet mit einer Maske und Händen aus Krystall operierte, die er für diesen Zweck hatte anfertigen lassen. Fr. R.

II. Ein automatischer Haken. — In England findet jetzt ein selbstthätiger, sehr praktischer Haken, wie ihn unsere Abbildung zeigt, vielfach Verwendung, so zum Beispiel zum Aufhängen von Bildern und anderen schweren Gegenständen. Der Hauptvorzug dieser neuen kleinen Erfindung besteht darin, daß der Haken desto fester hält, je größer die Last ist, die man ihm anvertraut. Wie man aus Figur 1 ersieht, dreht sich der Haken A um den Angelpunkt C; die excentrisch vertiefte Innenfläche drückt um so stärker gegen die Stützstange D am Punkt E, je mehr man den Haken belastet. Der Rahmen B umschließt die Stützstange D und läßt sich, sobald der Haken lose ist, auf und ab bewegen, wie dies Figur 2 veranschaulicht. Man kann daher zum Beispiel ein Gemälde je nach Wunsch höher oder tiefer hängen und braucht nicht in Sorge darum zu sein, ob der Haken auch das Gewicht trägt. Ho.

Schmuggelabenteuer eines Ministers. — Der frühere ungarische Ministerpräsident Wekerle fuhr ziemlich oft zwischen Budapest und seinem nahe gelegenen Gute hin und her, und sein Gepäck bestand dabei nur aus einem Handtäschchen, welches eine Mütze und ein paar Taschentücher enthielt.

Eines Tages traf er auf der Rückkehr nach der Hauptstadt mit einem befreundeten Gutsnachbar zusammen. Herr v. F. hatte auch ein Handtäschchen bei sich, ganz ähnlich dem des Ministers. Die Herren führten eine sehr angeregte Unterhaltung, und plötzlich rückte F mit einem Geständnis heraus: „Excellenz, ich muß dir beichten, ich habe geschmuggelten Tabak bei mir."

„Ei der Tausend!"

„Ja, wahrhaftig," und F. zeigte den Inhalt seiner Tasche, die ganz angefüllt war mit feinem Tabak. Wekerle riet nun lachend

dem Freund, in Steinbruch auszusteigen, da er, der Minister, andernfalls den Schmuggel der Budapester Finanzwache anzeigen müsse. F. hielt das für Scherz, der andere aber ließ nicht locker, und der Schmuggler verfiel nun auf einen losen Streich. Die beiden Herren langten in der Hauptstadt an und schritten nach dem Ausgange des Bahnhofs, wo zwei Finanzwachleute postiert sind. Wekerle blieb stehen und meinte lächelnd: „Der Herr hier hat unverzollten Tabak in seiner Tasche."

F. aber antwortete ganz ruhig: „Das ist unwahr. Wohl aber hat dieser Herr den Tabak." Dabei zeigte er auf Wekerle. Seiner Sache sicher, öffnete Wekerle sein Gepäckstück: wahrhaftig, es war vollgepfropft mit dem teuersten Tabak. „Sapperlot, das ist ja deine Tasche!"

„O nein, hier ist die meine." Und auch F. zeigte den Inhalt seiner Tasche vor: zwei Schnupftücher und eine alte Reisemütze. Nun mußte Wekerle ohne Gnade mit zum Aufseher gehen. Der erkannte freilich den Minister schon von weitem und trat ihm mit tiefen Bücklingen entgegen. Aber Wekerle hatte sich indessen auf eine geeignete Rache an F. besonnen, hielt ruhig das Tabakspaket hin und fragte: „Wieviel ist für diesen Tabak Zoll zu bezahlen?"

„O bitte sehr, Excellenz!"

„Keine Umstände! Ich spaße nicht. Was kostet es?"

Der Aufseher machte trotzdem noch Umstände, mußte aber schließlich einsehen, daß der Minister die Sache wirklich ernst meinte. Wekerle bezahlte eine gelinde Strafe von drei Gulden fünfzig Kreuzern. Hierauf verließ er mit Herrn v. F. den Bahnhof. Auf der Straße sagte F.: „Ich danke dir vielmals, lieber Wekerle, daß du meinen Tabak verzollt hast!" Damit griff er nach seiner Tasche.

„Was willst du?" rief der Minister.

„Meine Tasche!"

„Du sagtest doch vor dem Beamten, dies sei die meine!"

„Mach keine Scherze, gieb mir meinen Tabak, ich brauche ihn nötig! Ich schmuggle dir gelegentlich anderen!"

„Fällt mir gar nicht ein, ich habe auch gerade welchen nötig, und deine Sorte ist gut! Adieu!"

Mit dieſen Worten ſprang der Miniſter in einen Fiaker und ließ Herrn v. F. ſtehen mit der alten Mütze und den beiden Schnupftüchern. V.

Der Staub der Großſtädte ſcheint trotz aller hygieniſchen Fortſchritte in der Straßenſprengung, der Anlage von Raſenplätzen und Baumreihen, der Rauchverzehrung und anderer Verbeſſerungen noch immer zu wachſen und ſeine obere Grenze noch lange nicht erreicht zu haben. Die verſchiedenſten Zeugniſſe der letzten Jahre, den größten Städten Europas entſtammend, bilden einen ſicheren Beweis für dieſe unerfreuliche Thatſache. Während ein Berliner Beobachter dieſelbe an der Durchſichtigkeit der Luft gegen den Himmel, an der Sichtbarkeit der Sterne und ähnlichen Merkmalen konſtatierte, welche ergeben, daß man in den Straßen Berlins nicht viel mehr als halb ſo viel Sterne ſieht, wie auf dem Lande, berichtet ein Pariſer Naturforſcher über die unaufhaltſame Zunahme des Bakteriengehaltes in der Luft des Zentrums von Paris. Noch 1884 zählte man daſelbſt etwa 3500 Mikroben in einem Kubikmeter Luft (oder 3½ in jedem Liter und 5 in jedem Atemzug), und 1890 waren es bereits 4790, 1893 ſchon über 6000 in jedem Kubikmeter; nur die größeren Parkflächen wieſen eine um das Zehn- bis Zwanzigfache erhöhte Luftreinheit auf. Obwohl dies keine direkten Staubmeſſungen ſind, ſo iſt doch klar, daß die Menge des Staubes etwa in demſelben Maße zugenommen haben wird, wie diejenige der Mikroben, und man kann ſich vorſtellen, wie es jetzt um das Staubmeer einer Stadt beſtellt ſein mag, von der der Aſtronom Flammarion vor 25 Jahren ſchon ſagte, daß man 500 Meter im Luftballon über ſie emporſteigen müſſe, um den erſten friſchen Atemzug zu genießen. Von einer ſeiner Ballonfahrten im Jahre 1867 ſchrieb dieſer Gelehrte: „In nordweſtlicher Richtung bekommen wir Paris zu Geſicht; es iſt in eine mächtige weiße Wolke gehüllt, als brenne unter uns ein gewaltiger Herd. Nur die Notredamekirche, das Pantheon, der Triumphbogen ragen wie Maſten daraus empor. Aber freilich haben wir zu bedenken, daß mindeſtens vier Millionen Füße dort unten den Staub der Erde treten. Welch ein Kontraſt zwiſchen dieſem undurchdringlichen Qualm und der Reinheit der Atmoſphäre, die

uns umgiebt." Was nun London betrifft, so äußert sich dort die Menge des Staubes, infolge der Feuchtigkeit der Seeluft, in jenen dicken, undurchdringlichen Nebeln, an denen die Weltstadt seit hundert Jahren leidet. Der Schade, den die Gemeinde durch die Unterhaltung der Gasbeleuchtung an jedem einzelnen Nebeltag erleidet, beläuft sich auf etwa hunderttausend Mark. Schlimmer ist die ebenso regelmäßige Zunahme der Selbstmorde an den Tagen des dichten Nebels und das Schlimmste die Zunahme der Nebel selbst. In den Wintern der Jahre 1870 bis 1875 hatte London 93 Nebel oder 19 pro Winter, in dem Zeitraum von 1885 bis 1890 aber bereits 156 oder 12 mehr als früher in jedem Jahre. Der Kohlenverbrauch hat allerdings fast ebenso stark zugenommen. Jeder derartige Nebel bewirkt auf dem Areal von London einen Staub- und Kohlenstoffniederschlag von fünfzehntausend Zentnern Gewicht. B.

Ritter Blaubart. — Die alte Sage vom Ritter Blaubart, welche auf das Kindergemüt einen solch unauslöschlichen Eindruck hervorbringt, ist keineswegs ein bloßes Gebilde der Phantasie, sondern der Held desselben ist eine historische Persönlichkeit, dessen grausame Thaten allerdings in einer anderen Richtung liegen, als die Mythe uns überliefert hat. In der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts lebte in Nordfrankreich ein Edelmann Namens Gilles de Rais, dessen Familie bedeutenden Einfluß hatte. Dieser Ritter führte wegen der schwarzblauen Farbe seines Bartes den Beinamen „Blaubart", er besaß reiche Güter an der Loire und zeichnete sich durch persönliche Tapferkeit in den Feldzügen Karls VII. aus, seine große Verschwendungssucht aber stürzte ihn ins Unglück. Um seinen zerrütteten Vermögensverhältnissen und seiner gleichfalls untergrabenen Gesundheit wieder aufzuhelfen, nahm er die vermeintlich zauberkräftige Kunst der Alchimisten in Anspruch. Besonders ein italienischer Alchimist, Francesco Prelati, redete ihm ein, er könne seine Kraft und Gesundheit durch Bäder in Kinderblut wiederherstellen. Für diese fürchterlichen Bäder hatte er nach und nach auf sein Schloß Champtoré an der Loire, dessen Trümmer noch heute zu sehen sind, eine große Anzahl von Kindern, man spricht von 140 bis 160, teils mit Gewalt, teils durch List gebracht. Als schließlich sein scheußliches Treiben

an den Tag kam, wurde er 1440, erst 36 Jahre alt, bei lebendigem Leibe verbrannt.

Das ist die historische Unterlage der Blaubartsage, daß aber Blaubart, wie die moderne Sage berichtet, wiederholt seine Frauen ermordet habe, ist geschichtlich nicht nachweisbar. Es scheint vielmehr, daß auf den historischen Blaubart die Erzählungen von dem bretonischen Weibermörder Comor, Grafen von Poher, übertragen worden sind, dessen Name und Thaten fast tausend Jahre früher in sagenhaften Erzählungen erwähnt werden. Er war nach der Ueberlieferung ein einsam in seinem Bergschlosse lebender Dynast, der ein Weib nach dem anderen heiratete und ermordete. Als er es aber zuletzt bei der schönen Trifine ebenso gemacht, ereilte ihn die Rache, indem er von einem früheren Verehrer der Ermordeten getötet worden sein soll. Auch andere Einzelheiten der modernen Blaubartsage sind bereits in der Erzählung von Trifine enthalten, zum Beispiel wie sie ihre Verwandten um Hilfe angeht, nachdem sie die Gefahr erkannt und entdeckt hat, daß Blaubart seine früheren Frauen ermordet habe. Nach der alten Sage macht Trifine diese Entdeckung dadurch, daß sich die Gräber der vier ermordeten Frauen öffnen und die Leichen sich erheben. Jede hat das Messer, den Strick oder ein anderes Instrument, womit der Mord ausgeführt wurde, in der Hand. In der modernen Form der Sage ist dagegen diese schreckliche Scene durch die bekannte Episode ersetzt, in der ein verbotenes Zimmer die Hauptrolle spielt. Die alte Sage von Trifine endigt ferner damit, daß ihr Gatte sie in den Wald verfolgt und ihr den Kopf abschlägt. So erhält die Blaubartsage, obwohl das meiste davon nur Legende ist, doch einen großen historischen Wert. Denn die Anschauungen, welche darin zu Tage treten, charakterisieren die Menschen jenes Zeitraums, welchem, neben den edelsten Bestrebungen einer neu erwachenden Kultur, Gift und Dolch der Borgia ihren Stempel aufgedrückt haben. D—l.

Edisons erster Check. — Der berühmte Erfinder und Millionär Edison hat die Zeit nicht vergessen, die er als armer Telegraphist verlebte, und noch heute blitzen seine Augen, wenn er erzählt, wie er über Nacht ein wohlhabender Mann geworden ist.

Edisons erste Erfindung war, was nicht allgemein bekannt ist,

der „Ticker", jener mit einem Glasballon bedeckte telegraphische Apparat, aus dessen klapperndem Munde fortwährend ein mit den Börsenberichten, Resultaten der Wettrennen u. s. w. bedruckter endloser Papierstreifen hervorgeht.

„Ich war damals ein armer Teufel," erzählt Edison selbst, „aber immer träumte ich von fünftausend Dollars, als dem kolossalen Vermögen, das ich einst zusammengescharrt haben würde. Mit dem Patent für den ‚Ticker' kam ich nach New York, um es loszuschlagen; ich dachte zweitausend Dollars würden viel sein, aber die heißersehnten fünftausend wollten mir nicht aus dem Sinn. Und schließlich nahm ich mir vor, frech zu sein und fünftausend zu verlangen; abhandeln konnten sie ja doch noch. So kam ich zu dem Fabrikanten, dem ich empfohlen war; ich erklärte ihm meine Erfindung, legte das Modell vor, und dann kam die Preisfrage. Als er wissen wollte, wieviel ich verlange, wurde es mir schwarz vor den Augen. Alles drängte in mir, laut fünftausend Dollars zu schreien, aber ich fürchtete, der Schreck könnte ihn töten, und ich fragte ihn schließlich stotternd, was er mir geben wolle.

Er bestellte mich auf den nächsten Morgen; die Nacht hindurch träumte ich von lauter zweitausend und fünftausend Dollarchecks. Am anderen Morgen schlich ich mich sehr schüchtern zu meinem Fabrikanten; tausend Dollars wären mir in diesem Augenblick schon als eine Riesensumme erschienen. Und mein Fabrikant sah mich gelassen an und sagte dann im kühlsten Geschäftston: ‚Wir geben Ihnen vierzigtausend Dollars, keinen Cent mehr. Ist's Ihnen nicht genug, so nehmen Sie das Ding wieder mit.'

Ich weiß nur, daß ich mit taumelndem Hirn einen Kontrakt unterzeichnete, mit einem Check für vierzigtausend Dollars auf die Straße kam, während eine Stimme in mir gellend rief: ‚Du bist betrogen, er hat dir einen wertlosen Check gegeben.' Erst als ich von der Bank die volle Summe ausbezahlt erhielt, begann ich, an mein Glück zu glauben." v. B.

Vergnügtes Leben in der Bastille. — Die Bastille, ursprünglich ein Kastell, das im Jahre 1369 zum Schutze gegen die Engländer erbaut worden, war bekanntlich jahrhundertelang ein furchtbarer Aufenthalt für viele. Aber doch nicht alle In-

haftierten der Bastille beklagten ihr Schicksal, es gab darin auch eine Gattung von Gefangenen, denen es ganz wohl ging. Sie waren „des Königs Gäste" und erfreuten sich einer Bewirtung, um die sie viele Freie beneiden mochten. Ihr Mittagsmahl bestand aus Suppe, Vorspeise, Braten, Dessert, und es kamen ihnen täglich drei Flaschen Wein zu, wovon eine Champagner war. Einige begnügten sich auch mit einfacherer Beköstigung, teilten die dadurch erzielte Ersparnis mit dem Gouverneur und nahmen dann ein ganz nettes Sümmchen bei ihrer Freilassung mit. Sie hatten auch ihre Kegelbahn, Billards und alle Gattungen Spiele.

Ein großer Teil dieser Gefangenen gehörte der vornehmen Welt an. Damals duellierten sich die Edelleute sehr häufig trotz der strengen Gesetze gegen die Duelle, indessen wurden die Delinquenten vom König meist, anstatt der gesetzlichen Sühne, nur für einige Zeit nach der Bastille als „Gäste des Königs" gesandt; dadurch entgingen sie der sonst unabwendbaren schimpflichen Strafe.

Ein besonders eklatanter Fall dieser angenehmen Sühne ist folgender. René de l'Hospital, Marquis de Choisy, behandelte seine Vasallen so unbarmherzig, daß der Pfarrer einer seiner Gemeinden dies grausame Verfahren zum Gegenstande einer Predigt nahm. Der Marquis lauerte ihm dafür mit einigen seiner Pagen auf, tötete den ihn begleitenden Landmann und brachte dem Pfarrer eine Stichwunde bei. Der alte Geistliche flehte um Gnade, allein der Edelmann schlug ihm mit dem Kolben seiner Büchse die Kinnlade entzwei, überritt den auf dem Boden Liegenden und gab ihm schließlich mit seinem Degen den Gnadenstoß. Die Geistlichkeit nahm die Sache auf, führte Klage und der Fall wurde vor das Pariser Parlament gebracht; allein der aristokratische Mörder besaß eine mächtige Familie und wurde noch vor der Verhandlung in die Bastille gesteckt, wo er als „Gast des Königs" ganz vergnüglich lebte, und aus der er schon nach einigen Tagen, nachdem das Verfahren niedergeschlagen war, wieder entlassen wurde.

So übte im Jahr 1660 der „große König von Frankreich" Gerechtigkeit! — C. T.

Die japanischen Rothschilds. — In Japan giebt es eine in der dortigen Geschäftswelt hervorragende Familie, die Mitsuis,

die man etwa mit den Rothschilds in Deutschland vergleichen kann. Der Unterschied liegt hauptsächlich darin, daß die Familie Mitsui sich nicht nur auf Finanzgeschäfte beschränkt. Aber alle ihre verschiedenen Geschäftszweige hängen untereinander zusammen. Sie haben eine große Bank in Tokio, von welcher Filialen durch das ganze Reich ausgehen, sind indessen auch Besitzer von Dampfschiffen, Kohlenbergwerken, Straßenbahnen und Fabriken der verschiedensten Art; es giebt überhaupt nichts Neues in der Welt, das nicht von ihnen unternommen und geschäftsmäßig ausgebeutet wird. Fast alle die verschiedenen Zweige des Riesengeschäfts sind unter der Leitung von Familienmitgliedern, die wieder zahlreiche Direktoren unter sich haben. Die Mitsuis verfügen über ein Kapital von etwa fünfzig Millionen Yen (über zweihundert Millionen Mark). Man findet sie überall in dem ganzen Reich. Sie leben auf großem Fuße und geben ihr Geld mit vollen Händen aus. In Tokio haben sie eine großartige Einrichtung geschaffen, den sogenannten „Mitsuiklub". Dort werden ausgezeichnete Persönlichkeiten, fremde Handelsherren und alle die, denen sie Ehre erweisen wollen, bewirtet, und zwar in wahrhaft fürstlicher Weise. Dr. Th. E.

Eine Künstlerehe. — Als Sarah Bernhardt ihren vor einigen Jahren verstorbenen Gatten, den Schauspieler Damala kennen lernte, wollte dieser nicht viel von ihr wissen, doch je kälter er wurde, desto heißer entbrannte ihre Liebe zu ihm, und sie griff zu den unglaublichsten Mitteln, um den Widerstrebenden in ihre Netze zu ziehen. So erhielt der Schriftsteller Victorien Sardou eines Tages nach Nizza folgendes Telegramm:

„Sofort Damala verhaften lassen; er hat mir sechstausend Franken entwendet. Sarah Bernhardt."

Sardou, der Sarahs Excentricitäten kannte, nahm die Sache nicht allzu ernst, steckte die Depesche in die Tasche und begab sich in den Kurpark. Dort traf er zufällig den Polizeikommissar, dem er von dem Telegramm, das er erhalten, Mitteilung machte.

„Ich habe auch ein solches Telegramm bekommen," ruft der Beamte und weist eine ebensolche Depesche vor. „Was sollen wir thun?"

„Nichts! Abwarten!" versetzte Sardou; „ich kenne Sarah

Bernhardt; sie wechselt ihre Ansichten und Pläne wie die Kleider. Warten wir die Sache ruhig ab, um so mehr, da Damala ja noch gar nicht in Nizza eingetroffen ist."

Sardou hatte recht gehabt, denn sechs Stunden später lief folgendes Telegramm der Sarah Bernhardt ein:

„Ich widerrufe! Damala nicht verhaften. Ich heirate ihn. Trauung findet in London statt."

— — — — — — — — — — — — —

Sechs Monate später erkannte bereits das Pariser Gericht auf Trennung der Ehe zwischen den beiden Gatten. L—n.

Geistesgegenwart. — Im Sommer 1822 saßen mehrere englische Seeoffiziere unfern Madras in Ostindien in einer offenen Hütte beim Mittagsmahl, als plötzlich ein ungebetener Gast, ein großer Tiger, hereinstürzte Im Nu packte er einen Seekadetten und warf ihn nach Art der Wölfe, wenn sie ein Lamm erfassen, quer über den Rücken. Die ganze Gesellschaft war vor Schrecken so erstarrt, daß keiner ein Glied rühren konnte. Gewöhnlich schlagen die Tiger ihrer Beute, wenn sie das Opfer lebendig packen, mit der Tatze zuerst den Kopf ein; dieser aber ließ seinen Kadetten ruhig oben auf seinem Rücken liegen und schwenkte den Schwanz links und rechts. Denn so pflegen diese Bestien zu verfahren, wenn sie willens sind, noch einen Griff zu thun, sich aber noch nicht entschlossen haben, was sie dem gierigen Rachen reichen wollen. Endlich wagten einige der Offiziere aufzustehen und nach den Büchsen zu greifen, die hinter ihnen im Winkel der Hütte standen. Sie legten an und wollten abdrücken, aber in diesem Augenblick unterbrach der Kadett die Totenstille mit dem Ruf: „Schießt nicht!" und er wies auf den langen Dolch, den er bei sich trug. Mit fester Hand stieß er das Messer dem Tiger ins Herz. Das Tier spreizte, als sein Blut armsdick aus der Herzwunde quoll, die Beine weit voneinander, senkte den Kopf und brach mit grimmigem Brüllen verscheidend zusammen. Die Geistesgegenwart und der Mut des Kadetten hatten ihn und die ganze Gesellschaft gerettet. D—l.

Eine glückliche Prophezeiung.— Jesaias Thomas, ein bekannter Verleger in Boston, gab zur Zeit der amerikanischen Unabhängigkeitserklärung einen Kalender heraus und sagte in

dieſem für das ganze Jahr das Wetter vorher. Zufälligerweiſe hatte er den 13. Juli ausgelaſſen, und als ihn der Setzerjunge fragte, was für ein Wetter er denn für dieſen Tag ſetzen ſolle, rief Thomas, der ſtark beſchäftigt war, ärgerlich: „Setze, was du willſt.“

Der Lehrling lief in die Druckerei zurück und ſetzte, um einen Witz zu machen: „13. Juli bringt Regen, Hagel und Schnee.“

Wie groß war aber das Erſtaunen der Leſer, als der Tag heranrückte und es wunderbarerweiſe wirklich regnete, hagelte und ſchneite.

Infolgedeſſen wurde der Kalender reißend gekauft und erfreute ſich noch lange Jahre hindurch „wegen ſeiner zutreffenden Wetterprophezeiungen“ der größten Beliebtheit. L—n.

Reporterfindigkeit. — Vor kurzer Zeit beſuchte die Königin-Regentin der Niederlande die Volksküchen in Amſterdam. Die Ehrendame führte die Regentin durch ſämtliche Räume und zuletzt auch in die Küche. Die Regentin koſtete die Speiſen, fand ſie vorzüglich, und über das Geſicht der alten Köchin huſchte ein Freudenſchimmer.

„Und wo bewahren Sie Ihre Vorräte auf?“ fragte ſchließlich die Fürſtin.

„Hier, Majeſtät,“ verſetzte die Ehrendame und öffnete die Thür eines breiten Küchenſchrankes.

In demſelben Augenblick löſte ſich von den Lippen der drei Frauen ein lauter Schrei. In dem Schranke ſtand ein Mann! Natürlich beſchuldigte man ſofort die Köchin, daß ſie trotz ihres vorgerückten Alters noch Liebeleien unterhielte, doch ſie erklärte empört, den Betreffenden noch niemals geſehen zu haben. Indeſſen war der Schuldige näher getreten, und nun ſtellte es ſich heraus, daß man es mit dem Berichterſtatter eines großen Amſterdamer Blattes zu thun hatte, der in den Schrank geſchlichen war, um einen ganz genauen Bericht über den Beſuch der Regentin in der Volksküche liefern zu können. L—n.

✲ Empfehlenswertes Geschenkwerk! ✲

Spemanns

Schatzkästlein des guten Rats.

Siebente, vielfach vermehrte und umgearbeitete Auflage.

Mit 54 Illustrationstafeln. — Elegant gebunden.

* Vorrätig in allen Buchhandlungen. *

Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart, Berlin, Leipzig.

Digitized by Google

Im unterzeichneten Verlage erscheint:

Die Erde und ihre Völker.

Ein geographisches Hausbuch

von

Friedrich von Hellwald.

Vierte Auflage. Mit vielen Abbildungen und Karten.

Bearbeitet von Professor **Dr. W. Ule.**

29 Lieferungen à 50 Pfennig.

Seit dem Erscheinen der dritten Auflage von Hellwalds „Die Erde und ihre Völker" hat der Tod dem Verfasser dieses populärsten aller geographischen Hausbücher die Feder aus der Hand genommen. — Die hiermit auf den Büchermarkt gebrachte vierte Auflage ist durch einen namhaften geographischen Fachmann, Dr. W. Ule, durchgesehen und auf den heutigen Stand der Wissenschaft erhoben worden. Das prächtige Buch wird sich in der vorliegenden Form um so mehr Freunde erwerben, als der ungemein mäßige Preis dasselbe jedermann zugänglich macht.

Das Werk erscheint in 29 Lieferungen à 50 Pfennig, wird ca. 900 Seiten mit ca. 400 Textillustrationen, 29 ganzseitigen Extrabildern und 20 Kartenseiten umfassen und ist durch die meisten Buchhandlungen, Journalexpeditionen und Kolportagebuchhandlungen zu beziehen.

Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart.

Union Deutsche Verlagsgesellschaft
Stuttgart, Berlin, Leipzig.

Bei uns ist erschienen:

Kolumbus-Eier.

Eine Sammlung
unterhaltender und belehrender physikalischer Spielereien

herausgegeben von der

Redaktion des „Guten Kameraden"
(Illustrierte Knabenzeitung).

Ein stattlicher Band mit zahlreichen Textillustrationen.

In elegantem Geschenkband Preis M. 4.—

Die hier gebotene Sammlung hübscher und ohne Schwierigkeit ausführbarer Experimente, die alle in ihrer überraschenden, leichtfaßlichen Lösung an das Ei des Kolumbus erinnern, wird überall mit Freude begrüßt werden.

Brehms Vorträge.

Vom Nordpol zum Aequator.

Populäre Vorträge von

Dr. A. E. Brehm.

Mit Illustrationen von R. Friese, G. Mützel, Fr. Specht u. a.

Elegant gebunden M. 12.—, broschiert M. 10.—

Auch in 10 Lieferungen à 1 Mark zu beziehen.

„Vom Nordpol zum Aequator" wird überall, wo man sich liebevoll in das Werk vertieft, in hohem Grade anregend, bildend und nutzbringend wirken. Vor allem sollten diese Vorträge in den Hausschatz der deutschen Familie aufgenommen werden als Meisterwerke, die nicht nur den Geist mit neuem Wissen bereichern, sondern an denen auch der Sinn für die Schönheit der deutschen Sprache und für vollendete Darstellung geübt werden kann.

Zu beziehen durch die meisten